

Wagenfeld

Die

Kriegsfahrten

der

Bremer

zu Lande und zu Wasser

zur

Begründung und Beschirmung ihrer Unabhängigkeit.

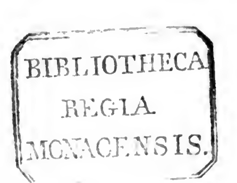
Von

Friedrich Wagenfeld.

Bremen.

Verlag von Wilh. Kaiser.

1846.



Angebliche Theilnahme der Bremer bei der Eroberung Britanniens durch Hengist und Horsa. — Friesen an der Unterweser.

Als im Anfange unserer Zeitrechnung die Römer fast den ganzen Erdkreis bezwungen, hielten sie es der Mühe nicht unwerth, auch unser Vaterland, das weite Germanien, zu unterwerfen. Nicht glänzender Beute wegen an Silber und Gold und herrlichen Marmorgebilden, wie sie ihnen Griechenland und der Orient gezollt. Denn das Land war arm und rauh, an vielen Stellen undurchdringlicher Wald. Aber es schien ihnen einen andern, köstlicheren Schatz zu bergen und die Heimath eines tapferen Volks zu sein, das als Zins Haufen von kriegerischen Männern entrichten sollte, um unter deren Beistand dem sinkenden Ruhm der römischen Adler neuen Glanz zu verleihen.

Es ist von je der Deutschen Art gewesen, wenn sie Ruhe von außen hatten, unter einander uneinig zu sein, und der innere Hader hat sie mehrmals an

den Rand des Verderbens gebracht. Aber noch jeder Fremdling, der sich ihre Thorheit zu Nutzen machte und sie in Fesseln schlug, hat die zermalmende Wuth ihrer Waffen empfunden, wenn die bittere Noth sie wiederum unter einander versöhnte, daß sie zu einander standen, und solches ist am Ersten den Römern widerfahren. Denn von jenem Augenblicke an, wo diese die nördlichen Landestheile besetzten, geriethen die Umwohner in Sorgen um ihre Freiheit. In dieser Gefahr gedachten sie lebhafter als sonst der gemeinschaftlichen Abstammung mit ihren Brüdern, und der Zorn über des Feindes Vermessenheit entzündete bei allem Volk in allen Deutschen Landen einen unvertilgbaren Nationalhaß gegen das mächtige Römervolk. Es entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod, der Jahrhunderte hindurch fast ohne Unterbrechung geführt wurde. Ueber alle Gränzen ergossen sich deutsche Heerhaufen, erstürmten ein Bollwerk nach dem andern und ruhten nicht eher, bis das Capitol in ihren Händen und Roms tausendjährige Weltherrschaft gebrochen war.

Es wohnte aber zu jenen Zeiten zu beiden Seiten der Weser, von der Elbe bis zur Ems und vom Meeresstrande bis tief ins Innere des Landes das mächtige Volk der Chauken, die sich späterhin, mit andern Stämmen vereinigt, Sachsen nannten, und daß auch diese — denen die Feinde selbst das Lob großer Milde und Gerechtigkeit nicht versagen — einen so thätigen Antheil an der Bekämpfung der Römer nahmen und mit solcher Erbitterung den Krieg führ-

ten, spricht wohl am Besten für die, durch die Gewaltthaten der Römer begründete Erbitterung in allen deutschen Gauen.

Zwar lagen ihre Wohnsitze in weiter Entfernung von den Landmarken der Römer. Aber das Meer, welches ihre Gestade in weiter Ausdehnung umspülte und die großen Ströme ihres Landes hatten sie zeitig auf die Nothwendigkeit und Vervollkommnung der Schifffahrt hingewiesen. Mit ihren leichten, zum Theil aus Thierhäuten verfertigten Schiffen durchzogen sie den Ocean, um die Küsten der römischen Besitzungen heimzusuchen und ihr bescheiden Theil zur Demüthigung des allgemeinen Feindes redlich beizutragen. Ihre Kühnheit war unbegränzt und ihre Erscheinung um so plötzlicher und unvermutheter, als sie gerade an den Gestaden, welche der Brandung und Klippen wegen für unzugänglich gehalten und aus diesem Grunde weniger sorglich bewacht wurden, am Liebsten zu landen pflegten, um die Umgegend zu verheeren und mit unerbittlicher Grausamkeit im Feindeslande zu hausen.

Mit einem Wort sie waren der Schrecken der gallischen und britischen Küste.

„Schon das Aeußere" — sagt ein Schriftsteller jener Zeit — „schon das Aeußere eines Sachsen verräth auf den ersten Blick den gebornen Seeräuber. Wo man es am wenigsten vermuthet, besonders während eines heftigen Sturms, wo jeder Andere nur auf die eigene Rettung bedacht ist, wagt er den Angriff. Beim Nachsetzen ist er seiner Beute gewiß;

fliehet er, so ist jede Verfolgung vergeblich. Der Schiffbruch schreckt ihn keineswegs von seiner Lebensweise zurück, sondern er betrachtet ihn als eine Sache, wodurch er seine Erfahrungen bereichern kann. Erst, wenn er vom Morde gesättigt und beutemüde ist, lichtet er die Anker zum Aufbruch in die Heimath, aber nicht ohne vorher, seinem gewöhnlichen Gelübde nach, den zehnten Mann der sämmtlichen Gefangenen den vaterländischen Göttern geopfert zu haben."

Solche Männer schienen unwiderstehlich, und als die Römer, in ihren eigenen Gränzen bedroht, das entfernte Britannien aufgaben und nun die Pikten und Schotten aus dem Norden hervorbrechend das ganze Eiland durch ihre Einfälle ängstigten, rief Vortiger, der König der unkriegerischen Briten die Sachsen zu Hülfe. Unter den beiden Führern Hengist und Horsa landete ein Häuflein derselben (449) mit nur drei Schiffen. Daß aber die Ankömmlinge Männer gewesen, geht daraus hervor, daß hauptsächlich durch ihren Beistand die Briten bei Stamford einen herrlichen Sieg über die Pikten erfochten und die Flüchtlinge in die schottischen Gebirge zurücktrieben. Der reiche Lohn, den sie vom Könige erhielten, lockte bald größere sächsische Heerhaufen in's Land, und als die Sachsen am Ende mit ihren Bundesgenossen in Zwist geriethen, behielten sie die Oberhand, so daß sie in Kurzem aus Helfern zu Herren des Landes wurden. Und um sich in dieser Herrschaft zu behaupten, ließen sie zahllose Haufen von Landsleuten nachkommen, die sich mit Weib und Kind nach der

neuen Eroberung einschifften und sich auf den Ländereien der vertriebenen Eingebornen niederließen.

Nun erzählen die alten bremischen Geschichtschreiber, daß die erwähnten Sachsenhelden Hengist und Horsa sich mit den Ihren in Bremen zu der Heerfahrt eingeschifft hätten. Sie tragen um so weniger Bedenken, diesen Ruhm der geliebten Vaterstadt zuzuwenden (welche schon in uralter Zeit den meisten Städten des Sachsenlandes an Glanz und Namen vorleuchtete), als in den ältesten Berichten über jene glorreiche Unternehmung der eigentliche Abfahrtsort nicht namhaft gemacht ist. Damit war denn zugleich der denkbare Fall einer wirksamen Theilnahme der Bremer an diesem ewig denkwürdigen Zuge in Aussicht gestellt. Genauere Forschungen haben aber gelehrt, daß jene ersten Eroberer höchst wahrscheinlich von Jütland aus hinübergegangen sind, und somit erweist sich jene Behauptung mit den möglichen Folgerungen als durchaus unhaltbar.

Damit soll aber keineswegs gesagt werden, daß Bremen zu jener Zeit noch nicht existirt habe. Im Gegentheil mußte dieser Fleck schon in uraltester Zeit Anbauer herbeilocken. Denn auf viele Stunden stromauf und ab kann sich dieser Oertlichkeit keine andere in Hinsicht auf die günstige Lage zur Schifffahrt und Fischerei an die Seite stellen; besonders aber, weil der Fluß sowohl als die Balge, welche die Niederlassung umgab und die fast ununterbrochenen unzugänglichen Sümpfe in der Umgegend, die zum Theil erst im zwölften Jahrhundert trocken gelegt wurden,

hinreichenden Schutz verlieh gegen die Uebermacht beutelustiger Nachbarn. Es war dies gleichsam ein verschanztes Lager, eine Burg; deshalb wurde der Ort auch Bremon genannt.

Wir haben jenes Zuges indessen Erwähnung gethan, theils der Berichtigung halber, vorzüglich aber deshalb, weil jene Sachsenzüge in der Nachbarschaft der Stadt, besonders an der Unterweser und längs dem Gestade der Nordsee eine große Umwälzung bewirkt haben. Denn so allgemein war die Auswanderung nach Britannien an den Küsten der Nordsee, daß der ganze Strich von der Ems bis zur Weser und weiter bis zur Elbe und Eider zur menschenleeren Einöde wurde. Diese Lage der Dinge machten sich die Friesen zu Nutz, die bisher im Westen der Ems gewohnt hatten und zogen in die verlassenen Wohnsitze, so daß fortan der Sachsenname in jenen Landstrichen dem Friesenvolke weichen mußte. Seit dieser Zeit finden sich zwischen Elbe und Weser die Wurstfriesen, jenseit der Elbe die Nord- oder Strandfriesen. Doch standen diese Völkerschaften mit ihren im Westen der Weser zurückgebliebenen Stammgenossen in keiner engern Verbindung.

Die Letzteren bildeten aber unter dem Namen der sieben Seelande einen großen freien Staatenbund, der sich über Westfriesland, Groningen und Ostfriesland bis an den Weserstrom erstreckte, wo er sich mit Stad- und Butjadingerland abschloß. Im südlichen Theile des Jeverlandes und in der Herrschaft Kniphausen wohnten die Rüstringer, die Oestringer um Jever und

im Amte Friedeburg, die Wangrer im nördlichen Theile von Jeverland und die Harlinger in den Aemtern Wittmund und Esens. Das waren diejenigen friesischen Völkerschaften, mit welchen die Stadt Bremen in der Folge am Häufigsten zusammengerieth, vorzüglich ihrer Seeräubereien wegen, die übrigens in jenen Zeiten keineswegs für entehrend gehalten wurden, am Wenigsten bei den Friesen.

Die Frankenkriege. — Einführung des Christenthums. — Bremen eine freie Gemeinde. — Einfall und Niederlage der Ungarn. — Die Stadt wird befestigt. — Askomannen.

Schon vor dem Ablauf des achten Jahrhunderts treten die Bremer in der beglaubigten Geschichte auf. Damals strebte der Frankenkönig Carl der Große, alle deutschen Stämme unter seinem Scepter zu vereinigen und bekriegte lange Jahre hindurch mit abwechselndem Glück die freiheitsliebenden Sachsen. Sie kämpften für die Götter des Landes und wollten nichts wissen von dem Frankenkönige und dem Christengott. Und waren sie geschlagen und gedemüthigt, so wußte der tapfere Herzog Wittekind ihren Muth von Neuem zu entflammen zu rascher Erhebung und unerwartetem Ueberfall.

Bei einer ähnlichen Gelegenheit nun wird ausdrücklich erwähnt, daß mit Hülfe der Wigmodier der Herzog Wittekind (782) den Krieg erneuert habe, und

Wigmodien war in jener uralten Zeit der Name der Landschaft rings um Bremen und an der Wümme, mit Einschluß von Lesum und Stotel. Bei dieser allgemeinen Schilderhebung können die Bremer nicht dahinten geblieben sein. Auch wird erzählt, daß der Lehrer des Christenthums und nachherige Bischof von Bremen, Willhad, dazumal dem Verderben entronnen, sein Priester Gerwal aber mit andern Christen um und bei Bremen erschlagen worden sei.

Schrecklich war die Rache Karls, als darauf sein Heer am Berge Süntel bei Hameln, unweit der Weser, eine völlige Niederlage erlitt. Er fiel verwüstend ins Land ein, ereilte das Sachsenheer bei Verden, wo er den größten Theil desselben gefangen nahm, und sein Zorn konnte nur durch die Enthauptung von fünftehalbtausend der vornehmsten Aufrührer gesühnt werden. Dies schreckliche Unglück beugte aber nicht den Muth der Sachsen. Sie erhoben sich noch einmal, kampfgieriger denn je, um die erlittene Schmach zu rächen, und erst eine zweite vollkommene Niederlage konnte sie zur vollständigen Unterwerfung vermögen, so daß sich auch Wittekind (785) mit seiner Gemahlin Gera zur Taufe bequemte. Bekanntlich wurde einige Jahre später in Bremen ein Bischofssitz gegründet, um von hier aus dem Christenthum in den umliegenden Landschaften schnelleren Eingang zu verschaffen. (788.)

Somit war vor der Hand die Ruhe in Sachsenland hergestellt. Viele aber konnten die verlorne Freiheit nicht verschmerzen, und der aufgezwungene

Christenglaube war ihnen ein Gräuel. Diese entwichen über die Elbe nach Jütland, Schweden und Norwegen, wo noch die Altäre ihrer altväterischen Götter dampften.

Diese Flüchtlinge waren von jetzt an die erbittertsten Feinde der Franken, so wie der Völker, welche sich dem Joche derselben beugten, und es entspann sich ein Vernichtungskrieg gegen die Christen, der erst mit dem gänzlichen Untergange des Heidenthums in Scandinavien und Dänemark endete.

Diese Askomannen waren die wildesten und verwegensten Seeräuber, und mehr als einmal richteten sie ihre Rachefahrten auch nach der hiesigen Gegend.

Der erwähnte Zug gegen die Franken wäre also die erste Heerfahrt, bei welcher die Theilnahme der Bremer nicht bezweifelt werden kann. Nachher verlaufen aber wieder fast anderthalb Jahrhunderte, ohne daß uns von der Bremer Waffenthaten nur das Mindeste zu Gesicht kommt.

Mit der Einführung des Christenthums aber und der Erhebung der Stadt zum Bischofssitz schien hier ein Altar der Milde und des Friedens gegründet, eines Friedens, dessen beruhigender Hauch allmählich bis in den fernsten Norden von Europa drang. Denn gerade die ersten bremischen Bischöfe waren es, welche unter Aufopferungen und Entbehrungen aller Art unter den wilden Dänen, Schweden und Normannen das Licht des Evangeliums zu verbreiten suchten, wie denn besonders Anschars erfolgreiches Wirken in dieser Beziehung nicht genug zu erheben ist.

Die Vortheile aber, welche Bremen aus diesen ununterbrochenen Missionsreisen für die Erweiterung seines Handels und die fernere Entwickelung seiner Schifffahrtskunde zog, sind nicht zu berechnen, und unbestritten wurde schon in jenen Zeiten der Grund zu dem so schnell aufblühenden Handel nach Norwegen und Island gelegt.

Aber im Jahre 913 zog ein Sturm heran gegen die Stadt, der Alles zu zerschmettern drohte. Es näherte sich nämlich eine Streifschaar der feindlichen Ungarhorden, welche damals das ganze Sachsenland mit Feuer und Schwerdt verheerten.

Dies Volk war im Anfange des neunten Jahrhunderts aus Asien gekommen und hatte sich an der Donau niedergelassen, von wo aus sie, die anerkannt besten Bogenschützen und die geübtesten Reiter, in unzählbaren Haufen auf mehrere hundert Stunden die Länder durchstreiften und Alles durch ihre Plünderungen und Grausamkeiten in Schrecken setzten. Ein Jeglicher ergriff bei der Annäherung dieser Horden die Flucht, und daß die Einwohner von Bremen dem furchtbaren Haufen die Stirn zu bieten gewagt und ihn glücklich zurückgeschlagen, konnte man sich weit und breit nur im Verein mit einem Wunder denken, und in solcher Fassung ist auch jene Begebenheit auf die Nachwelt gelangt.

„Zur Zeit des Bischofs Reinward“ — so erzählen die Alten — „fielen die Ungarn mit großen Haufen in Deutschland ein und verwüsteten die Länder mit Rauben und Brennen. Sie kamen auch nach Bremen

und verbrannten die Kirche. Sie peinigten die Priester vor den Altären und erschlugen die geistlichen Leute, die sich unter das Volk mischten. Da kam ein großes Wetter vom Himmel und versengte und verbrannte sie. Die aber verschont geblieben waren, rannten in blinder Hast in die Weser, wo sie in den Wellen ihren Tod fanden. Denn da die Wachtstraße und Tiefer der Zeit noch nicht vorhanden, so war die Gegend offen vom Dom hinunter nach der Weser. Die aber dem Feuer und Wasser entronnen waren, wurden von den Bürgern todt geschlagen."

Die Einfälle dieser flüchtigen Schaaren zeigten die Mangelhaftigkeit der bisherigen Vertheidigungsmittel des Sachsenlandes. Man erkannte die Nothwendigkeit großer befestigter Waffenplätze, wo sich im Fall eines feindlichen Einbruchs die Vaterlandsvertheidiger ungefährdet versammeln, von wo aus sie hervorbrechen, und wohin sie nach einer etwaigen Niederlage sich mit Sicherheit wieder zurückziehen könnten.

Die Anlage solcher Vesten, die in Sachsen und dem ganzen östlichen Deutschland bisher fast gänzlich gefehlt hatten, trugen ungemein zu einer rascheren Entwickelung des städtischen und bürgerlichen Lebens in diesen Gegenden bei. Denn, indem der damalige Kaiser Heinrich I. einen neunjährigen Waffenstillstand, den er vom Feinde um schwere Opfer erkauft hatte, zu großartigen Vertheidigungsanstalten benutzte, befestigte er die Städte, welche zum großen Theil offen und jedem unvorhergesehenen Anlauf blosgegeben waren, und erbaute neue Waffenplätze, wohin er die

freien Landleute durch Ertheilung wichtiger Vorrechte in Menge zu ziehen wußte. Bremen freilich, so weit von den feindlichen Gränzen entlegen, ward damals noch nicht befestigt.

Erhielt aber auch die Stadt erst später durch diese Festungswerke ein mehr städtisches Ansehn, so konnte es für die Einwohner, welche bis dahin eine freie Gemeinde unter der Verwaltung königlicher Beamten gebildet hatten, nur sehr vortheilhaft sein, als wenige Jahre nach dem Einfall der Hunnen, zu Bischofs Adaldag's Zeiten (934) Bremen der weltlichen Gerichtsbarkeit der Grafen entzogen und alle königlichen Gerechtsame in der Stadt und im Stifte der milden geistlichen Herrschaft zugewiesen wurde. Durch diese Maßregel gelangten die Erzbischöfe auch zu weltlicher Landeshoheit und es konnte nicht fehlen, daß Bremen, der gewöhnliche Aufenthalt dieser Fürsten, die in so mannichfachen Beziehungen mit dem Norden von Europa standen, mächtig emporblühte; ja es erhob sich in des ehrgeizigen und einflußreichen Adalberts Tagen zu solcher Bedeutsamkeit, daß ein gleichzeitiger Schriftsteller, mit einiger Uebertreibung, die Stadt das nordische Rom nennt.

Endlich mußte man aber auch ernstlich bedacht sein, die wohlerworbenen Reichthümer gegen die Anfälle räuberischer Horden zu schützen, und als die Askomannen (im Jahre 1000) ganz Sachsen verwüsteten, machte sich der Mangel einer Stadtmauer fühlbarer denn je. Man schritt also zu der Erbauung derselben, und als der Herzog Bernhard von Sachsen,

nach den reichen Kirchenschätzen trachtend, auch der Stadt gefährlich zu werden drohte, wurde (1030) noch ein starker Wall hinzugefügt, sowie wenige Jahre später, am westlichen Thore ein fester Thurm, von italischer Bauart, sieben Stock hoch, angelegt. Aber diesen Thurm, sowie einen Theil der Stadtmauer ließ (1043) der Erzbischof Adalbert wieder abbrechen, um von den Steinen die niedergebrannte Domkirche aufs Prächtigste wieder aufbauen zu lassen.

In diesem ganzen Zeitraum, von der Niederlage der Ungarn bis zum Jahre 1035, geschieht der bremischen Waffen keiner Erwähnung, weil die Bewohner dem gesammten Heerbann des Landesherrn eingereiht waren. Als aber in dem genannten Jahre die Askomannen mit einer zahlreichen Flotte in die Weser einliefen und ihren Raubzug bis Lesum ausdehnten, machten sich die Bremer auf, und jagten ihnen nach bis auf die Jahde, wo sie dieselben einholten und eine Menge der Räuber erschlugen.

Was die städtischen Angelegenheiten zu jener Zeit anlangt, so sei nur noch bemerkt, daß die Erzbischöfe die weltliche Gerichtsbarkeit durch einen Vogt üben ließen, der bei dem, von Bremern und aus Bremern gebildeten Schöffengericht den Vorsitz führte. Auf den übrigen Zweigen der Verwaltung ruht aber ein undurchdringliches Dunkel.

Der Bremer Fahrten ins heilige Land. — Stiftung des deutschen Ordens durch Bremer und Lübecker.

Der Ursprung der Kreuzzüge ist zu bekannt, als daß derselbe hier ausführlicher brauchte besprochen zu werden. Selbst der Boden, wo der Stifter des Christenthums gewandelt, ward in damaligen Zeiten als ein geweihter betrachtet und eine Wallfahrt nach diesem heiligen Lande als höchst verdienstlich, sühnend und segenbringend. Zeigt doch auch unsere bremische Geschichte uns schon das Beispiel eines solchen frommen Pilgers noch vor Eröffnung der Kreuzzüge. Als nämlich zu den Zeiten Bezelins die Stelle eines Domprobstes erledigt war, und der junge Edo, des Erzbischofs Vetter sich in seiner Hoffnung, dieselbe zu erhalten, getäuscht sah, legte er in seinem Zorn Feuer an im Dom, wodurch nicht allein dieser, welcher damals noch von Holz gebaut war, mit allen Kirchenschätzen verbrannte, sondern auch ein bedeutender Theil der Stadt selbst verzehrt wurde (1042.) Um diesen Gräuel zu sühnen, gab des Brandstifters Vater all' sein Gut der Kirche; Edos Nebenbuhler aber, gleichfalls Edo genannt, der ohne seine Schuld den Frevel veranlaßt, hielt sich zu einer Wallfahrt nach dem heiligen Grabe verpflichtet. Um Jacobi trat er seine Wanderung an und kehrte in den Ostertagen von Jerusalem wieder zurück.

Zwar befand sich das heilige Grab schon seit vielen Jahren in den Händen der Araber, welche dem Christenglauben abhold waren. Jene Stätte war aber auch ihnen eine heilige, und sie behandelten deshalb

die frommen Pilger aus dem Abendlande sehr glimpflich. Als sich indeß die seldschuckischen Türken jener Gegenden bemächtigten und die Reisenden mit der größten Härte behandelten, riefen die Erzählungen der mißhandelten Pilger im Abendlande die furchtbarste Entrüstung, den glühendsten Haß gegen die Unterdrücker hervor, so daß es kein Wunder war, daß der Vorschlag des Papstes Urban II., auf der Kirchenversammlung zu Clermont (1095), durch die ganze Christenheit das Kreuz gegen die Saracenen zu predigen, einstimmig angenommen wurde.

Von allen Seiten drängten sich die Kämpfer in großer Anzahl herzu, um dem Feldzuge beizuwohnen. Das äußere Kennzeichen dieser Kreuzfahrer oder Kreuzbrüder bestand in einem kleinen Kreuz, das auf der Schulter befestigt wurde.

Die oberste Leitung dieses Krieges wurde dem tapfern und kriegserfahrenen Herzog von Niederlothringen, Gottfried von Bouillon übertragen. Doch hatte das Heer auf dem langen Wege erst die größten Mühseligkeiten und Entbehrungen zu erdulden, bevor es das langersehnte Ziel seiner Wünsche erreichte und die heilige Stadt vor sich sah. Sogleich schickte man sich zur Berennung Jerusalems an, nach einer Belagerung von neun und dreißig Tagen wurde der Hauptsturm unternommen, und unter dem Ruf: „Gott will's, Gott will's“ drangen die Christen (15. Juli 1099) in die Stadt ein, wo sie die frühern Grausamkeiten ihrer Feinde durch ein unmenschliches Blutbad erwiederten.

Die alten bremischen Chroniken nun, so wie die bekannte Inschrift auf dem Rathhause berichten, daß auch die Bremer sich bei dieser Kreuzfahrt betheiligt. Neuere haben solches in Abrede gestellt.

„Da nun“ — sagt Renner — „etliche Rathmänner und Bürger von Bremen die große Kreuzfahrt sahen, und daß sich viele guten Leuten zur Theilnahme anschickten aus dem Erzstift und der Grafschaft Oldenburg, wurden sie zu Rathe, zur Ehre Gottes und der Stadt Bremen mitzuziehen von ihrem eigenen Gute.“

Dann führt er sechszehn Namen von bremischen Kreuzbrüdern an, als Lüder von Verden, Garbert von Weihe, Lüder von Bucken, Johann Jöckehals und sein Sohn Gerd Jöckehals, Gerd Frese, Detward Riekwerdes, Albert Helferding, Harmen Haren, Albert by der Waage, Berend Nackedövel, Gerd aver den Have, Hinrich van der Tyverbruggen, Hinrich Brusehaver, Sivert Wilboldes, Johann Woltmann, von denen die vier ersten Rathsleute, das heißt von adeligem Stamm, die übrigen aus der Bürgerschaft gewesen seien. Diese wären zugleich die reichsten Männer in der Stadt gewesen, so daß ein Jeder von seinen Besitzungen in und vor der Stadt wenigstens 200 Mark Geldes jährlicher Einkünfte gehabt.

Lange Zeit hernach erzählte man sich, der Kaiser Heinrich V. habe der Stadt wegen dieser Theilnahme an dem Zuge große Vorrechte verliehen, und zum Beweis dieser Behauptung wurde eine Schrift vorgewiesen, welche der Kaiser in Bezug auf diese Be-

gebenheit ausgestellt haben sollte. Neuere Gelehrte haben aber erwiesen, daß dieselbe untergeschoben sei und hielten sich nun für berechtigt, auch die angebliche Veranlassung des Privilegiums, die Theilnahme der Bremer an dem ersten Kreuzzuge hinwegzuläugnen. Und zur tieferen Begründung dieser Behauptung führen sie noch den Umstand an, daß bei gleichzeitigen Geschichtschreibern bei dieser Heerfahrt der Bremer keine Erwähnung geschehe, insbesondere aber, daß überhaupt keine Flotte dabei thätig gewesen, deren sich doch die Bremer, wie bei den spätern Kreuzzügen, bedient haben würden, daß endlich der ganze deutsche Norden bei dieser Fahrt sich durchaus nicht betheiligt habe.

Der Geschichtschreiber hat Mühe, die einzelnen größern Gruppen dieser Kriege, wo die ganze Christenheit in Waffen stand, zu einem übersichtlichen Gemälde zusammenzustellen. Bei der Großartigkeit des Gegenstandes kann nur von ganzen Nationalitäten, nicht von den Bürgern einer einzelnen Stadt die Rede sein. Also nicht bei den Darstellern der heiligen Kriege überhaupt können wir eine solche Erwähnung verlangen; dergleichen bleibt der einzelnen Stadt aufzubewahren anheimgegeben.

Was aber den zweiten Einwurf betrifft, so wird in einem alten, beinahe gleichzeitigen Geschichtswerke ausdrücklich gesagt, daß während der Dauer dieses Feldzugs einige Schiffe aus Flandern, Antwerpen und Friesland — also ganz aus der Nähe Bremens, da zu jener Zeit schon die Ufer der Jahde, Unterweser

und die Elbmündung mit Friesen besetzt waren — unvermuthet angelangt seien; so wie, daß einige Jahre nach der Eroberung Jerusalems eine Flotte von 200 Schiffen in Joppe eingelaufen sei, unter der Anführung Bernhards von Wutratz im Lande Galatien (vielleicht Wales?), Hardins von Anglien, Ottos von Roges und Hedewerchs, eines westphälischen Großen, also aus dem Lande Sachsen.

Hieraus würde sich schon zur Genüge ergeben, daß sich der Nordwesten von Deutschland keineswegs ausgeschlossen habe, auch wenn es uns an einheimischen Berichten fehlte. Aber die bremische Ueberlieferung steht nicht so ganz allein und der Inhalt des Tagebuches, welches Wilko Jaersma, ein friesischer Kreuzfahrer, in Bezug auf seine Landsleute geführt, hat sich noch bis auf unsere Tage erhalten; wie die Friesen sich auf mannigfache Weise hervorgethan, und vom Könige Balduin ihren Abschied erhalten haben; wie sie am 12. August 1106 von Jaffa abgefahren, in Venedig gelandet und endlich am 15. December wieder in Friesland angelangt sind, wo sie von einer großen Prozession mit Kränzen und Fahnen in Empfang genommen wurden.

Wenn Friesland also, das zum großen Theil zur Diöcese des bremischen Erzbischofs gehörte, wenn das benachbarte Westphalen seine Krieger nach dem Morgenlande gesandt hat, ist es da wohl denkbar, daß die Metropolis, das blühende, volkreiche Bremen zurückgeblieben sei? Das wäre fast unnatürlich, und die altväterische Ueberlieferung scheint sonach auf einem

guten historischen Grund und Boden zu beruhen, wenn dieselbe uns auch über die Reise selbst und die Abentheuer in Palästina im Dunkeln läßt. Das einzige Nähere, was uns berichtet wird, ist, daß von jenen sechszehn Männern zwei unterwegs ihr Leben eingebüßt haben, Gerd Frese und Albert by der Waage.

Soviel über den ersten Kreuzzug und die wohl unbezweifelte Mitwirkung unserer Vorfahren bei demselben.

Nach der Eroberung Jerusalems wurde Gottfried von Bouillon, der oberste Heerführer, zum König des neueroberten Reichs erwählt, das er auch gegen die Angriffe des ägyptischen Kalifen, der an der Spitze von 140,000 Mann ins Land einzudringen suchte, kräftig zu schützen wußte. Nach seinem bald darauf erfolgten Tode wurde sein Bruder Balduin an seine Statt zum Könige gewählt, unter dessen Regierung sich das junge Königreich, besonders durch die fortgesetzten Unterstützungen von Seiten des Abendlandes, mehr und mehr erweiterte. Aber durch die Uneinigkeit der Christen wurde ihre Kraft gebrochen, so daß sie es dem Kalifen von Aegypten nicht wehren konnten, sich während der Minderjährigkeit Balduins III. in Besitz der Stadt Edessa zu setzen, deren Bewohner theils erschlagen, theils in schmähliche Knechtschaft geführt wurden.

Da bewog Pabst Eugen III. die Fürsten des Abendlandes, ihren Brüdern im Osten zu Hülfe zu eilen, und es sammelten sich viele Hunderttausende von gepanzerten Reitern und Fußvolk, um dem

Kriege unter der Leitung des Kaisers Conrad III. und des Frankenkönigs Ludwig VII. beizuwohnen (1147).

Diese ungeheure Kriegsmacht wurde in drei verschiedene Heere vertheilt; das erste führte Heinrich der Löwe gegen die Slawen, welche sich ebenfalls durch ihren Christenhaß und Verfolgung des Kreuzes in letzter Zeit wieder furchtbar gemacht hatten, und mit dem andern brachen die Fürsten zu Lande auf nach dem Morgenlande. Da man aber befürchten mußte, daß durch die Anhäufung sämmtlicher Kreuzbrüder auf einem Punkt Seuchen und Hungersnoth entstehen möchten, so erhielten die Krieger aus Mittel- und Norddeutschland die Weisung, die Reise zur See zurückzulegen. Dies war also der dritte Haufen.

Die Unternehmungen Heinrichs des Löwen gehören nicht hierher. Die Streitmacht unter Conrad und Ludwig wurde durch die Verrätherei des griechischen Kaisers Manuel größtentheils aufgerieben. Mit den Trümmern desselben belagerten die Fürsten vergebens die Städte Damaskus und Askalon und kehrten endlich, in ihren stolzen Siegeshoffnungen aufs Bitterste getäuscht, wieder nach Europa zurück.

Das dritte Heer endlich, bei welchem sich wiederum die Bremer befanden, erwarb sich großen Ruhm und errang die herrlichsten Erfolge. Unsere Vaterstadt ward mit der Ausrüstung der Schiffe beauftragt, und der Adel aus Sachsen und Westphalen stellte sich in großer Anzahl ein, so daß sie mit einer starken Streitmacht und vielen gewaltigen Fahrzeugen in See

gehen konnten. Widrige Winde nöthigten sie, in England einzulaufen, wo sie sehr gastfrei empfangen wurden; auch schlossen sich ihnen hier noch viele Kreuzbrüder an. Dann brachen sie wieder auf und fuhren hinüber nach St. Jago di Compostella in Galicien.

Dem Könige des Landes, Adolph, der zu jener Zeit von den Saracenen aufs Aeußerste bedrängt war, konnte nichts erwünschter sein, als die Ankunft so vieler tausend stattlicher Glaubenskämpfer. Auch bewilligten ihm die Ankömmlinge mit Freuden den nachgesuchten Beistand, da es ihnen gleich war, in welchem Lande sie die Feinde des Christennamens befehdeten.

Mit großem Glück fochten sie gegen die Saracenen, trieben sie beständig zurück und belagerten endlich Lissabon, aus welcher Stadt sie auch zuletzt den hartnäckigen Feind vertrieben. Noch lange nachher soll die Stelle, wo die sächsischen Heerschaaren während der Belagerung ihren Stand hatten, danach benannt sein.

Während also das zweite Heer auf die jämmerlichste Weise zu Grunde ging, erreichte das dritte vollkommen seinen Zweck, die Feinde des Christenthums zu schwächen und zu verderben. Die Bremer benutzten die dankbare Stimmung des Königs, um für sich bedeutende Bevorzugungen im Handel zu erwirken, die ihnen in spätern Zeiten von großem Nutzen gewesen sind.

Vierzig Jahre nach diesem Kreuzzuge erscholl mit einem Male durch Europa die Trauerkunde von

Jerusalems Fall. Der Sultan Saladin hatte die fortwährenden Zwistigkeiten der Christen sich zu Nutz gemacht, den König Guido gefangen genommen und sich der Hauptstadt des Landes bemächtigt. Mit dem Fall Jerusalems schien auch die Ausrottung des Christenthums in Palästina gewiß.

Bei dieser Nachricht riefen der Kaiser Friedrich Barbarossa, der Frankenkönig Philipp August und der König von England, Richard Löwenherz, noch einmal die Kämpfer des Abendlandes zu den Waffen. Friedrich besiegte zwar den Sultan von Iconium, fand aber bald darauf beim Baden im Fluße Seleph seinen Tod. Sein Sohn, Friedrich von Schwaben, führte nun das Heer, welches in Antiochien noch sehr von der Pest gelitten, ins Lager vor Acre, wo er kurze Zeit nachher starb. Erst nach mehrjähriger Belagerung konnte die stolze Veste den Saracenen, welche sie aufs Hartnäckigste vertheidigten, entrissen werden.

Diese Belagerung war für das Christenheer äußerst verderblich, indem ein großer Theil desselben den unerhörten Anstrengungen, noch mehr aber dem ungewohnten Klima erlag. Fieber und Seuchen griffen immer mehr um sich, und die meisten Kranken starben aus Mangel an zweckmäßiger Pflege. Da traten einige Edelleute aus Bremen und Lübeck zur Abhülfe zusammen und bildeten einen Verein, der in seinen Anfängen gering war, aber Jahrhunderte überdauerte, immer herrlichere Früchte trug und zuletzt von weltgeschichtlicher Bedeutung wurde.

Der nächste Zweck dieses aus fünf Bremern und drei Lübeckern bestehenden Vereins war die Pflege und Labung erkrankter und verwundeter Christen, und Herzog Friedrich von Schwaben, sowie der Bischof Conrad von Lübeck ermunterten diese barmherzige Brüderschaft durch Wort und That. Allmählig fanden sich noch mehr Theilnehmer und nach der Eroberung von Acre wurde ihnen in der Stadt eine Kirche für die Kranken eingeräumt. Einen schönen Gemüsegarten, der sich nebenan befand, erstanden sie gleichfalls für die neue Stiftung.

Hernach kaufte Heinrich Walbode aus Lübeck, oder wie er auch genannt wird, Waldpodt von Bassenheim, einen Platz vor den Thoren der Stadt, behufs der Erbauung eines schönen Hospitals, einer Kirche und vieler Wohnungen und widmete sich als erster Spitalmeister der Krankenpflege mit großem Eifer.

Im Laufe der Kreuzzüge hatten sich die beiden ältesten christlichen Ritterorden gebildet, und zwar 1125 der Orden der Tempelherrn durch neun französische Ritter, die es sich zur Pflicht machten, die Pilger zu beschützen, und 1130 der Johanniterorden, gestiftet von Kaufleuten aus Amalfi zur Verpflegung erkrankter Pilger und zur Bekämpfung der Ungläubigen. Und nach dem Muster dieses Ordens beschlossen nun die Fürsten und Heerführer auch die neue Stiftung zu einem geistlichen Ritterorden zu weihen. Dies ist also der Ursprung des Deutschen oder Kreuzordens durch Bremer und Lübecker Bürger (1190); eines Ordens, der, unter seinem vierten Meister, Hermann

von Salza (1210—1230), nach Preußen übersiedelte, wo er zu solcher Blüthe gelangte, daß er in Kurzem 2000 Ordensritter zählte und der in einem Zeitraum von 200 Jahren zu solcher Macht gedieh, daß ihm alles Volk gehorchte von der Oder bis zum finnischen Meerbusen und eines jährlichen Einkommens von mehr als 800,000 Mark genoß. Im Jahre 1525 verlegte der Hochmeister seine Residenz nach Mergentheim.

In allen Landen deutscher Zunge hatte dieser Orden zahlreiche Besitzungen, und über die einzelnen Güter war ein Comthur gesetzt, wie der Orden auch in Bremen eine solche Comthurei besaß. Erst im Wiener Frieden wurde derselbe, nachdem er länger als 600 Jahre bestanden, aufgehoben, wobei die einzelnen Güter desselben den Fürsten zu Theil wurden, in deren Gebiet sie lagen.

Als die Stifter beim Papst Cölestin III. um die Bestätigung des Ordens baten, fand ihr Gesuch durchaus keine Schwierigkeit, und nachdem die betreffende Urkunde in Jerusalem unter großen Feierlichkeiten verlesen war, bekleidete der Patriarch die Brüder mit einem weißen Mantel, auf welchem an der Vorder- und Hinterseite ein schwarzes Kreuz angebracht war. Daher wurden die deutschen Ritter auch Kreuzritter genannt.

Heinrich Walbode, der erste Ordensmeister, bekleidete 10 Jahre lang sein Amt. Nach seinem Tode wurde Otto von Carpen zum Vorsteher gewählt. Das war ein Edelmann und Bürger zu Bremen, der noch in einem Alter von 60 Jahren in die Fremde zu

ziehen und gegen die Ungläubigen zu streiten kein Bedenken fand. Er regierte von 1200—1206.

Eine andere Kreuzfahrt wurde im Jahre 1197 angeordnet. Die Bremer schlugen wieder den Seeweg ein und traten im Verein mit der dänischen und friesischen Flotte die Reise an. Wahrscheinlich führte der Erzbischof Hartwich II. den Oberbefehl über die bremischen und friesischen Schiffe. Bei dieser Unternehmung betheiligte sich unter Andern auch Rudolph, der Bischof von Verden. In Lissabon fanden sie, in dankbarer Anerkennung ihres früheren Beistandes eine ausgezeichnete Aufnahme und segelten von da nach Messina, vereinigten sich in Cypern mit den übrigen Heerschaaren und landeten bei Ptolemais. Hier wurde mit abwechselndem Glück gefochten; doch fand der größte Theil der Christenschaaren dort sein Grab.

Der Erzbischof Hartwich kehrte folgenden Jahrs über Venedig zurück und brachte kostbare Reliquien heim von der heiligen Anna, sammt dem Schwerte, womit Petrus dem Malchus das Ohr abgehauen.

Kämpfe mit den sächsischen Herzögen zur Begründung und Behauptung der Freiheit. — Gründung der Stadt Riga durch die Bremer. — Zwistigkeiten mit den Erzbischöfen. — St. Ochbert. — Zerstörung der Wittenburg.

Bei Betrachtung dieser ungewöhnlichen Rührigkeit der Bremer und Theilnahme an weitläuftigen überseeischen Unternehmungen muß man naturgemäß

auf den Gedanken kommen, daß diesen ganzen langen Zeitraum hindurch in der Stadt selbst glücklicher Friede gewaltet habe. Und dennoch war das keineswegs der Fall. Es hatte die Stadt vielmehr in diesem Zeitabschnitt, über hundert Jahre hindurch, die nach und nach erworbenen Vorrechte gegen die Herzöge von Sachsen zu vertheidigen und wurde mehr als einmal vom Feinde geplündert und verbrannt. Doch hatten diese Kriege und mehrfachen Besitznahmen der Herzöge am Ende nur die Folge, daß sich bei den Bürgern zuerst zwar nur ein Haß gegen die gewaltthätigen herzoglichen Beamten, mit der Zeit aber auch ein Widerwille gegen jede andere, auch die erzbischöfliche Oberherrschaft entwickelte, was denn zur Folge hatte, daß sie sich derselben mehr und mehr zu entziehen strebten. So suchten sie allmählich die bischöflichen Gerechtsame der Stadt zuzuwenden, und mit welcher Selbstständigkeit sie schon ein Jahrhundert später gegen den Erzbischof auftreten, werden wir sogleich bei der Regierung Hartwichs II. sehen.

Unter Adalberts Regierung nämlich (1043—72) war die weltliche Macht der Herzöge im Stift Bremen so sehr gesunken, daß sein Nachfolger Liemar es schon wagen durfte, beim Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen dem Kaiser und den Sachsen die Parthei des ersteren zu ergreifen. Aber vom Papst Gregor VII. seines Amtes entsetzt, von den Sachsen aus dem Lande vertrieben, mußte er im Lager des Kaisers eine Zuflucht suchen, bis er endlich nach vielen Wechselfällen des Krieges in der Schlacht bei Gleichen

(1089) von dem Grafen Lothar von Supplinburg, späterem Herzog von Sachsen und nachherigem Kaiser, gefangen genommen wurde, dem er als Lösegeld 300 Mark Silber geben und die Schirmvogtei über die Stadt Bremen abtreten mußte, das heißt die Gerichtsbarkeit in weltlichen Angelegenheiten, welche den Bischöfen seit Adeldag in der Stadt zustand. Lothar aber und seine Nachfolger verlangten nun von Seiten der Stadt eine unbeschränkte Unterwerfung. Daher die beständigen Feindseligkeiten, deren Ausbruch (1138) die Stadt schwer empfinden mußte.

Nachdem nämlich Lothar zur Kaiserwürde erhoben war, belehnte er, da er selbst keine männliche Nachkommenschaft hatte, mit seinem Herzogthum Sachsen Heinrich den Stolzen von Baiern, dessen Mutter Wulfhild eine Tochter des früheren Herzogs Magnus von Sachsen war (1136). Nach Lothars Tode trat aber auch ein anderer Enkel von Magnus auf, der Markgraf Albrecht; dieser wurde von Kaiser Conrad begünstigt und besetzte außer Lüneburg und Bardowick auch Bremen, weil er diese Stadt, seit Lothar Schirmvogt derselben gewesen war, als dem Herzogthum Sachsen ohne Weiteres einverleibt betrachtete. Folgenden Jahres erging es der Stadt noch schlimmer, als des Baiernherzogs Bundesgenossen mit vereinten Kräften sie anfielen, eroberten, plünderten und verheerten.

Doch muß Bremen sich schnell wieder von diesem Schlage erholt haben, da es 1147 schon wieder einen so großen Antheil an dem Kreuzzuge nehmen konnte.

Von dem damaligen Wohlstande und dem daraus erwachsenden Unternehmungsgeiste zeugt nicht minder die Entdeckungsreise, welche mehre Bürger unternahmen, um die Gestade der Ostsee, welche zu jener Zeit von Land- und Seeräubern wimmelten, und wohin sich von Deutschland aus noch Niemand gewagt hatte, näher zu erforschen. Ums Jahr 1158 nämlich, rüsteten einige Bremer Kaufleute ein Schiff aus und segelten unter Leitung eines sehr erfahrnen Seemanns nach jenen unbekannten Gegenden, ob sie dort vielleicht neue Handelsverbindungen anknüpfen möchten. Zu einem solchen Unternehmen gehörte eine bewundernswerthe Entschlossenheit, theils wegen der Unsicherheit jenes Meeres, theils weil allgemein der Glaube verbreitet war, daß jene fernen Gestade von den schrecklichsten Ungeheuern bevölkert seien.

Ein heftiger Sturm nöthigte sie, in die Düna einzulaufen und zu landen. Die Eingebornen, welche in den Ankömmlingen ihre bittersten Feinde, die dänischen Seeräuber vermutheten, griffen sie alsbald an, schlossen aber Friede und Freundschaft mit ihnen, als sie nach kurzem Kampfe ihres Irrthums gewahr wurden. Diese Unternehmung war von hoher Bedeutung für die künftige Blüthe der Stadt, indem sich daraus ein lebhafter Handelsverkehr zwischen Bremen und Lievland entwickelte, welche die Einführung des Christenthums und später die Erbauung der Stadt Riga zur Folge hatte.

Denn seit der Begründung eines friedlichen Handelsverkehrs in dortiger Gegend durch die Bremer

standen die Eingebornen mit den Letztern in der freundschaftlichsten Beziehung; auch wurden die ersten Bischöfe ihnen von Bremen aus gesandt. Der Bischof Barthold begann im Jahre 1198 mit Hülfe bremischer Bürger den Bau der Stadt Riga. Die Ehsten, welche in der neuen Anlage eine Zwingburg für ihre Freiheit sahen, suchten den Bau mit aller Gewalt zu hintertreiben, was ihnen jedoch nicht gelang, obgleich Barthold selbst darüber mit 1000 Mann erschlagen wurde.

Indessen war Heinrich der Löwe, ein Sohn jenes Baiernherzogs Heinrich, ans Ruder gekommen, ein tapfrer, herrschsüchtiger Mann. Er war der mächtigste Reichsfürst, denn er war Herzog in Baiern und Sachsen, aber kein milder Herrscher, und die Bremer ergriffen die erste beste Gelegenheit, sich seiner Anmaßung zu widersetzen.

Im Jahre 1167 wurde Graf Carsten von Oldenburg des Herzogs Feind, zerstörte das Schloß Weyhe und als er sich gegen Bremen wandte, wurde er mit offnen Armen aufgenommen. Rachedürstig eilte jetzt Heinrich der Löwe herbei, um seine Feinde zu züchtigen. Aber der Graf besetzte die Furten des Flüßchens Geta und verhinderte den Herzog am weitern Vordringen. So standen sie einander fünf Tage lang gegenüber; Heinrich suchte seinen Gegner zum Kampf zu bewegen; aber vergebens. Der Graf wollte sich seines Vortheils nicht begeben und zwang durch seine Hartnäckigkeit den Herzog zum Rückzuge.

Aber nicht lange darauf stand Heinrich der Löwe mit einem starken Heere wieder vor Bremen und gewann die Stadt ohne großen Widerstand. Denn der Graf Carsten war schon wieder nach Oldenburg gezogen; Bremen wurde der Plünderung Preis gegeben und mußte alle Gräuel des Kriegs erdulden. Die vornehmsten Bürger entwichen aus der Stadt nach den abgelegenen Mooren und wurden zum Theil friedelos gelegt. Da knüpfte der Erzbischof Hartwich Unterhandlungen mit dem Herzog an und bewirkte den Bürgern Verzeihung für eine Sühne von 1000 Mark. Darauf zog der Herzog nach Oldenburg und demüthigte auch den Grafen wegen seiner Feindseligkeiten.

Im folgenden Jahre bestätigte der Kaiser Friedrich Barbarossa freilich den Bremern ihre altangestammten Freiheiten; aber den mächtigen Sachsenherzog kümmerten solche Edikte nicht, und er hielt bis zu seinem Sturze die Stadt durch eine starke Besatzung im Zaume. Erst nach seiner Verbannung, als der Erzbischof wieder die Stadtvogtei erlangte, konnten die Bürger wieder aufathmen, und als der Bischof sich in Geldverlegenheit befand, benutzten sie solche klüglich, um durch den Ankauf des Hollerlandes ihr Stadtgebiet zu erweitern. In demselben Maaße, wie sich die Besitzthümer der Stadt nach außen hin mehrten, wußten die Einwohner aber auch die kraftlose Regierung Hartwichs zur Erwerbung immer sich erweiternder Gerechtsame zu benutzen und es ist nicht zu bezweifeln, daß eben unter der Regierung dieses ohnmächtigen Herrschers aus den bisherigen Schöffen des Vogts-

gerichts der eigentliche Stadtrath sich gebildet habe, an dessen Spitze freilich anfangs noch immer der Vogt stand.

Nach der Verbannung Heinrichs suchten die Bremer den Herzögen von Sachsen und ihren Anhängern allen möglichen Abbruch zu thun, und als Hartwich II., der frühere Notar Heinrichs des Löwen, gegen ihren Willen zum Erzbischof gewählt wurde und die Grafschaft Stade dem Herzog Heinrich, des vertriebenen Heinrichs des Löwen Sohn, überließ, zwangen sie ihn 1187, das Stift zu verlassen; die Grafschaft Stade aber verheerten sie zum Oestern mit Feuer und Schwert, bis der Graf von Holstein, der ebenfalls des Herzogs Widersacher war, sich derselben bemächtigte.

Durch die Gnade des Kaisers wurde zwar endlich dem Erzbischof Hartwich die Rückkehr nach Bremen vermittelt, trotz der Einwendungen des Klerus und der Bürger, welche den schleswigschen Bischof Waldemar zum geistlichen Oberhaupt verlangten. Das Einzige, was sie in der Sache thun konnten war, daß sie dem Verhaßten die Einkünfte des Stifts vorenthielten. Darüber und daß der Graf von Holstein ihm nicht die Grafschaft Stade wieder überliefern wollte, führte Hartwich laute Klage und, als er sah, daß alle Anstrengungen, seine Gegner zu versöhnen, nichts fruchteten, that er sie insgesammt in den Bann.

In Folge dessen, durfte weder in der Stadt Bremen noch auch im Stifte öffentlicher Gottesdienst gehalten werden; selbst das Begräbniß der Leichen war untersagt, und ein Pesthauch erfüllte die Luft, bis es

endlich erlaubt wurde, wenigstens in der Domkirche Seelenmessen lesen zu lassen. Die andern Kirchen blieben aber nach wie vor dem Gottesdienst verschlossen.

Da entstand große Unzufriedenheit in der Stadt und es bildeten sich zwei verschiedene Partheien, indem es von den Domherren Einige mit dem Bischof, Andere mit dem Grafen hielten. Dieselbe Spaltung entstand auch unter den Bürgern, und die Anhänger des Grafen wurden aus der Stadt gewiesen. Diese inneren Zwistigkeiten währten so lange, bis der Kaiser aus Italien zurückkehrte und den Bischof für die Entrichtung von 500 Mark und Abtretung der Grafschaft Stade an den Grafen Adolph von Holstein völlig begnadigte. Da endlich wurde auch allenthalben der Bann wieder aufgehoben und die Ruhe hergestellt (1195).

Diese wurde aber schon wenige Jahre nachher wieder unterbrochen, als der Kaiser Philipp, um den Erzbischof für sich zu gewinnen, ihm die Grafschaft Stade schenkte, in deren Besitz er sich indessen erst im Jahre 1201 setzen konnte, nachdem der Graf Adolph in dänische Gefangenschaft gerathen war. Aber Heinrichs des Löwen Söhne, der Pfalzgraf Heinrich und der Gegenkaiser Otto, entrissen ihm Stade wieder nahmen ihn selbst gefangen und besetzten um Weihnachten 1202 auch Bremen. Um seine Freiheit wieder, zu erlangen, sah Hartwig sich genöthigt, den Pfalzgrafen mit Stade zu belehnen. Die Herzöge betrachteten die Stadt Bremen als unbestritten ihrer Herrschaft unterthan und als sich die Söhne Heinrichs

des Löwen in ihre Besitzungen theilten, erhielt Heinrich außer der Grafschaft Stade noch Celle und Bremen. Die Bremer aber widerstrebten der herzoglichen Regierung, wo es ihnen nur immer möglich war, und dies zeigte sich auch bei der neuen Erzbischofswahl nach Hartwichs Tode (1208), welche auf Waldemar, den Bischof von Schleswig, fiel, einen Widersacher des sächsischen Hauses.

Nun verweigerte zwar der Papst, denselben anzuerkennen, bestätigte vielmehr, in Verbindung mit dem Kaiser Otto den vom Hamburger Domcapitel zum Bischof erkohrnen bremischen Domprobst Burchard. Waldemar aber behauptete sich, begünstigt von dem Gegenkaiser Philipp und beschützt von den Bremern und Stedingern im Stift, und namentlich die Bremer wollten lieber den päpstlichen Bannfluch ertragen, als sich dem Günstlinge des sächsischen Hauses unterwerfen. Auch als der Papst nach Burchards Tode ohne Zuratheziehung des Kapitels den Grafen Gerhard von der Lippe zum Erzbischof ernannte, trat Waldemar noch nicht zurück, besonders als sich jetzt auch der Kaiser Otto und der Pfalzgraf Heinrich für ihn erklärten. Die Stedinger verwüsteten Stotel und die Umgegend, Hagen wurde von ihnen belagert, und Gerhard beschloß nun, Alles aufzubieten, um diese streitbaren Männer für sich zu gewinnen. Er schickte also eine Gesandschaft an sie ab und wußte es durch reiche Versprechungen dahin zu bringen, daß sie sich von Waldemars Parthei gänzlich zurückzogen und ihn hinfort aus allen Kräften unterstützten (1217).

Diesem Sturm konnten die Bremer nicht allein widerstehen, und sie sahen sich genöthigt, ihren Schirmvogt, den Pfalzgrafen, zu Hülfe zu rufen, der auch die Schwingenburg, welche Gerhard oberhalb Stade angelegt hatte, wieder zerstörte; und diese Fehde hätte wahrscheinlich noch Jahre lang gedauert, wenn nicht endlich der Kaiser Friedrich die Anhänger Waldemars mit Feuer und Schwert heimzusuchen gedroht hätte. Da blieb den Bremern allerdings nichts Anderes übrig, als ihren Schützling aufzugeben, mit den Stedingern sich zu vergleichen und Gerhard anzuerkennen.

Waldemar aber zog in das Cistercienser Kloster Lokkum, wo er seine Tage als Mönch beschloß. Es ist bekannt, daß dieser Waldemar den ungenähten Rock Christi aus der bremischen Reliquiensammlung mit fortnahm und an einer nicht bekannt gewordenen Stelle der Kirche zu Lokkum einmauern ließ.

Wenn braunschweigische Chronisten erzählen, daß Bremen bis zum Jahre 1227 in der Gewalt des Herzogs Heinrich gewesen sei, so beruht diese Behauptung offenbar auf einem Irrthum; vielmehr huldigten die Bürger (1217) dem Erzbischof Gerhard I., nachdem dieser vorher die feierliche Erklärung ausgesprochen, daß diese Huldigung ihren Freiheiten, Gewohnheiten, Privilegien und Gerechtsamen, wie sie dieselben unter den frühern Bischöfen genossen, in keinem Fall hinderlich sein sollte. Auch nahmen sie im folgenden Jahre (1218), in Verbindung mit der Stiftsritterschaft dem Herzog sein Schloß Vörde, wobei sie sich, um unerkannt in die Burg zu gelangen, als Pilger

verkleideten und vorgaben, aus fernen Landen gekommen zu sein, um die Wundertränke St. Ochberts zu genießen. Dieser Ochbert war ein Mann, der die Kranken mit Segen und Gebeten heilte und gegen Erlegung großer Geschenke der besondern Gunst des herzoglichen Vogts genoß. Nachdem nun die einzelnen Haufen allmählig herangekommen waren, wurde es ihnen leicht, das Hofgesinde zu übermannen und die Burg zu besetzen.

Der bremische Handel war bei all diesem Kriegslärm ungemein emporgeblüht. Ein besonders lebhafter Tauschhandel wurde zwischen den Städtern und Friesen getrieben, welche Letzteren die Erzeugnisse ihres Landes, fettes Vieh, Häute, Eier und Butter nach Bremen führten, wogegen sie Leder und andere Producte städtischen Gewerbsfleißes eintauschten, besonders aber Bier. Dieser Tauschmarkt fand auf dem Friesenwerder bei Gröpelingen Statt und zwar in einem für die Bürger besonders günstigen Verhältniß. Denn für eine Tonne Tafelbier konnte man eine große fette Kuh erstehen, und die Haut konnte man für den Preis des Biers wieder verkaufen.

Außer diesem Küstenverkehr aber nahm die Stadt einen Hauptantheil an dem nordischen Handel und nach der Ostsee, so daß die Weser stets von eingehenden und auslaufenden Schiffen bedeckt war. Diese lebendige Stromfahrt war zu lockend, als daß der Erzbischof Gerhard II., ein kräftiger, gewaltthätiger Mann, nicht hätte versuchen sollen, an den Vortheilen in der Art Theil zu nehmen, daß er eine Zollstätte am

Strom errichtete. Aber die Anlage einer Burg, zwei Meilen unterhalb der Stadt, konnte den Bremern nicht gleichgültig sein, da sie dergleichen Zölle mit Recht als die größten Hemmnisse für Handel und Schifffahrt betrachteten. Einen solchen Bau konnten und durften sie nicht zugeben.

Nichts desto weniger beharrte der Erzbischof bei seinem Plan und erbaute an der Weser die Wittenburg, um den Zoll von allen vorüberfahrenden Kaufleuten zu erzwingen; und als die Bremer sich dessen weigerten, suchte er ihnen allen möglichen Schaden von seinen Stiftsschlössern aus zuzufügen. Aber er sah wohl, daß seine Bemühungen, sie zu demüthigen, ganz vergeblich sein würden, wenn es ihm nicht gelänge, den Strom gänzlich zu versperren, ihren Seehandel zu vernichten und sie auf diese Art zur Unterwerfung zu bringen.

Er ließ also der Wittenburg gegenüber durch den Strom hin starke Pfähle einrammen und durch eine schwere Kette mit einander verbinden, indem er nur einen einzigen Durchgang frei ließ, der von der Veste aus beherrscht ward. Dadurch glaubte er im Stande zu sein, die Feinde nach Lust und Belieben zu demüthigen. Diese aber rüsteten in Eile einen großen Koggen, beschlugen ihn stark mit Eisen und segelten mit gutem Winde und hohem Wasser gegen das Werk, daß die Kette zerrissen wurde. Dann wurden auch die Pfähle herausgezogen und zwar auf eine ganz einfache Weise. Nachdem sie den Koggen an

einen Pfahl gelegt hatten, ging alles Volk an Bord auf diese Seite, so daß das Schiff sich gegen den Pfahl neigte. Dann wurden starke Stricke um den Pfahl gelegt, und wenn Alles in gehöriger Ordnung schien, rief der Zimmermann, sie sollten schnell nach der andern Seite laufen. Dabei schlug er den Pfahl auf den Kopf, der dann alsbald aus dem Grunde herauffuhr. Die Ketten nahmen die Sieger bei ihrer Rückkehr mit nach Bremen.

So mußte der Erzbischof von der Wittenburg aus mit ansehen, ohne es nur im Mindesten hindern zu können, wie ein Werk von so vieler Mühe und großen Unkosten, worauf er so bedeutende Hoffnungen gebaut, in Zeit von wenigen Stunden von Grund aus zerstört wurde. In seinem Gefolge befand sich auch Diedrich Sachte, ein Ritter aus dem Lippischen, der nie ein solches Schiff gesehen und nun mit steigendem Erstaunen dem seltsamen Schauspiele beigewohnt hatte. Der äußerte gegen den Fürsten, daß es nicht räthlich sei, mit Männern sich einzulassen, die solche Wasserburgen zu bauen und nach Belieben hierhin und dorthin zu lenken verständen. Er rieth ihm dringend zum Frieden und erbot sich zum Vermittler. Der Bischof mochte auch einer solchen Art Krieg zu führen überdrüssig sein und willigte in das Anerbieten; dem Unterhändler gelang es, in kurzer Zeit die feindlichen Partheien mit einander zu versöhnen. Aus der folgenden Schilderung möge man sich die Einrichtung und das Leben auf einem damaligen Kriegsschiff denken.

„Als Diedrich Sachte“ — erzählt Renner — „in das Schiff kam, wurde er herrlich empfangen. Da verwunderte er sich der großen Kostbarkeit; denn sie tractirten ihn mit Wein und Kraut. Er besah die Herrlichkeit der Gemächer und stolzen Betten und wie sie Alles haben mochten, gleich als wenn sie zu Bremen in ihren Häusern gewesen wären, welches er Alles mit großer Verwunderung ansah.“

Die Hauptfriedensbedingung bestand darin, daß die Wittenburg dem Rath überliefert werden sollte. Dagegen mußten die Bremer dem Erzbischof in einer andern Gegend des Stifts zum Bau einer neuen Burg behülflich sein und der Bischof entschied sich bei seinen beständigen Fehden mit dem Herzog Otto für die Anlage einer Veste drei Meilen oberhalb Bremen. Das neue Schloß wurde der Langwedel genannt, und der Erzbischof mußte den Bremern dort, wie bei allen andern Schlössern des Stifts Zollfreiheit versprechen. Auch daß ihnen von demselben aus kein Schaden irgend einer Art zugefügt werden solle. Aber würde es sich ereignen, daß die Bremer dergleichen Beschwerde erhöben, so sollte die Sache in Zeit von vier Wochen untersucht werden; wenn sich aber der Erzbischof dessen weigern würde, so sollte die ganze Gemeine von der Huldigung entbunden sein.

Nach der Beendigung des neuen Schloßbaues mitten im Sommer des Jahres 1222, zogen die Bremer hinunter zum Abbruch der Wittenburg. Die Steine wurden zu Schiffe nach der Stadt gefahren

und zur Bepflasterung verschiedener Straßen verwendet, da die Straßen in vorigen Zeiten mit starken Bohlen belegt waren. Die große Kette, womit die Weser abgesperrt war, hatten sie schon früher mitgenommen und lange Jahre wurde dieselbe an der Tresekammer aufbewahrt, bis sie endlich von einander genommen und zur Schließung der Stadtthore verwendet wurde. Die Herzöge von Sachsen versuchten übrigens noch einigemal, sich der Stadt zu bemächtigen, Wie denn noch im Jahre 1235 der Herzog Otto vor die Stadt zog mit Rauben und Brennen und erst nach dem Empfange einer großen Summe Geldes sich zum Abzuge bewegen ließ. Endlich kam zwischen ihm und dem Erzbischof, der ihm verschiedene Lehne übertrug, ein ewiger Frieden zu Stande, so daß seit 1236 die Erzbischöfe im unbestrittenen Besitz der Bremer Vogtei blieben.

Stedingerkriege.

Unter Gerhard II. im zwölften Jahre seiner Regierung begannen wieder die alten Feindseligkeiten gegen die Stedinger, von denen bisher nur andeutungsweise gesprochen ist, um bei der jetzigen Gelegenheit ein zusammenhängendes Bild dieser langjährigen Gräuel und Kriege hinzustellen, in denen auch die Stadt Bremen keine unbedeutende Rolle gespielt hat.

Es ist schon gesagt, daß nach dem Abzug der Sachsen am Seestrande die Friesen wieder in diese

Landschaften eingezogen seien und die fruchtbaren Marschländereien bis an die Geesten und unwirthlichen Brüche besetzt hätten. Aber der Erzbischof und die umwohnenden Fürsten meinten mit Recht, es würde ihnen zum großen Vortheil gereichen, wenn auch diese unbewohnten Landstriche bebaut und die niedrigen Ufer der Wumme, sowie das der Weser, von der Ochum bis zur Hunte hinunter, eingedeicht und urbar gemacht würden. Welche bedeutende Volksmenge konnte nicht auf dieser Fläche ihren Wohnsitz nehmen.

Deswegen luden sie Einwanderer aus den Niederlanden und aus Friesland, die der Entwässerung der Moräste und der Bedeichung der Ströme kundig waren, ein, sich in jenen entvölkerten Gegenden niederzulassen und lockten sie in Masse dahin durch das Versprechen großer Vorrechte.

Die spärlichen sächsischen Bewohner der Geesten vereinigten sich mit diesen Holländern und Friesen und verschmolzen unter dem Namen der Stedinger zu einer einzigen großen Völkerschaft. Die Stedinger wohnten von Ovelgönne herauf, im jetzigen Stedingerlande, in einem großen Theile des heutigen Gebiets der Stadt Bremen, im Viehland, Hollerland, Werderland, Blockland, und daran schlossen sich ihre Besitzungen auf dem rechten Weserufer, die den Namen Osterstade führten und sich über Lesum abwärts bis ans Land Wührden zogen.

Die ersten Ankömmlinge hatten mit Sorgen und Beschwerden aller Art zu kämpfen; bei der zweiten Generation herrschte schon großer Wohlstand, wozu

außer der Fruchtbarkeit des entwässerten Landes hauptsächlich auch ihre Verfassung beitrug, die ihnen große Freiheiten und Vorzüge gewährte. Denn in den Ansiedelungs-Urkunden war ihnen sowohl Freiheit der Person zugesichert, als auch Befreiung von Hand- und Spanndiensten, Unverletzlichkeit ihres Eigenthums und der erbliche Besitz ihrer Grundstücke. Die Abgaben waren mäßig und sie bedienten sich des heimathlichen Rechts.

Seit der Unterwerfung unter die fränkische Herrschaft war das Volk in Sachsen auf mannichfaltige Weise geknechtet und mochte wohl mit Neid auf den freien Mann schauen, der für sich selbst und nicht für einen Andern seinen Acker baute. Und der umwohnende Adel bemerkte mit Sorgen diese Stimmung unter seinen Leibeigenen, denen es einmal einfallen möchte, gleich jenen frei zu sein, und bot im Verein mit der Geistlichkeit Alles auf, um einem solchen Gelüste dadurch vorzubeugen, daß sie das lockende Vorbild der Freiheit im Stedingerlande zu vernichten strebten. Das ging nicht mit einem Schlage; aber wenn auch nur erst hin und wieder dieser und jener Vorzug geschmälert wurde, schien schon viel gewonnen. Ausdauernde Beharrlichkeit vermag viel im Laufe der Zeiten und gelangt endlich ans Ziel. Diesem Grundsatz getreu suchte man einstweilen den Sinn des kühnen Nachbarvolks in jeder Weise zu demüthigen.

Die ersten Ankömmlinge, die bei ihrer geringen Anzahl sich etwaiger räuberischer Nachbarn nicht zu erwehren getrauten, mochten es nicht ungern sehen,

daß die Grafen von Oldenburg einige Burgen in ihrem Lande anlegten. Sie betrachteten sie als einen Zufluchtsort in der Noth und keineswegs aus dem Gesichtspunkte, als ob diese Befestigungen dereinst ihrer Freiheit Gefahr drohen und sich in Zwingburgen verwandeln könnten. Als aber die Burgmänner der Grafen allerlei Willkühr sich erlaubten, sahen sie mit Schrecken, wie gefährlich ihnen die Nachbarschaft dieser festen Häuser werden könne, wo die Gewaltthätigen so sicher wohnen mochten.

In manchen Fällen werden sie später den Schutz der Burgmänner erbeten und sich zu einer Vergütung an Dienstleistungen und Abgaben verpflichtet haben; die Burgmänner aber suchten ihre Gewalt und ihr Gebiet auszudehnen und erkühnten sich, die umwohnenden Landleute gleich den Hörigen der Burg zu behandeln, ihnen willkührlich einen jährlichen Zins aufzubürden, nach des Mannes Tode das beste Stück Vieh, nach dem Tode der Frau das werthvollste Stück der fahrenden Habe zu verlangen, insbesondere aber, daß ein Ehebündniß nur mit ihrer Erlaubniß und gegen eine Ablösung geschlossen werden dürfe. Die Stedinger sahen sich dadurch aufs Bitterste in ihren urkundlichen Vorrechten gekränkt, und empörend war es, daß die Burgmänner selbst ihren Unterbeamten dergleichen Unfug nachsahen.

Die Geistlichkeit drückte das Volk nicht minder. Lag eine Sache vor, die von den Vögten nicht geschlichtet werden konnte, so war der Erzbischof verpflichtet, zum Schiedsspruch ins Land zu kommen,

wofür er die Reisekosten vergütet erhielt. Später unterließ er es, in Person zu kommen, verlangte aber für seinen Gevollmächtigten dieselbe Vergütung, welche ihm zustand, wenn er mit großem Gefolge kam.

Nicht mindere Mißbilligung erregte des Erzbischofs Verlangen, anstatt der eilften Garbe, die ihm herkömmlich zuständig, die zehnte zu entrichten. Auch verlangte die niedere Geistlichkeit allmählig die Geschenke, welche der fromme Sinn des Volks aus freien Stücken gespendet hatte, als ein Recht, da doch die Stedinger, gleich ihren Vätern, den Friesen, jede Abgabe an die Geistlichkeit als eine freiwillige betrachteten. Die Klöster, die an den Gränzen des Landes lagen, strebten besonders nach dem Erwerb liegender Gründe, obgleich dies ebenfalls gegen die Landesgesetze und gegen die ursprünglichen Zusicherungen war. Gegen diese Erpressungen von Seiten des Adels sowohl, als der Geistlichkeit entwickelte sich allmählig eine große Erbitterung im Lande; aber der Adel konnte von seinen Burgen herab in größter Sicherheit dem Unwillen des Volks zusehen. So lange diese Vesten noch standen, das sahen die Stedinger bald, war es nicht möglich, den Druck zu mildern.

Die Schweizer Verbündeten im Rütli hatten sich noch nicht vereint zu ihres Landes Befreiung, als die Männer des nördlichen Stedingerlandes in nächtlicher Stille beim Brokdeich in einem großen Walde zusammentraten, um des Vaterlandes Wohl zu berathen. Hier beschloß man einen Angriff auf die Vesten, indem es nicht zu bezweifeln stand, daß, im Fall des

Gelingens, die sämmtlichen Stammgenossen sich für den Aufstand erklären würden. Ein Haufe zog nach Lichtenberg, ein anderer nach Linen. An beiden Orten konnte man dem Andrange nicht widerstehen. Die Burgleute wurden erschlagen oder mußten ihr Heil in der Flucht suchen, das Feuer ergriff die Gebäude und beide Vesten waren nach wenigen Stunden rauchende Trümmerhaufen.

Die südlichen Stedinger, von dem glücklichen Erfolge benachrichtigt, und ermuthigt durch das Beispiel, erhoben sich jetzt ebenfalls gegen den Adel und vertrieben die Junker aus dem Lande. So waren in kürzester Zeit die Uebermüthigen aus allen Gränzen verjagten.

Dem Grafen Johann IV. wurden jetzt erst die Augen über die Bedrückungen seiner Burgmänner auf Linen und Lichtenberg geöffnet; aber es war zu spät, seine Häuser lagen gebrochen vom rachedürstenden Volke. Der Erzbischof wäre im Stande gewesen, jetzt, im Beginn noch den ganzen Aufstand zu dämpfen; aber ihm schien es nicht unerwünscht, daß die oldenburgischen Grafen einen so empfindlichen Verlust erlitten, und anstatt gegen die widerspenstigen Stedinger ernsthafte Maaßregeln zu ergreifen, rüstete er sich zu der Heerfahrt gegen die Saracenen. Erst auf seiner Rückkehr beschwerte er sich beim Papste über der Stedinger Verweigerung der Zehnten und erhielt von demselben das Schwert des Petrus, mit welchem derselbe in der verhängnißvollen Nacht des Hohenpriesters Knecht das Ohr abgehauen; eine Andeu-

tung, mit dieser Waffe die Widersetzlichen zum Gehorsam gegen Sanct Petrus in Bremen zurückzuführen. Sollte ihm indeß das Werk allein zu bedeutend sein, so versprach er ihm eine andere mächtige Hülfe. Dann sollte das Kreuz wider die Feinde gepredigt werden, wie gegen die Saracenen und Ungläubigen.

Es wird nicht erzählt, durch welche Mittel, ob durch Güte oder Gewalt, es dem Grafen Johann gelungen sei, die verlassenen Burgen wieder zu besetzen, genug, als Hartwich zurückkam, waren die Oldenburger wieder im Lande. Da der Erzbischof mit dem Grafen von Oldenburg wegen des Klosters Hude in Streit gerieth, so war es ihm unmöglich, etwas gegen die Stedinger zu unternehmen. Die Junker blieben aber nicht lange; denn als sie das vorige Unwesen wieder anfingen, mußten sie, der Festigkeit der Burgen mißtrauend, das Land räumen.

Jetzt glaubte das Volk sich vor jedem Drucke gesichert, da Hartwich nichts gegen sie unternahm und Graf Moritz, ein billig denkender Mann, der zu Berne auf der Burg wohnte, dem Lande keine Unbill zufügte. Aber ein unerhörtes Ereigniß schreckte die Sorglosen auf aus ihrer Sicherheit und zeigte ihnen, daß die arge List und die Bosheit der Geistlichen keineswegs beseitigt sei.

Eines angesehenen Stedingers Eheweib — angeblich die Frau des später auftretenden Bohlke von Bardenfleth — ging am Tage vor Ostern im Jahre 1204 in der Berner Kirche zur Beichte und am

folgenden Tage gab der unwürdige Priester ihr, statt der Hostie, den Flinderken, welcher ihm als Beichtgeld zu geringe däuchte, in den Mund. Bestürzt ging das arme Weib zu Hause; denn sie glaubte der heilige Leib habe sich in Metall verwandelt, um ihr anzudeuten, daß sie der hohen Gnade nicht würdig sei. Sie wagte es nicht, die Hostie in der Kirche wieder auszuspeien, sondern begab sich nach Hause, wo sie dieselbe mit einem reinen Tuche herausnehmen konnte. Als der Ehemann die Niederträchtigkeit erblickte, beklagte er sich bei den Vorgesetzten des Priesters, fand aber mit seiner Beschwerde kein Gehör.

Da entflammte sich sein Zorn zur gerechten Selbstrache und er erschlug im Verein mit seinen Angehörigen, welche sich durch die schnöde Behandlung ebenfalls beschimpft fühlten, den unwürdigen Priester, gerade als er den Altar verlassen wollte.

Die Geistlichkeit drang auf schleunige Auslieferung des Mörders, die aber von den Stedingern beharrlich verweigert wurde, da sie in jenem Landestheile, wo sich die Bluttthat ereignet hatte, die Gerichtsbarkeit mit eigenen Richtern selbst übten. Vergebens schickte der Erzbischof Priester und Geistliche an die Stedinger, um sie zum Gehorsam zu ermahnen und als die Abgeordneten in ihren Schmähungen und Drohungen zu weit gingen, wurden sie von dem gereizten Volk geschimpft oder erschlagen.

Jetzt glaubte der Erzbischof zum Aeußersten schreiten zu müssen und belegte die Widerspenstigen mit dem Interdikt. Diese Maßregel aber, die sich in den

meisten Fällen als überaus wirksam erwies, war hier ohne alle Folgen. Die Erbitterung der Stedinger wurde dadurch nur gereizt und sie verbannten jetzt auch noch die wenigen zurückgebliebenen Geistlichen, verspotteten die erzbischöflichen Herolde, die das Interdict verkündeten, und vom Zehnten konnte bei ihnen keine Rede mehr sein. Auch beschlossen sie, sich nicht auf die Vertheidigung allein zu beschränken, sondern wo es irgend rathsam erscheinen möchte, auch angriffsweise zu verfahren. Den Grafen Moritz von Oldenburg, der lange Jahre in Ruhe und Frieden auf seiner Burg in Berne gelebt hatte, wollten sie ebenfalls nicht mehr unter sich dulden und er mußte das Land verlassen.

Die Stedinger sahen wohl, daß sie und mit vereinten Kräften den fremden Anmaßungen würden widerstehen können, und die nördlichen und südlichen verbanden sich jetzt mit den östlichen oder Osterstadern zu einem festen Bunde, nach dem Beispiel ihrer Nachbarn, der stammverwandten Rustringer. Auch sannen sie darauf, ihr Land gegen feindlichen Ueberfall zu schirmen und legten an der südlichen Gränze wegen der Nähe der Stadt Bremen, von wo aus ihre Besitzungen am Meisten bedroht schienen, große Verschanzungen an, einen Steingraben und einen Steindamm zwischen Deichhausen und Weyhausen. Bei diesem letzteren Orte befand sich der einzige Zugang, ein enges wohlbewachtes Thor.

Die entwichenen Priester suchten sich an den Stedingern dadurch zu rächen, daß sie die schändlichsten

Gerüchte von ihnen verbreiteten. Der Erzbischof dachte freilich endlich einmal ernsthafter zu verfahren, hatte aber wenig Erfolg und starb im Jahre 1208. Als bei der streitigen Wahl nach seinem Tode die Stadt Bremen sich für Waldemar erklärte, ergriffen auch die Stedinger dessen Parthei und fielen mit Nachdruck ins Stift ein, wo sie Hagen und Stotel berannten. Erst der Graf von Hoya konnte ihren Verwüstungen Einhalt thun; er trieb sie zurück und hatte die Grausamkeit, gegen alles Herkommen, die Kriegsgefangenen an den Galgen zu hängen. Die Stedinger nahmen dafür eine schnelle Rache, indem sie das von Gerhard zwischen Delmenhorst und Hengsterholz erbaute Schloß Schlüter zerstörten. Um aber mehr Einheit in ihre Angelegenheit zu bringen, fingen sie von jetzt an, ihre Wohnungen näher bei einander am Deiche zu bauen, den man bei einem feindlichen Ueberfall leicht durchstechen und die Gegner durch eine allgemeine Ueberschwemmung des Landes am weitern Vordringen hindern konnte. Als Gerhard diese Entschlossenheit sah, stand er nicht länger an, ihnen große Zugeständnisse zu machen, um sie in sein Interesse zu ziehen. Nun mußten auch die Bremer ihren bisherigen Liebling Waldemar fahren lassen. Aber die Ruhe war nicht von langer Dauer, und als des Erzbischofs Nachfolger, Gerhard II., ein gewaltthätiger Mann, die ihnen von Gerhard I. erlassenen Steuern und Zehnten wieder einfordern ließ, kamen die stedingischen Angelegenheiten wieder auf den alten Fuß.

Dem Erzbischofe brachten die Grafen von Oldenburg und Wildeshausen Hülfe, den Stedingern die Rustringer; auch Otto von Lüneburg, der mit dem Erzbischof in Unfrieden lebte, war naturgemäß ihr Bundesgenosse und streifte bis dicht vor Bremen, indem er Alles mit Feuer und Schwerdt verwüstete. Der Moorriem wurde bei dieser Fehde so ganz und gar verheert, daß er zur menschenleeren Einöde wurde, wo die Wölfe ihr Lager in den Kirchen haben konnten.

Die Stedinger hatten darauf einige Jahre hindurch Ruhe vor ihren Feinden, welche anderweitig beschäftigt waren; sie selbst konnten nicht daran denken, den Erzbischof oder den Grafen von Oldenburg zu beunruhigen, da ihr Land außerordentlich durch Ueberschwemmungen gelitten hatte und die Herstellung der Deiche alle ihre Kräfte in Anspruch nahm. Dagegen wurden sie anderweitig sehr verstärkt. Denn der Ruf ihrer freisinnigen Denkungsart war weit und breit erschollen und lockte viele Fremde ins Land, welche ihre Heimath wegen Ketzereien hatten verlassen müssen.

Dieser Zuwachs der feindlichen Streitkräfte war dem Bischof zu bedenklich und da die vielen Kriege ihn belehrten, wie er mit seiner Macht allein das widerspenstige Volk nicht züchtigen könne, beschloß er das Mittel zu ergreifen, was er als das äußerste, aber auch wirksamste betrachtete; er ließ das Kreuz wider sie predigen.

Seine Geistlichen durchzogen alle umliegenden Länder und schilderten die Stedinger in ihren Predigten als eine gottlose Satansbrut, durch deren Bekämpfung

und Ausrottung sich ein Jeglicher das Reich Gottes erwerben könne. Da strömten eine Menge Menschen nach Bremen, um das Kreuz zu nehmen, besonders aus den Grafschaften Lippe und Schaumburg und den Stiften Bremen und Paderborn. Natürlich, daß sich auch die oldenburgischen Grafen anschlossen.

Am Weihnachtstage 1230 rückte das vereinte Heer vorläufig in Osterstade ein, weil dies leichter zu bekämpfen schien, als die westlichen Landestheile. Aber die Stedinger waren auf ihrer Hut und als des Erzbischofs Bruder Hermann von der Lippe, der Oberfeldherr der Kreuzfahrer sogleich beim ersten Anlauf niedergehauen wurde, ergriffen seine Leute die Flucht; der Sieg der Stedinger war entschieden und das Land noch einmal gerettet. Der Erzbischof selbst, der an dem Zuge Theil genommen und sich im Zelte seines Bruders befunden hatte, entkam nur mit genauer Noth.

Jetzt endlich wandte sich der Erzbischof an den berüchtigten Ketzerrichter Conrad von Marburg, durch dessen Schilderung der Gottlosigkeit der Stedinger bewogen, der Papst die umwohnenden Bischöfe beauftragte, die Abtrünnigen wieder in den Schooß der Mutterkirche zurückzuführen; ja einige Zeit nachher erließ er sogar auf Conrads Antrieb eine verstärkte Aufforderung an die Bischöfe, allen denen, welche die Waffen gegen jene Teufelsdiener tragen würden, Ablaß zu ertheilen und auf diese Art ein Heer zusammenzuziehen, mächtig genug, um den Gottlosen die

Stirn zu bieten, ja, sie auszurotten und ihren Namen von der Erde zu vertilgen.

Nicht allein in Sachsenland wurde das Kreuz gepredigt, sondern auch am Rhein und in den Niederlanden. Manchen lockte die Aussicht auf den päpstlichen Ablaß, Manchen die zu erwartende Kriegsbeute. Die Bremer, die ihre Heeresmacht nur dann noch mit der erzbischöflichen vereinigten, wenn es im gemeinsamen Interesse geschah, oder wenn ihnen große Privilegien und Vortheile daraus erwachsen konnten, oder endlich, wenn sie einander vertragsmäßig Unterstützung zugesichert hatten, wurden dadurch zur Theilnahme bewogen, daß ihnen der Erzbischof den dritten Theil der Beute nebst Zollfreiheit im Stifte zusicherte. Die Friesen enthielten sich jeglicher Theilnahme.

Ein stattliches Heer hatte sich jetzt in Bremen vereinigt; diese Kriegshaufen führten den stolzen Namen der Heerschaaren Christi. Sie brachen zuerst nach Osterstade auf, bewältigten die Einwohner nach einem tapfern Widerstande und verwüsteten die ganze Landschaft; ein anderer Angriff gegen das westliche Stedingen mißlang gänzlich. In diesem Landestheil führten die Einwohner ausgedehnte und stattliche Befestigungen auf, deren Spuren man noch heutiges Tags sieht zu Schutz und Trutz. Denn sie standen, wenn man die Wurster ausnimmt, die ihnen das Bündniß noch nicht gekündigt hatten, ganz allein und konnten nur noch von der eignen Kraft und Tapferkeit Rettung erwarten. Diese Verschanzungen waren in dreifacher Reihe hintereinander aufgeführt, so daß

man im Nothfall von der ersten mit Sicherheit in die zweite gelangen konnte. Und als von Bremen aus ein ernstlicher Angriff befürchtet wurde, zog sich das ganze Volk dorthin zurück, mit Weib und Kind, 40,000 an der Zahl, mit dem festen Entschluß, den weit überlegnen Kreuzfahrern die Spitze zu bieten.

Anfänglich schien das Glück ihren Waffen hold; die erzbischöfliche Burg Schlüter, deren Nähe ihnen zu gefährlich schien, wurde von ihnen zerstört und als der Graf Burchard von Wildeshausen, der mit den Seinen zu den Kreuzfahrern stoßen wollte, vorläufig einen Angriff machte, wurde er und der größte Theil seines Heerhaufens bei Himmelskamp jämmerlich erschlagen. Das Kreuzheer vergrößerte sich mit jedem Tage; aus allen Gegenden Deutschlands und der Niederlande eilten Fürsten und Grafen herbei, um das Ketzervolk zu züchtigen. Herzog Heinrich von Brabant, Graf Florenz von Holland und andere Herren aus Flandern und vom Rhein, sowie die Grafen von Oldenburg und Stotel standen an der Spitze dieser blutgierigen Schaaren, welche 40,000 Köpfe zählten, denen die Stedinger nur etwa 11,000 Mann entgegenstellen konnten. Aber der Gedanke für die Freiheit und Weib und Kind zu streiten, entflammte ihren Muth und glich den Vorzug der Ueberzahl aus.

Der ursprüngliche Plan der Kreuzfahrer, die Verschanzungen zu stürmen, schien bei näherer Betrachtung zu gewagt und es wurde beschlossen, dieselben womöglich zu umgehen und den Feind im Rücken

anzugreifen. Dies mußte von der Weserseite aus geschehen, wo er keine Befestigungen angelegt hatte. Zu diesem Behuf wurden zwei Schiffbrücken, die eine zum Uebergang über die Weser, die andere für die Ochum eingerichtet, zu denen hauptsächlich die Fahrzeuge der zahlreichen niederländischen Kreuzfahrer verwandt wurden.

Um den Muth des Kreuzheeres noch zu erhöhen, wurde am Donnerstag vor Himmelfahrt (1234) eine große Feier zu Ehren des heiligen Urban gefeiert und folgenden Tags ein großer Heerhaufe nach Himmelskamp geschickt, um den Stedingern die Meinung beizubringen, dort werde der Hauptangriff Statt finden, und sie aus ihren Verschanzungen dorthin zu locken, was auch wirklich gelang. Die übrige Heeresmacht setzte in der folgenden Nacht bei Moorlosen über die Weser, ohne daß die Stedinger es hindern konnten. Wüthend stürzten sich diese jetzt in keilförmiger Schlachtordnung unter ihren Führern Bolke von Bardenfleth, Tanno von Hunthorp und Ditmar von Dicke auf den Feind und hatten ihn schon in Unordnung gebracht, als der Graf von Cleve die Stedinger mit der Reiterei im Rücken angriff und dadurch die gänzliche Niederlage derselben herbeiführte. Siebentausend Stedinger blieben auf dem Platz und viertausend Kreuzfahrer, unter ihnen viele der vornehmsten Führer. Das Schlachtfeld war beim Altenesch, am Hügel St. Veit. Bei der gewaltigen Sommerwärme mußte man bei der Masse von Leichen den Ausbruch pestartiger Seuchen fürchten und darauf bedacht sein,

dieselben schleunigst zu begraben, Alles durch einander Freund und Feind, Gläubige und Ketzer. Auf der Wahlstatt wurden einige Kapellen erbaut aus Dankbarkeit für den errungenen Sieg.

Das Volk der Stedinger wurde an jenem verhängnißvollen Tage aufgerieben bis auf wenige Ueberreste, welche begnadigt wurden und dem Erzbischof und den Grafen von Oldenburg huldigen mußten, welche mit den Höfen der Erschlagenen die verdienstvollsten Krieger belohnten. Die Bremer Geistlichkeit feierte diesen glänzenden Sieg durch eine große Procession. Auch wurde für die Folgezeit auf den fünften Sonntag nach Ostern eine Gedächtnißfeier angeordnet.

Fehde wegen der freien Fahrt auf der Weser. — Zwist mit Gieselbert. — Der Erzbischof begiebt sich aller weltlichen Rechte in der Stadt.

Der Untergang dieser streitbaren, unruhigen Nation in der unmittelbaren Nähe von Bremen war für die Stadt von der größten Wichtigkeit. Brauchte der Bremer doch jetzt nicht mehr ängstlich rückwärts zu schauen, wenn es galt, die friesischen, den Stedingern stammverwandten, Seeräuber zu züchtigen und sich an der Unterweser geltend zu machen. Durch die Vernichtung der Stedinger erhielt Bremen einen überwiegenden Einfluß an der Unterweser und der benachbarten Meeresküste, der sich schon nach Verlauf weniger

Jahre zeigte (1243), wo zwischen der Stadt und den Grafen von Oldenburg ein Vertrag zu Stande kam, demzufolge sich die Letztern verpflichteten, ohne Einwilligung der Stadt am Weserufer keine Burgen, Schanzen oder Besatzungen zu errichten; auch sollten die Bremer Bürger in der Grafschaft frei von jeglichem Zoll und des gräflichen Schutzes im Fall der Noth versichert sein. Wofern aber Mißhelligkeit und Unfriede zwischen den Contrahenten entstehen würde, sollte zu Ochtmund eine Zusammenkunft veranstaltet und keinem Theile gestattet werden, von dannen zu gehen, bis der Streit beigelegt sei. Dieser Vertrag wurde späterhin dahin erweitert, daß der Graf den Fluß, sammt den Ufern bis ans Meer freihalten wolle von Räubern und sich den Bau der Schlösser bis zu der salzenen See mit aller Kraft widersetzen.

Wie gefährlich aber der Stadt die Nachbarschaft der Stedinger gewesen sein würde, wenn diese ihren alten Glanz und ihre frühere Macht ungeschwächt bewährt hätten, ersieht man daraus, daß sie, nachdem sie bei der nach Gerhards IV. Tode (1257) erfolgenden streitigen Bischofswahl gedemüthigt waren und dem Hildebold gehuldigt hatten, diesem gestatteten, in ihrem Lande, zu Warfleth an der Weser eine Burg anzulegen und ihm bei dem Bau derselben mit dem größten Eifer behülflich waren. Die Bremer bekriegten den Erzbischof jahrelang wegen dieser Anmaßung, wobei sie mancherlei Verluste erlitten, bis durch Vermittelung des Grafen von Oldenburg, der dem Vertrage nach sich ebenfalls einer solchen Anlage wider-

setzte, die Sache beigelegt und den Bremern von Seiten des Erzbischofs die Versicherung wurde, ohne ihre und der Rustringer Bewilligung sich solcher Bauten an der Weser ins Künftige zu enthalten. Das Schloß wurde dem bremischen Rath übergeben, der es sofort zerstören ließ.

Im Uebrigen versprach der Bischof, den Bremern allen möglichen Schutz angedeihen zu lassen und bestätigte alle ihnen von seinen Vorgängern verliehenen Privilegien.

Ueberhaupt sehen wir von jetzt an unsere Vorfahren ganz vorzüglich bemüht, allen Hindernissen und Hemmungen des Handels mit großer Kraft entgegenzutreten, wie sie denn auch in der Nähe und Ferne Verträge abschlossen zur Abschaffung des Strandrechts und anderer Mißbräuche, welche ihre Schifffahrt betreffen konnten, so wie zur Aufhebung der Zölle, durch welche ihr weit ausgebreiteter Landhandel so außerordentlich beschwert wurde. In der nächsten Folgezeit (1271) schlossen sie auch in dieser Hinsicht mit dem Grafen von Hoya einen Vertrag, demzufolge, im Fall auf ihrem Gebiete einem Kaufmann ein Unbill zustoßen würde, dem Erzbischof die Untersuchung und Bestrafung übertragen werden solle. In demselben Jahre erwarben sie sich auch die Zollfreiheit in Wildeshausen.

Merkwürdig ist es ferner, daß die Stadt schon im Jahre 1294 von Erich, dem Könige von Norwegen, mit großen Handelsvergünstigungen begnadigt ward, während die allgemeine deutsche Hansa sich erst 50

Jahre später (1343) von Magnus, König in Norwegen und Schweden einen Freibrief erwirken konnte.

Allein was durch die Anstrengungen der gesammten Gemeinde mit großen Anstrengungen und vielem Zeitaufwande gewonnen war, schwebte oftmals in Gefahr, durch die Unvorsichtigkeit Einzelner, wieder verloren zu gehen und namentlich führte das rasche Thun einiger unbesonnener Bürger zur Zeit des Bischofs Gieselbert einen Krieg herbei, in welchem die Stadt große Verluste erlitt.

Denn, während der Bischof das heilige Oel im Dom weihete, entspann sich zwischen einem Goldschmiede und einem Diener des Bischofs ein Zwist, bei welchem der Erstere verwundet wurde und mit lautem Geschrei die Bürger zur Rache entflammte. Ein starker Haufen besetzte jetzt das Haus und obgleich der Bischof sich zu jeder Genugthuung erbot, so gaben ihm die Rasenden kein Gehör, mißhandelten das Gefolge, plünderten die Kostbarkeiten und steckten endlich das Gebäude in Brand. Gieselbert gelangte nur mit Mühe zur Stadt hinaus und rächte die erlittene Unbill, besonders mit Hülfe der Friesen, welche alle Schiffe wegnahmen, und der Stiftsedelleute, die jeden Bremer Bürger anhielten. Obgleich nun alle Lebensmittel in der Stadt, trotz der strengen Blokade außerordentlich billig waren und die Bürger sich noch lange hätten halten können, ohne daß man eine Hungersnoth zu besorgen hatte, so mußte ihnen doch diese Störung des Handels die größte Besorgniß einflößen, und sie verstanden sich zu der größten Demüthigung

und zogen barfuß nach Giselbert hinaus, um nur seine Verzeihung zu erhalten. Der Urheber des ganzen Krieges aber, Reineke Brunshaver, wurde am Schwanze eines Pferdes zur Stadt hinausgeschleift und gerädert, die Uebrigen nach Maaßgabe ihrer Schuld bestraft.

Giese lbert war dadurch versöhnt und blieb der Stadt gnädig bis an sein Ende. Wie er denn sich aller weltlichen Rechte in der Stadt begab und sich bloß das Kirchenregiment in derselben vorbehielt. Dafür versprach die Stadt, mit ihren Schiffen ihm am linken Weserufer zur Hand zu sein, auch nicht zu dulden, daß neue Schlösser im Stifte gebaut würden.

Vertreibung der Patrizier. — Die Stephansstadt wird befestigt und das Viehland durch einen Graben und drei Thürme gegen feindliche Einfälle gesichert.

Aber die Zeiten wurden immer schwerer, denn eine drückende Gesetzlosigkeit herrschte zu Land und auf dem Meere. Der reisende Kaufmann war trotz aller Zollvergünstigungen doch nicht sicher vor den räuberischen Klauen der Edelleute, welche sogar, Statt des einfachen Zolls, nicht selten sich des ganzen Waarentransports bemächtigten. Schlimmer fast noch erging es denn auch dem Schiffer in den nordischen Meeren, woselbst Männer aus fürstlichem Stamm es für rühmlich erachteten, mit großen Raubflotten umherzuschweifen.

Dieser Zustand der Dinge wurde am empfindlichsten von den großen Handelsstädten des nördlichen Deutschlands und der Ostsee empfunden und es traten deshalb schon gegen die Mitte dieses Jahrhunderts mehrere Städte zu einem gemeinsamen Bunde zusammen, mit der Verpflichtung, sich einander zu helfen im Fall der Noth und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Auch Bremen mußte bei seinem ausgebreiteten Verkehr die schwere Hand der Uebermacht empfinden, und es erblickte die sicherste Abhülfe in dem Beitritt zu diesem mächtigen Bunde, der zwischen den Jahren 1280 und 1290 erfolgen mochte.

Dadurch gewann der Handel einen neuen Aufschwung und es gab viele Familien in der Gemeinde, die durch den blühenden Verkehr reich und mächtig geworden waren. Aber sie begnügten sich nicht mit dem äußern Glanz, den der Reichthum verleiht, sie wollten einzig als Herren und Herrscher geachtet sein, erlaubten sich die größten Gewaltthätigkeiten gegen den Geringern und verlangten, daß allein aus ihrer Mitte die Mitglieder des Raths gewählt werden sollten.

Der Rath bestand anfangs aus 11 Rathmännern mit einem Bürgermeister an der Spitze, jetzt bestand er aus 33 Rathleuten und 3 Bürgermeistern, von denen abwechselnd ein Bürgermeister und 11 Mitglieder des Rathes das eigentliche Regiment führten. Nun wußten jene es mit List und Gewalt durchzusetzen, daß bei jedem Rathswechsel nur ihre Angehörigen, mochten sie übrigens zum Rathe gehören oder nicht, ans Ruder gelangten, wobei sie nicht einmal

auf die gesetzmäßige Anzahl Rücksicht nahmen, und die Freiheit der Stadt war in Gefahr, in kurzer Frist der Willkühr eines einzigen großen Herrschergeschlechts blosgegeben zu sein. Aber das Uebermaß der Frechheit dieser Menschen bewirkte ihren baldigen Sturz.

Einer der abgegangenen Rathmänner, welcher diesem Treiben abhold und deshalb den stolzen Herrschern verhaßt war, Arnold v. Gröpelingen, welcher der Waage gegenüber wohnte, hatte einen Hecht von ungewöhnlicher Größe auf dem Markte gekauft, und vergebens verlangte Einer der neuen Fürsten, Götje Frese, von ihm, er soll ihm denselben wieder überlassen. Deshalb ergrimmte der Letztere, und da er sah, daß sein Gegner augenblicklich des Beistandes vieler Umstehenden gewiß sein konnte, so verschob er seine Rache bis auf gelegenere Zeiten, und als er endlich hört, daß Gröpeling gefährlich erkrankt sei, so beruft er seinen Anhang, und besorgt, daß jener eines natürlichen Todes sterben und so seiner Rache entgehen möge, stürzt er nach der Wohnung seines Feindes und durchbohrt den Sterbenden zusammt dem treuen Knecht, der ihn mit seinem eignen Körper zu schützen sucht.

Diese Unthat war zu empörend, als daß sie nicht allgemeinen Abscheu hervorgerufen hätte, und die Bürger, zu denen jetzt auch schon die früher dem Erzbischof unterworfenen Handwerker gezählt wurden, waren zahlreich und muthig genug, um dem unerhörten Drucke jener Familien und ihres Anhangs kräftig entgegenzutreten. Es versammelten sich daher einige Hundert derselben zusammt einigen Rathleuten, die ebenfalls

den Hochmuth der Patrizier empfunden, bei nächtlicher Weile in der Nikolaikirche und zogen, um den übrigen Wohlgesinnten Gelegenheit zu geben, sich anzuschließen, durch die Stadt nach dem Marktplatz. Die Gewalthaber, welche das drohende Unwetter heranziehen sahen, entwichen schleunigst aus der Stadt. Dann wurde ihre und aller Angehörigen Verbannung beschlossen und Maaßregeln getroffen, welche ihre Rückkehr für ewige Zeiten unmöglich machen sollten. Jede Fürsprache war untersagt und jede Verwendung für die Geächteten sollte mit 100 Mark gebüßt werden, jede Verschwägerung mit ihnen zugleich die Acht nach sich ziehen. Dazu wurden ihre Namen auf einer Tafel im Rathhause befestigt und zugleich ins Stadtbuch eingetragen, damit der Inhalt für alle Zeiten unvergessen sei.

Die Vertriebenen waren nur mit Gefahr ihres Lebens entronnen, wandten aber Alles auf, um wieder in ihre vorige Stelle zu kommen, auf daß sie sich rächen möchten an den abtrünnigen Bürgern.

Zuerst wandten sie sich an den Herzog von Lüneburg, den sie mit Aufopferung großer Habe für sich und zu verschiedenen Unternehmungen zu gewinnen wußten, die aber, so wie die Angriffe der Stiftsritterschaft, von den tapfern Bürgern zurückgeschlagen wurden. Aber diese begnügten sich nicht bloß mit der Abwehr, sie fielen auch ins Stift ein, eroberten und verbrannten vierzehn Burgen und trieben sechszig geharnischte Ritter in die Flucht.

Da war man von beiden Seiten des Kampfes müde; die Bremer hatten große Kosten aufgewandt, da sie zur bessern Vertheidigung während dieses Krieges auch die Stephansstadt ummauert hatten, deren Bewohner von jetzt an, beiläufig gesagt, ebenfalls mit zur Bürgerschaft gerechnet wurden. Zur Bestreitung dieser ungewöhnlichen Ausgaben mußten verschiedene Kämpe und Einkünfte außerhalb der Stadt verpfändet werden, und deshalb kam (1308) leicht ein Frieden mit der Stiftsritterschaft zu Stande, demzufolge die verbrannten Schlösser nicht wiederhergestellt werden durften. Sollte Unfrieden entstehen zwischen der Stadt und dem stiftischen Adel, so sollte der Erzbischof Schiedsrichter sein.

War man während dieser Fehde auf die Befestigung der Stadt besonders bedacht gewesen, so richtete man jetzt auch auf die Untersassen im Stadtgebiet, die den Verheerungen des Feindes immer am Meisten ausgesetzt waren, sein Augenmerk. Das rechte Weserufer, von Natur durch Flüsse, Sümpfe und Wald umgürtet, schien der Beihülfe weniger zu bedürfen, zumal man von der Stadt aus den bedrohten Punkten schneller Hülfe bringen konnte. Das gegenüberliegende Ufer dagegen, das Viehland, von der Stadt und ihrem Beistande durch den Weserstrom gleichsam abgeschnitten, war in einem höheren Grade auf die Selbstvertheidigung seiner Bewohner angewiesen, und da das Land nach allen Seiten hin offen lag und in Kriegszeiten den Grafen von Oldenburg, Delmenhorst und Hoya ein unbestrittener Tummelplatz sein mußte, so

dachte man ernstlich darauf, auch dieser Landschaft die gehörigen Wehren zu verschaffen, hinter welchen die Einwohner in Sicherheit einen feindlichen Anfall erwarten könnten. Zu diesem Behufe wurde ein Graben um das ganze Viehland gezogen, von gehöriger Tiefe und vierzehn Fuß breit, an den Hauptpunkten der Wartthurm, der Kattenthurm und der zu Arsten aufgeführt, und die Vertheidigung derselben den benachbarten Dörfern aufgetragen. Damit aber die Leute immer gehörig gerüstet sein möchten, wurde einem jeglichen Bauman im Viehlande, der mit einem Pfluge zu Felde ginge, befohlen, einen Hengst zu halten, im Werthe von einer Bremer Mark, mit dem er folgen sollte zu des Landes Noth, und jedem Landmann, einen Kragen zur Hand zu haben, einen eisernen Hut, ein Paar Waffenhandschuhe, einen Schild, einen Wurfspieß und einen Speer, sechszehn Fuß lang, und nicht kürzer, bei Strafe einer Mark. Diese Anordnungen schienen genügend zur Vertheidigung des Viehlandes.

Der Krieg mit dem Erzbischof Moritz und eine wüthende Pest führen Bremen an den Rand des Verderbens.

Die Herrschaft der Patrizier war also für immer, besonders auch durch die Beihülfe der Innungen vernichtet. Durch den kaum erwarteten Erfolg ermuthigt, machten diese auch nun größere Ansprüche, und die Wahlfähigkeit zu Rathleuten mußte ihnen zugestanden

werden, die denn auch in der Weise mißbraucht wurde, daß der Rath nach einigen Jahrzehnten das Dreifache der gewöhnlichen Zahl erreichte, wodurch sein Ansehen dergestalt sank, daß er zum willenlosen Werkzeuge dieser oder jener verwegenen Parthei unter der Bürgerschaft herabsank. Besonders trat dies zu Tage, als, nach dem Tode des Erzbischofs Otto, eine streitige Wahl zu Stande kam (1349). Der Rath und die angesehensten Männer traten auf die Seite Moritzen's, eines Grafen von Oldenburg, der schon von seinem Vetter Otto bei dessen Lebzeiten zum Stiftsverweser ernannt war, um denselben gegen die Ansprüche des vom Papste ernannten Gottfrieds, eines Grafen von Osnabrück zu unterstützen. Moritz, im Besitz aller Schlösser, war einziger Herr im Stift.

Gottfried, der wohl einsah, daß derjenige Sieger bleiben würde, dem es gelänge, die Stadt auf seine Seite zu ziehen, strebte im Stillen dahin, drei oder vier beherzte Männer für seine Sache zu gewinnen. Diese nun wußten die Bürgerschaft so sehr zu Gunsten des Bedrängten zu bearbeiten, daß sie eines Tages mit der Gemeine gewaltsamer Weise in die Rathssitzung drangen und, trotz aller vernünftigen Gegenvorstellungen, ihr Begehr durchsetzten. Wollte der Rath einem allgemeinen Aufruhre vorbeugen, so sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, dem bisherigen Freunde und Günstlinge Moritz zu entsagen. Jetzt kam ein Krieg zum Ausbruch, der viel edles Blut kostete.

Moritz begann die Feindseligkeiten damit, daß er alle Zugänge zur Stadt abzuschneiden suchte. Er

fügte ihr auf der Weser großen Schaden zu, und, um ihr die Gelegenheit zu nehmen, sich durch einen Einfall ins Stift zu rächen, besetzte er die Uebergänge über die Lesum und hielt in Ritterhude eine starke Besatzung. Die Bremer sahen wohl, daß sie nur vermittelst einer Brücke den Uebergang würden ins Werk richten können und deshalb wurde mit der größten Anstrengung eine solche hergestellt; der Sicherheit wegen wurde eine Schanze dabei aufgeworfen und einige Koggen oder Kriegsfahrzeuge dabei hingelegt. Dies war in der Gegend der heutigen Burg. Jetzt konnten sie einen Zug ins Stift unternehmen, ohne zu besorgen, daß ihnen der Rückzug abgeschnitten werden würde, raubten und brannten und trieben Moritz so sehr in die Enge, daß er sich nach fremder Hülfe umsehen mußte.

Als er mit Hülfe des Grafen Engelbert von der Mark, des Grafen von Steinfurt, Conrads von Oldenburg und des Bischofs Balduin von Paderborn 900 geharnischte Reiter und viele Fußknechte zusammengezogen hatte, rückte er gegen die Landwehr bei St. Remberti vor, wo die Stadt am schwächsten war. In der Eile rückte ein kleiner Haufen aus der Stadt, um die Landwehr zu vertheidigen, die aber in sehr schlechtem Zustande und leicht vom Feinde überschritten war. Da wurden die Bürger in die Flucht getrieben, viele erschlagen und gefangen genommen, unter denen sich auch Heinrich Gröning befand, und nur die Pallisaden, über welche sich die Flüchtlinge vor der verfolgenden Reiterei retteten, hinderten eine größere Niederlage.

Hierauf zog der Sieger vors Osterthor und schlug fünf seiner tapfersten Kämpfern zu Rittern, die Grafen von Oldenburg und von der Mark, Otto v. Line, Heinrich von Issendorf und Martin von der Hude. Nachdem er dann die Vorstadt bei St. Paul verbrannt, das ganze Stadtgebiet verheert und sich der Brücke über die Leeßum bemächtigt hatte, rückte er wieder vor die Stadt, fand aber zu seinem nicht geringen Erstaunen die Thore geöffnet, Mauern und Wälle ohne Vertheidiger. Keine menschliche Seele machte ihm den Besitz der Stadt streitig, aber dennoch schauderte er zurück, sich ihrer zu bemächtigen; schaltete in derselben doch ein gar unheimlicher Gast, vor dessen Nähe auch das mächtigste Menschenkind zurückbeben mußte.

Denn die Reiter, welche er auf Kundschaft in die offene Stadt geschickt, berichteten, wie sie eine weite Strecke hineingeritten seien, aber keinen Menschen in den Straßen gesehen, die Häuser aber verschlossen gefunden hätten. Denn die Pest, welche in den Jahren 1348 bis 1350 den dritten Mann der europäischen Bevölkerung hinwegraffte, sollte auch in Bremen eine reiche Leichenernte halten; 6766 Menschen waren an dieser Seuche gestorben, und das Leben und die Güter des Lebens, selbst das höchste, die Freiheit, hatten in den Augen des verzagten Volkes so sehr allen Werth verloren, daß es thöricht schien, darum zu kämpfen.

Da wurde Moritz zum innigsten Erbarmen bewegt mit den Schwergeprüften. „Nein", erwiederte er auf das Zureden der Seinen, den günstigen Augenblick zu benutzen, „ich will es nicht thun, denn Gott krieget

mit ihnen. Wer heute gesund ist, kann morgen todt sein; das möchte auch uns überkommen. Ein solches Thun möchte uns nur zur Schande gereichen. Wir haben ihnen Schaden genug gethan, dessen wir gern überhoben gewesen. Auch haben wir manchen guten Tag darin gehabt mit Tanz und Lustbarkeit, und große Freundschaft darin genossen. Sind wir nun Feinde, wir können auch wieder Freunde werden." — Damit zog er wieder fort.

Durch all dieses Mißgeschick im höchsten Grade entmuthigt, bat die Gemeinde den Rath, den Frieden zu vermitteln und gab das eidliche Versprechen, den Beschlüssen desselben für alle Zukunft gehorchen zu wollen. Der Friede kam denn auch nach längern Unterhandlungen in der Weise zu Stande, daß Gottfried den Bischofsstuhl bestieg, Moritz aber zu seinem Amtmann im Stift ernannt wurde, mit der Verpflichtung, für einen anständigen Unterhalt des Bischofs alle Sorge zu tragen (1350).

Auch wurde dahin gearbeitet, daß alle diejenigen, welche gegen Recht und Gesetz sich in den Rath gedrängt hatten, ihre Stellen aufgeben mußten und die Zahl der Rathsmitglieder wieder auf den alten Fuß gebracht wurde.

Wechselvoller Krieg mit dem Grafen von Hoya und seine Folgen. — Ausstoßung aus der Hansa. — Die Grande Cumpanie.

Aber schon im folgenden Jahre beklagte sich Gottfried über die unzulängliche Unterstützung seines Amtmanns und räumte dem Grafen von Hoya gegen das Versprechen lebenslänglichen Unterhalts das Schloß Thedinghausen ein. Moritz wandte sich, dieser Ungebühr wegen, an die Stadt, die aber, durch den vorigen Krieg erschöpft, jede Hülfe ablehnte. Wenn aber für den Augenblick durch die Weisheit der Männer, welche an der Spitze der Regierung standen, einem Kriege vorgebeugt worden war, so wurde derselbe wenige Jahre nachher durch die aufbrausende Hitze und durch das unziemliche Selbstvertrauen der Menge mit allen seinen Schrecknissen herauf beschworen.

Nach der großen Pest nämlich waren aus der Grafschaft Hoya viele Eingesessene nach der entvölkerten Stadt ausgewandert und hatten sich dort niedergelassen. Der Graf forderte ihrer sieben namentlich zurück als seine Leibeigenen. Diese boten nun Alles auf, dem Loose, das ihnen drohte, zu entgehen, und bewogen noch viele Andere aus jener Herrschaft, die in Bremen Bürger geworden waren, um einem gleichen Schicksale zu entgehen, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen. Es wurde die Demüthigung des Grafen durch Waffengewalt beschlossen, und da diese Leute einen großen Anhang in der Stadt hatten, wurde es ihnen leicht, die Gemeinheit so zu erregen und zu reizen, daß ein großer Haufen, des wenige

Jahre zuvor geleisteten Eides uneingedenk, sich vor den Rath verfügte und stürmisch eine Kriegserklärung gegen den Grafen verlangte. Sie wüßten wohl, meinten sie, wo demselben das Herz säße, und die Stadt Bremen könnte nun und nimmermehr eine bessere Gelegenheit haben, ihn zu dämpfen, als sich ihr gegenwärtig darböte.

Vergebens stellte der Rath den Ungestümen vor, ob es nicht besser sei, diesen Zwist durch Unterhandlungen beizulegen, vergebens rief er ihnen das Elend ins Gedächtniß zurück, welches der Krieg mit Moritz über die Stadt gebracht; vergebens mahnte er sie an den feierlichen Eid. Die unruhige Menge mochte ein ungünstiges Ergebniß der Unterhandlungen besorgen und wollte sich in keiner Weise rathen lassen. Lieber wollten sie all ihr Vermögen verkriegen, als alljährlich den unrechtmäßigen Ansprüchen des Grafen blosgestellt zu sein. Der Krieg war unvermeidlich.

Als der Graf von dieser feindseligen Stimmung der Bürgerschaft Kunde erhielt, gerieth er in große Sorgen, da er mit Sicherheit eine Verbindung der Stadt mit Moritz und dem Domcapitel voraussehen konnte, und erbot sich, um das drohende Ungewitter zu beschwören, sich zu Rechte zu stellen, wo die Stadt es verlangte.

Vergebens! — Er wollte in Begleitung seines Bruders Johann in die Stadt reiten, und sich nicht eher wieder entfernen, bis er Jedermann sein Recht gethan, nach der Entscheidung zweier Mitglieder des Raths. Auch dieser Vorschlag wurde zurückgewiesen.

— Er schlägt zwei Herrn des Kapitels als Schiedsrichter vor. Aber auch dieses Erbieten wird abgelehnt; der Krieg war einmal beschlossen und die Gemeinde rief mit höhnendem Uebermuthe, sie wollten ein Jeglicher für einen Pfennig Rocken in die „Slippen" binden; damit würden sie schon den Grafen zum Lande hinaus über die Warmenau jagen.

Da der Rath sah, daß der Krieg nicht zu vermeiden sein würde, vertrug er sich (1356) mit Moritz und dem Domcapitel zur gemeinschaftlichen Errichtung einer Burg zu Lullenhausen an der Stiftgränze zur Vertheidigung desselben. Dieselbe sollte auf gleiche Kosten unterhalten und mit gleicher Mannschaft besetzt werden; auch die Leute und Gefangenen, welche man von derselben aus machen würde, einem Jeden zu gleichem Theile zufallen. Im Fall Thedinghausen würde wieder erobert werden, sollte Bremen 450 Mark für die aufgewendeten Unkosten aus dem Hause haben, und dasselbe bis zur Entrichtung dieser Summe besetzen.

Vorläufig wurde also der Thurm zu Lullenhausen stark befestigt und die Bremer fügten dem Feinde von dieser Veste aus vielen Schaden zu. Den ganzen Winter hindurch war die Grafschaft Hoya ihren Einfällen und Verwüstungen bloß gestellt.

Jetzt dachte man auch ernstlich daran, jenseit Weyhe, in der Grafschaft selbst sich festzusetzen durch Erbauung einer Burg. Der Graf wandte Alles auf, um diesen gefährlichen Plan zu hintertreiben, setzte Herrn und Freunde in Bewegung und es verbreitete

sich in Bremen sogar das Gerücht, es sei aus dem Jülichschen eine Schaar von 300 Reitern zum Schutz des Grafen im Anzuge.

Da meinte der Rath, bei so bewandten Umständen sei die Ausführung dieses kostspieligen Baues doch zu bedenklich. Aber die Menge, welche durch die bisherigen Erfolge ihrer Waffen nur noch übermüthiger geworden war, drang trotzig auf die Ausführung des Unternehmens. Sie wüßten wohl, wie der Graf zu arm und verschuldet sei, um Fremde in Sold zu nehmen. Wenn man sich aber vor jenen 300 Reitern fürchte, so möge man sechshundert verschreiben. Sie wollten Gut und Blut bei diesem Kriege aufsetzen, und ihrer Ansicht nach dürfe man nicht zurücktreten.

Der Rath unterhandelte nun in Verbindung mit Moritz mit dem Grafen Engelbert von der Mark, daß er ihnen die sechshundert Reiter zuführen möchte, und wirklich traf er nach Verlauf von sechs Wochen mit einem so zahlreichen Haufen von Hülfstruppen ein, daß dieselben in der Stadt allein kein Unterkommen finden konnten, sondern größtentheils im Gebiet, besonders im Viehlande untergebracht werden mußten. Jetzt konnte man kühnlich zu der Ausführung des Vorhabens schreiten, und es wurde alles Fuhrwerk aus dem Werder-Holler- und Viehlande aufgeboten, um die nöthigen Geräthschaften, Burgfrieden und Schaufeln, sammt Brot und Bier für die Arbeiter an Ort und Stelle zu schaffen; die versammelte Heereskraft war so bedeutend, daß die Reiter und Fußgänger mit Wagen und Gepäck kaum in einem Tage zum

Thore hinaus ins Freie gelangen konnten. Der Fall des Grafen schien unzweifelhaft, als ein unvorhergesehener Zufall die ganze Unternehmung vereitelte; denn als Alles zum Zuge bereit war, erhielt der Herr von der Mark plötzlich ein Schreiben, nach dessen Lesung er ungesäumt mit all den Seinen, trotz den größten Versprechungen, eilig durch das Brückenthor sich wieder entfernte; vermuthlich war ihm die Kunde von einem Einfall der Jülicher in sein Land geworden. Nach seinem Abzuge wurde die Unternehmung, die so bedeutende Kosten verursacht hatte, aufgegeben.

Die getäuschten Bremer machten ein Spottlied auf den wortbrüchigen Bundesgenossen, wie er nach Bremen gekommen und der Stadt und Herrn Moritz Beistand gelobt gegen den Grafen von Hoya, auch ehrlich gehalten sei; hernach aber habe er Ehre und Treue fahren lassen und sei auf und davon gegangen. Dies Lied war die Veranlassung, daß der erzürnte Graf von der Mark späterhin (1363) mit großem Volk ins Viehland einbrach und viele Häuser niederbrannte.

War aber auch dieser Plan mißlungen, so gelang es doch bald darauf, in der Grafschaft festen Fuß zu fassen, als 22 Ritter und Junker die Parthei des Grafen verließen und sich den Bremern zuwandten, mit dem Versprechen, Alles aufzubieten, um das Schloß Thedinghausen wieder zu gewinnen. Sie bedangen für sich dagegen, im Fall der Eroberung, Jeder ein Burglehn auf dem Hause.

Darauf zogen die Reiter der Stadt in die bis jetzt noch verschonten Gegenden der Herrschaft, raub-

ten und brannten und schonten weder Kirche noch Kirchhof. Der Graf wurde bei diesem Anblick muthlos und verzagt und hätte gern unter jeder Bedingung Frieden geschlossen. Da er aber den Grimm und die Unversöhnlichkeit seiner Feinde kannte, zog er seine ganze Macht zum letzten entscheidenden Kampf zusammen.

Da wurde den Bürgern gerathen von Johann Klenken und andern kriegskundigen Edelleuten, sich über die Aller zurückzuziehen, bis sich eine günstige Gelegenheit zur Schlacht darbieten würde. Dadurch schon, daß sie den Krieg in die Länge zögen, würden sie den Feind gänzlich verderben. Aber die Uebermüthigen betrachteten die weise Vorsicht jener Männer als Feigheit und forderten nur um so stürmischer die Schlacht. In der Nähe von Verden geriethen die Heerhaufen an einander; der Kampf war hartnäckig und erbittert. Der Graf stürzte mit dem Pferde, und hätten die Bremer ihn dazumal niedergehauen, so wäre der ganze Krieg damit beendigt gewesen. Sie wollten ihn aber lebendig fangen, und diese Schonung gereichte ihnen zum Verderben. Denn, als der Graf in diesem Augenblick einige Hülfe erhielt, so fing er an, laut zu rufen: „Die Bremer fliehen", und diese Kriegslist hatte wirklich den Erfolg, daß sich die Stiftsritter zurückzogen und die verlassenen Bürger, welche dem muthig eindringenden Feind allein nicht widerstehen konnten, eine vollständige Niederlage erlitten. Viele wurden niedergemacht und hundert und funfzig der tapfersten und ritterlichsten, welche

am Längsten das Schlachtfeld behauptet hatten, geriethen in feindliche Gefangenschaft. „Und wenn — sagt der alte Geschichtschreiber — der Graf selber sie auf dem Markt zu Bremen hätte auslesen wollen, er würde sie nicht reicher gefunden haben.

Dieser Unfall war für die Stadt noch in anderer Beziehung von den traurigsten Folgen. Denn da ein Bürger, Namens Tiedeke Monnick, verbotswidrigen Handel nach Flandern getrieben, und die Bremer deshalb zu einer Tagefahrt nach Lübeck geladen wurden, um sich zu vertheidigen, schien es unmöglich, der Einladung Genüge zu leisten, weil die Mehrzahl der Männer, denen man eine solche Botschaft hätte anvertrauen können, in Hoya gefangen saßen. Diese Gelegenheit benutzten die Hamburger, welche zu jener Zeit mit Bremen in Zwistigkeiten lebten, und brachten es bei den übrigen Bundesstaaten dahin, daß die Stadt aus der Hansa gestoßen wurde.

Dadurch erlitt der Handelsverkehr der Stadt einen solchen Stoß, daß sie in wenigen Jahren gänzlich verarmte; viele Menschen waren gezwungen, auszuwandern, die Häuser wurden baufällig, in den Straßen wuchs das hohe Gras, und an den Orten, wo man bisher Wohlleben und Reichthum zu erblicken gewohnt war, hatte das furchtbarste Elend seinen Wohnsitz aufgeschlagen.

Man sollte denken, solcher Jammer habe den Muth der Bürger gebrochen. Aber wie das Gold im Feuer gereinigt wird von den Schlacken, so wurden auch sie durch diese Prüfung geläutert, und sie zeigten sich

wahrlich größer im Unglück, als im Glück. Anstatt zu verzagen und von dem Sieger einen schimpflichen Frieden zu erflehen, wurde vielmehr der Beschluß gefaßt, keine Mühen und Opfer zu scheuen, um den Schaden und Schimpf, welcher durch die unbesonnene Hitze Einzelner der geliebten Vaterstadt erwachsen war, sobald als möglich auszugleichen und den Löwen in seiner eignen Höhle anzugreifen.

Zu diesem Behufe errichteten sie auf zwei Eichen die nöthigen Werke und fuhren darauf bei hohem Wasser mit vielen Schiffen nach Hoya, um solches dem Feinde zu entreißen. Aber trotz ihres unverzagten Anfalls wollte es ihnen doch nicht gelingen; denn die starke Besatzung wurde vom Grafen selbst zur tapfersten Gegenwehr angefeuert, konnte aber doch nicht verhindern, daß an vielen Orten Feuer in die Veste geworfen wurde, so daß dieselbe unfehlbar ein Raub der Flammen würde geworden sein, wenn nicht ein starker Regen den Brand gelöscht hätte.

Als nun von allen Seiten viel Volks der bedrängten Burg zu Hülfe eilte, auch das Wasser in bedenklicher Weise zu fallen anfing, traten die Bremer ihren Rückzug an und fuhren die Weser hinunter, bis vor Thedinghausen. Hier gelang es ihnen, ihre Werke bis an die Planken zu bringen, begannen ungesäumt einen heftigen Sturm und ängstigten die Besatzung so lange mit Büchsen und anderm Geschütz, bis sie Waffenstillstand begehrte. Der wurde ihr von Stadtwegen bewilligt durch Johann Klenke und über das ganze Heer entboten. Der endliche Erfolg der Unter-

handlungen war, daß die Feinde mit ihrer Habe am Abend das Schloß räumten.

Bei dieser Gelegenheit schlug Moritz Herrn Lippold von Ballien, der sich besonders ausgezeichnet hatte, zum Ritter. Am folgenden Morgen rückte ein starker Haufen zum Entsatz der Burg heran, mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen. Die Eichen aber mit dem ganzen Heer kamen in der Nacht wohlbehalten wieder in Bremen an.

Da war große Freude in der Stadt, denn die Eroberung wog reichlich den erlittenen Verlust auf. Ja der Graf äußerte, wenn er die Schlacht verloren hätte, würde ihm solches nicht so schmerzhaft sein, als der Verlust von Thedinghausen. Von jenen zwei und zwanzig Junkern, welche schon früher auf Seiten der Stadt getreten waren, erhielt jeder auf dem Hause ein Burglehn.

Darauf ritt der Graf von Hoya zum Herzog Magnus, und erbot sich, wenn derselbe der Stadt Bremen entsagen wollte, des Herzogs Sohn Albert zum Erzbisthum von Bremen zu verhelfen. Der vom Papst bestätigte Bischof Gerhard, welcher sich bei ihm aufhalte, und dem er lebenslänglichen Unterhalt versprochen, sei ein alter, schwacher Herr, und er würde denselben schon bewegen, dem Papst das Bisthum aufzutragen. Wenn alsdann der Herzog das Weitere besorgen und einige Herrn nach Rom zur Unterhandlung senden würde, solle dem Sohne das Stift nicht entgehen.

Der Herzog willigte mit Freuden in diesen Vorschlag und schickte ein Paar Abgeordnete nach Rom; aber die Unterhandlungen dauerten an zwei Jahre; denn Moritzens Freunde, deren er viele zu Rom hatte, wußten allerlei Einwürfe zu machen und bemühten sich, die Sache möglichst in die Länge zu ziehen.

Ungeduldig über diese Verzögerung wandte der Herzog sich an das Kapitel, um dasselbe zur Erwählung seines Sohnes zu vermögen. Dies weigerte sich zwar, eine bestimmte Antwort zu ertheilen, sandte aber zwei Herren aus seiner Mitte, um die Sitten und das Wesen des in Vorschlag gebrachten jungen Fürsten zu erkunden, und diese Abgeordneten, mit Versprechungen und Kleinodien überhäuft, wußten bei ihrer Rückkehr die Weisheit, Kenntnisse und Liebenswürdigkeit Alberts nicht genug zu erheben, so daß das Kapitel sehr für ihn eingenommen wurde.

Da kam auch endlich seine Bestätigung aus Rom, und Magnus, dem an der Freundschaft der Stadt Bremen, deren Bundesgenosse Moritz die Schlösser des Stifts besetzt hielt, außerordentlich gelegen war, schrieb einen Tag aus nach Walsrode, wohin er auch das Kapitel und die Stadt einlud, um die letztere zugleich mit dem Grafen von Hoya zu versöhnen und Alles in Güte beizulegen.

Diesen Tag aber begingen Kapitel und Stadt so prächtig, wie nur in ihren Kräften stand. Dahin ritten und fuhren drei Bürgermeister und vier Rathmänner mit ihren Schreibern; alle waren in Gold

und Pelz, und ein Jeglicher trug ein Paar bunte Kleider.

Außerdem hatten sie ein starkes Gefolge von jungen Bürgern und vierzig bewaffneten Reitern; in solchem stattlichen Aufzuge ritten sie dem Herzog entgegegen. Auch führten sie Wein und Kräuter die Fülle bei sich, und wem das bremer Bier behagte, erhielt davon zur Genüge.

Auf diesem Landtage ward ein Waffenstillstand zwischen dem Grafen und der Stadt verabredet, und bald darauf kam, besonders durch des Herzogs Vermittelung, auch der Friede zu Stande (1359); denn der Herzog suchte sich bei der Stadt auf alle Weise beliebt zu machen, um dieselbe zu bewegen, seinem Sohn zu huldigen. Dieser sollte ihr alle ihre Freiheiten versiegeln und ihr lebenlänglich zu Willen sein. Die Stadt wollte sich dazu aber nur in dem Falle verstehen, wenn der Herzog den Erzbischof Moritz bewegen könnte, sie ihres geleisteten Huldigungseides zu entbinden, und dazu war vor der Hand noch keine Aussicht vorhanden. Das Kapitel hingegen fügte sich unbedingt dem Gebot des Papstes und übertrug Albert die erzbischöfliche Würde.

Dieser verhängnißvolle Krieg zwischen der Stadt und dem Grafen von Hoya hatte drei volle Jahre gedauert. Schon ein Jahr vor dem Friedensschluß (1358) war es der Stadt gelungen, wieder in die Hansa aufgenommen zu werden, trotz der Anstrengungen der Hamburger, welche wegen Hollmanns Seeräubereien aufgebracht, solches zu verhindern trach-

teten. Denn die bremischen Gesandten, die Bürgermeister Berend von Dettenhusen und Henrich Doveldey, gegen welchen die Gemeinde bei ihrem Abzuge schwere Drohungen ausgestoßen, im Fall sie unverrichteter Sache wieder zurück kämen, bewiesen, daß Hollmann zu jener Zeit auch der Stadt Bremen und der Rustringer Feind gewesen sei und ihre Schiffe ebenfalls geplündert, so daß es ihm den Kopf gekostet haben würde, wären sie seiner habhaft geworden.

Als er aber auf die Hamburger geraubt hätte, sei er dennoch in seinem guten Rechte gewesen, indem er sich dadurch nur für eine, ihm von den Hamburgern vorenthaltene Schiffsladung, entschädigt und dieselben gezwungen hätte, sich mit ihm zu vertragen. Wenn also die Hamburger Schaden erlitten, so sei dies keineswegs die Schuld der Stadt Bremen.

Endlich nach vielen Verhandlungen wurde Bremen wirklich wieder vom Bunde angenommen, aber die Beschuldigungen der Hamburger hatten doch bewirkt, daß es nur unter großen Aufopferungen geschehen konnte. Darauf durfte man aber nicht ängstlich sehen; war doch die Theilnahme der Stadt an jenem mächtigen Bunde die Hauptbedingung für die Wiederbelebung des Handels und den künftigen Wohlstand. Auch hatten es die Kaufleute und die übrige Bürgerschaft bei der Bewilligung eines Schosses zur Loskaufung der Gefangenen als Hauptbedingung aufgestellt, daß die Wiederaufnahme in die Hansa aufs Eifrigste betrieben würde. Wegen dieses Schosses war es aber schon zu offener Empörung gekommen.

Von jenen hundert und funfzig Gefangenen im Hoyaschen Kriege nämlich war ein Theil noch in Haft; ja viele hatten in der harten Gefangenschaft schon Leben und Gesundheit eingebüßt. Es war die Pflicht der Stadt, dieselben zu lösen, da sie in öffentlicher Fehde ihre Freiheit verloren. Als nun diejenigen, welche sich aus ihrem eignen Vermögen los gekauft hatten, auf Erstattung des Lösegeldes, so wie die Angehörigen derer, welche noch in der Gefangenschaft schmachteten, auf die Befreiung derselben drangen, berieth sich der Rath mit der Gemeinde über die Erhebung eines Schosses.

Allein die Aemter widersetzten sich demselben aus allen Kräften und um dieser Weigerung mehr Nachdruck zu geben, traten sie in eine große Verbindung zusammen, welche sie die Grande Cumpanie nannten.

Nun waren besonders drei Männer Kenner, de Wilde und Hoen, ein Pelzer, welche diese Verbrüderung noch auf besondere Art auszubeuten suchten und sich der Aemter zum Umsturz der bestehenden Verfassung bedienen wollten, indem sie ihren Anhängern vorspiegelten, wie sie dadurch, daß sie die Zahl der Rathmänner nach dem Kriege mit Moritz so bedeutend verringert und auch viele, aus ihrer Mitte gewählte, ausgeschlossen, sich gänzlich des Wahlrechts und der Wahlfähigkeit begeben und nur durch kräftige Maßregeln und eine ganz neue Ordnung der Dinge wieder zu ihrem Rechte gelangen könnten.

Aber die Gefangenen mußten gelös't und der Schoß durfte nicht länger verzögert werden. Der Rath sah,

daß bei dieser Gelegenheit der Sturm losbrechen würde und ließ deshalb die Kaufmannschaft vor sich entbieten, um deren Ansichten und Gesinnungen zu erforschen. Die Kaufleute meinten, der Schoß wäre unumgänglich nothwendig und sie seien zur Entrichtung desselben bereit, würden auch bei etwaiger Gefahr zu dem Rathe halten. Doch müsse ihm derselbe versprechen, dahin zu trachten, daß die Stadt wieder der alten Gerechtsamen bei der Hansa theilhaftig würde. Gegen diese Zusicherung hatte der Rath die Kaufmannschaft auf seiner Seite, und ohne deren Beistand wäre es ihm schwerlich gelungen, der Gährung Meister zu werden, die ein sehr gefährliches Ansehen gewann.

Denn als der Schoß nun wirklich verkündigt wurde, kam die Empörung zum offenen Ausbruch. Der Anhang der Aufrührer wuchs dergestalt, daß sie dem Rath mit Absetzung und Erwählung eines neuen Raths droheten. Eine Fahne mit dem Stadtwappen vor sich her tragend, liefen sie nach Albert Doveldeys und Johanns von Recken Wohnung, die dem Schoß das Wort geredet hatten, um sie zu ermorden, und als sie diese beiden Rathmänner nicht zu Hause fanden, durchstachen sie in blinder Wuth die Betten.

Solche Frevel und Mordanschläge durften nicht ungeahndet bleiben, und von denen, welche es gut meinten mit dem Wohl der Stadt wurden in aller Stille die nöthigen Anstalten zur Züchtigung der Aufrührer getroffen. Ganz unvermuthet erschien eines Morgens der Rath in voller Rüstung, in Begleitung

vieler Junker und Edelleute aus dem Stifte, die heimlich in die Stadt gelassen waren, auf dem Marktplatz, und ließ die Sturmglocke schlagen, worauf die Freunde des Gesetzes und der Ordnung sich mit ihnen vereinigten und einige der Rebellen gefangen genommen wurden, die vornehmsten derselben aber die Flucht ergriffen.

Jetzt wurde dem Vogt geboten, ein Gericht zu halten, obgleich es schon um die Vesperzeit war; auch hatte der Vogt nichts dawider, daß die Rathleute gewaffnet im Gericht erschienen.

Diese ließen den Vogt fragen, was diejenigen verbrochen hätten, die in der Stadt also getobt mit Waffen und Fahnen, obgleich sie bei Leib und Gut geschworen, nichts wider den Rath zu thun. Und als der Vogt das Urtheil gab, daß sie Leib und Gut verbrochen hätten, nach ihrer eignen Strafbestimmung, ließ der Rath die Güter der Theilnehmer an dem Aufruhr einziehen, um davon die Gefangenen loszukaufen, diejenigen, welche ergriffen wurden, achtzehn an der Zahl, sofort enthaupten und die Flüchtlinge friedelos legen mit Weib und Kind. Das Volk endlich, das diesen Hauptleuten blindlings gefolgt war, wurde begnadigt.

Wer es aber wagen würde, sich diesen Bestimmungen in irgend einer Weise zu widersetzen, solle Leib und Gut verlieren und im Fall des Entfliehens auf ewig verbannt sein. Zudem wurde vom Rath und der Wittheit das Gesetz erlassen, daß ins Künftige ein Jeder, welcher Bürger werden wolle, den Eid zu

leisten habe, daß er dem Rath gehorchen und nimmermehr demselben entgegen handeln wolle.

Was nun das fernere Schicksal der Entkommenen betrifft, so wurden Einige von der Strafe ereilt. Kenner wurde bei Mittelsbühren getödtet, und der Rath ließ seiner Leiche noch den Kopf herunterschlagen; der Eine von Hoens, des Pelzers Söhnen wurde enthauptet, der andere an den Galgen gehenkt, und der dritte, noch im Kindesalter, ging als Mönch in das Kloster Münchhausen, wo der Vater Laienbruder wurde.

Diejenigen indeß, welche wirklich entkommen waren, suchten auf alle Weise wieder in die Stadt und zu großer Gewalt zu gelangen. Sie unterhielten fortwährend heimliche Verbindungen in der Stadt, selbst mit Rathmännern, und weiter unten (1366) werden wir sehen, wie diese Vertriebenen in verblendeter Leidenschaft selbst zu Verräthern des Vaterlandes wurden.

Im Jahre 1361 betheiligte sich die Stadt an dem Kriege der Hansestädte gegen den König Waldemar von Dänemark, der für jene so ruhmvoll beendet wurde.

Waldemar nämlich hatte die Stadt Wisby in Gothland nach einer tapfern Gegenwehr erobert und zerstört, bei welcher Gelegenheit auch die reichen Niederlagen der Hanseaten nicht verschont geblieben waren. Um den Dänenkönig zu züchtigen, verbanden sich die gemeinen Hansestädte der Ostsee mit Herzog Magnus und Hakon, König von Schweden und Norwegen

und andern Fürsten. Bremen und Hamburg traten erst einige Zeit hernach diesem Rächerbunde bei.

Der Beginn des Krieges war für die Dänen günstig, da es ihnen gelang, sogleich nach der Landung der 2000 Gewaffneten, welche die deutschen Städte zu stellen hatten, die Flotte zu überfallen und 11 gerüstete Koggen zu überwältigen. Johann Wittenberg, Bürgermeister von Lübeck und Anführer der Flotte, wurde erwiesener Fahrlässigkeit wegen auf dem Markt in Lübeck enthauptet.

Jetzt aber wurde der Krieg mit der größten Erbitterung fortgesetzt; der Städte Rittmeister, Graf Heinrich von Holstein hielt sich so wacker, daß man ihn „Isern Hinrich" zu nennen pflegte und Waldemar sah sich am Ende genöthigt, das Land zu verlassen und in der Verborgenheit zu leben, so daß man einige Zeit nicht einmal seinen Aufenthaltsort erfahren konnte.

In dem Frieden, der jetzt zu Stande kam, wurden den Städten viele Vesten und Zölle in Schonen auf lange Jahre zur Entschädigung für ihre Kriegskosten eingethan. Der König bestätigte bei seiner Rückkehr Alles, und es wurde noch festgesetzt, daß Keiner in Zukunft den dänischen Thron besteigen sollte, der nicht vorher feierlich die Aufrechthaltung aller den Städten eingeräumten Vorrechte beschworen hätte.

Zu diesem Kriege nun hatten die Bremer unter Führung des Bürgermeisters Berend von Dettenhusen ein, mit funfzig Mann aus dem Stift Bremen und

der Grafschaft Oldenburg besetztes Kriegsfahrzeug ausgerüstet; die Mannschaft war überein gekleidet, damit man sie leicht von ihren Kriegsgefährten unterscheiden könnte, und in alten Schriften heißt es, „daß sie vom Grafen Heinrich besser gelobet seien, denn Andere“.

Huldigung des Erzbischofs Albert. — Die Stadt fällt durch Verrath in seine Hände. — Johann von der Tiefer. — Johann Hollmann. — Strafe der Verräther.

Noch immer befand Moritz sich im Besitz des Erzstifts, und es war vergebens, daß Herzog Magnus sich auf den Inhalt der päpstlichen Briefe, die seinem Sohn Albert das Stift zusprachen, berief; da beschloß der Herzog mit Gewalt zu erzwingen, was ihm auf dem Wege der Güte mißlungen war, kam in der Nacht plötzlich wohlgerüstet vor Vörde an, und suchte dasselbe zu überraschen. Dies mißlang zwar und einige von des Herzogs Edelleuten fanden dabei sogar ihren Tod. Darauf kam es aber zu Unterhandlungen, in Folge deren Moritz die Stadt Bremen der Huldigung entließ, wogegen ihm Hagen zum Leibgedinge gegeben wurde (1362).

Jetzt stand also der Huldigung Alberts von Seiten der Bremer nichts mehr entgegen, und er zog mit seinem ganzen Heere nach dem Paulsberge vor Bremen, wo er auf Verlangen des Raths alle Frei-

heiten und Vorrechte die Stadt versiegeln mußte. Erst nachdem dies geschehen war, wurde die Huldigung durch die beiden Kämmerer im Namen des Raths und der Bürgerschaft geleistet.

Von dieser Seite her schien also, nach so feierlicher, beeidigter Versicherung für die Rechte und Freiheit der Stadt nichts zu fürchten. Ja das Verhältniß der Stadt zum Erzbischof schien ein noch freundschaftlicheres Ansehen zu gewinnen, als der Letztere (1362) das Haus Stotel an Bremen verpfändete, die Stadt auch mit dem Grafen von Hoya — der nämlich Klage führte, daß er ohne Vorladung in einem Rechtshandel in Bremen verurtheilt sei — verglich, und endlich gar mit dem Grafen von Hoya und der Stadt sich zur Aufrechthaltung eines allgemeinen Landfriedens, sowie zur Verhinderung neuer Burgbauten verpflichtete. Und dennoch ergriff Albert mit beiden Händen die erste beste Gelegenheit, welche sich ihm zur völligen Unterjochung der arglosen Stadt darbot, sowie zur Herstellung aller jener erzbischöflichen Gerechtsame, welche zwar vor Jahrhunderten bestanden hatten, die aber von seinen Vorgängern entweder freiwillig an die Stadt abgetreten, oder doch seit Menschengedenken erloschen waren.

Diejenigen Anführer der Granden Cumpanie, welche sich der Strafe durch die Flucht entzogen hatten, hielten kein Mittel für unerlaubt ihre Rückkehr zu bewerkstelligen, selbst nicht die Knechtschaft des Vaterlandes. Viele ihrer Genossen waren noch zurückgeblieben, mit denen sie ein heimliches Einverständniß

unterhielten und im Rath selbst hatten sie einige Freunde. Als sie nun den Erzbischof Albert den Vorschlag machten, mit ihrer und der Ihrigen Hülfe sich der Stadt zu bemächtigen und sie dagegen als seine Werkzeuge an die Spitze der Regierung zu stellen, so achtete er seinen Eid gering, nahm freudig das schändliche Anerbieten an und traf die nöthigen Anstalten.

Bei Tage wäre die Ausführung des Verbrechens an der Wachsamkeit der Gutgesinnten gescheitert; in der Freitagnacht vor Pfingsten des Jahres 1366 landeten, die mit erzbischöflichen Kriegern bemannten Eichen bei der Hohenbrücke auf der Tiefer, wo der eine Haufe mit Wissen und Willen des Bürgermeisters Johann von der Tiefer, der mit den Verbannten im Einvernehmen stand, heimlich zur Stadt hereingelassen wurde.

Nicht minder behülflich war den Erzbischöflichen Johann Hollmann, der frühere Seeräuber, der an der zweiten Schlachtpforte ein stark befestigtes Haus, die sogenannte Hollmannsburg bewohnte; dieser ließ von seinem Stalle nach der Weser hinaus Leuchten hängen mit vielen Kerzen, um den Ankömmlingen in der Dunkelheit den Weg zu zeigen. Zu gleicher Zeit öffnete er ihnen mit seinem Anhange das Brückethor und geleitete sie nach dem Marktplatz, wo sie sich mit einem andern Haufen vereinten, der indeß durchs Heerdenthor eingedrungen war.

Aber trotz der Stille, womit man das Bubenstück ins Werk setzte, wurde der Verrath mehrseitig von

guten Männern entdeckt, uud die Sturmglocke ertönte augenblicklich. Die Bürger, erschreckt durch diese Töne zu so ungewohnter Stunde, stürzen sich aus den Häusern und reihen sich um das Banner des Rathmannes Heinrich Gröning, der sie von St. Anschari Kirchhof auf den Marktplatz führt, in der Meinung, der feindliche Einfall werde ihnen Allen leid sein, und ein Jeglicher werde sein Leben dabei einsetzen, denselben zurückzuschlagen.

Hätte Gröning mit dem Angriff bis zum Morgen gewartet und einstweilen die Stadtthore und die Häuser am Markt besetzen lassen, es würde ihm ein Leichtes gewesen sein, die Feinde, welche bei der Dunkelheit in einer ihnen ganz unbekannten Umgebung schon völlig den Muth verloren hatten, sammt und sonders gefangen zu nehmen. Aber der Streit begann und Johann Hollmann trug nicht wenig zur Entmuthigung und zu der folgenden Niederlage der Bürger bei. Er stand auf dem Markt und hell klang die wohlbekannte Stimme des Gefürchteten durch die Nacht:

„Ihr stolzen Bürger“, rief er, „wer bei seinem altangestammten Rechte bleiben will, der komme zu uns herüber. Denn mein Herr von Bremen ist bloß in der Absicht gekommen, um ein rechtes Gericht zu halten, und er bezweckt einzig und allein, Jeden bei seinen herkömmlichen und ererbten Gerechtsamen zu schützen.“

Da gingen sehr viele Feiglinge und Verräther, die sich eines solchen Schritts beim hellen Tageslicht

geschämt haben würden, über zu den Erzbischöflichen und die Uebrigen wurden zurückgetrieben; Gröning wurde die Fahnenstange über der Hand abgehauen, und er zog sich nach der Treppe des damaligen Rathhauses, auf U. L. Fr. Kirchhof, zurück, wo er, nach dem Fall der Rathmänner Wilken Steding und Claus Dedeken mit vielen andern Bürgern sich dem Feinde ergeben mußte. Da nahmen diejenigen, welche sich dem Erzbischof widersetzt hatten, worunter namentlich der größte Theil des Raths, die Flucht, und mit dem anbrechenden Tage behaupteten die Verräther als Sieger das Schlachtfeld.

Jetzt aber konnte die bethörte Menge bald die Erfahrung machen, was sie von den hochtrabenden Versprechungen Hollmanns zu erwarten habe.

Zuvörderst wurden die entflohenen Rathmänner geächtet und, besonders aus Amtsmitgliedern, ein neuer Rath gewählt, der über hundert Theilnehmer zählte. Und um der Gemeinde zu zeigen, daß er keineswegs gesonnen sei, auf die herkömmlichen Vorrechte Rücksicht zu nehmen, ließ der Erzbischof selbst das Sinnbild derselben, den Roland, niederbrennen. Darauf wurde das Osterthor, sowie die Hollmannsburg mit starker Besatzung und hinreichenden Lebensmitteln versehen, um ein Paar feste Stützpunkte zu haben wider den Unwillen der Bürger, die, mochten sie nun den Stadtverräthern behülflich gewesen sein oder nicht, ohne Unterschied geplündert und mißhandelt wurden, so daß man von ihrer Seite mit der Zeit Widersetzlichkeit erwarten mußte.

Aber durch die Anwesenheit des Erzbischofs fühlte sich der neue Rath zu sehr gezügelt und erkaufte dessen Abreise mit einer Summe von 20,000 Mark, worüber er ihm Schuldverschreibungen ausstellte, die mit dem Stadtwappen untersiegelt und von verschiedenen Bürgern und Amtsmeistern mitunterzeichnet waren. Zudem erhielt er das verpfändete Stotel zurück und die Hälfte von Thedinghausen, so wie reiche Renten aus der Stadt. Erst nachdem Alles gehörig verbrieft und versiegelt war, entfernte sich Albert, ließ aber eine starke Besatzung in Bremen zurück.

Die ausgewiesenen Rathmänner und Bürger hatten bei dem Grafen Carsten von Delmenhorst und Conrad und Gerhard von Oldenburg eine gastfreie Aufnahme gefunden. Darunter befand sich auch der Rathmann Johann von Haaren, der in jener Schreckensnacht seine Güter dahinten gelassen hatte, einzig in dem Streben, jenes Pergament aus der Tresekammer zu retten, welches das besiegelte Versprechen des Erzbischofs enthielt, die Stadt bei ihren sämmtlichen Gerechtsamen zu schützen. Diese Aufopferung hatte den besten Erfolg, und er war nun im Stande von Stadt zu Stadt die Ehrlosigkeit des Erzbischofs Albert durch Vorzeigung seiner schriftlichen Gelübde darzuthun.

Die Vertriebenen standen mit der Bürgerschaft, welcher die Willkührherrschaft von Tage zu Tage lästiger war, in heimlichem Einvernehmen, und es war entschieden, daß ihnen die Rückkehr nicht besonders erschwert werden würde. Sie stärkten sich zu ihrem

Vorhaben durch inniges Gebet und feierliche Gelübde, besonders zu Ehren unsrer lieben Frauen, die sie mit Renten begabten, in allen bremischen Kirchen ihre Feier zu begehen und Pilgrimme an heilige Oerter zu senden. Darnach brachen sie auf in Begleitung der oldenburgischen und delmenhorster Grafen, denen sie einen Kostenersatz von 1000 Mark zusicherten, und drangen, ohne erheblichen Widerstand zu finden, in die Stadt ein.

Ein Haufe wandte sich nach dem Osterthor, welches in spätern Zeiten die Glocke genannt wurde, und als die Besatzung unter dem Ritter Hans von Verden sich nicht augenblicklich ergeben wollte, ängstigte man sie so lange mit Blieden und treibenden Werken, bis sie den Thurm gegen freien Abzug übergab.

Der andere Streithaufe, geführt von Conrad von Oldenburg eilte der Hollmannsburg zu, erbrach die nach der Langenstraße führende Thür derselben und erstürmte das Steinhaus. Johann Hollmann wurde im Getümmel mit einer Sense erschlagen und in dem Glasfenster vor seiner Thüre aufgehenkt, wo er eine gute Weile hing, den Vorübergehenden eine Lehre und Warnung. Seine Frau sah von ihrer Kammer aus des Mannes Loos, genas eines Kindes und starb vor Schreck.

Des Montags nachher empfingen die übrigen Verräther ihren Lohn. Einige wurden vor ihren Hausthüren erhenkt; dies Loos hatte unter andern der ehrlose Bürgermeister Johann von der Tiefer, welcher vor der Holzpforte wohnte, gerade dem Thore gegenüber;

der wurde vor seiner Thüre nach der Weserseite hin erhenkt in einer Krampe, die noch mehrere Jahrhunderte später dort sichtbar war. Andere wurden, die Füße an einem Pferdeschwanz festgebunden, Straße auf, Straße ab geschleift, bis sie ihren Geist aufgaben; Hollmanns Knecht wurde in der Straße todt geschlagen und fünf Andere, welche dem Bischof aufs Neue geschrieben und das Versprechen gegeben hatten, ihm die Stadt wiederum zu überliefern, wurden geköpft.

Nachdem also die Verräther bestraft waren, dachte man ernstlich darauf, auch den Erzbischof wegen seiner Wortbrüchigkeit zu züchtigen, und da man alle Ursache hatte, der kaum beruhigten Bürgerschaft zu mißtrauen, wurden Söldlinge angenommen, mit denen man einen Einfall ins Stift machte und daselbst große Verheerungen anrichtete, so daß sich der Erzbischof genöthigt sah, Frieden zu schließen und zwar unter Verzichtleistung auf alle durch den Verrath erschlichenen Vortheile. Er mußte die Schlösser und Schuldverschreibungen wieder zurückstellen, die frühere Verfassung wieder anerkennen und die bei der Huldigung angelobten Punkte aufs Neue versiegeln (1366).

Nach allen diesen Vorfällen versammelte sich die Gemeine und wurde von einigen bejahrten Rathmännern hart angefahren, ihres Wankelmuths und ihrer Neuerungssucht wegen. Da die bisherigen Unruhen besonders von den Aemtern ausgegangen waren, so mußten sich diese bei ihren künftigen Amtsversammlungen die Gegenwart einiger Rathmänner, der sogenannten Morgensprachsherrn gefallen lassen, damit sie

diese Zusammenkünfte nicht wieder zu verrätherischen Anschlägen benutzen möchten. Die ganze Gemeine aber bat reuevoll um Verzeihung und erbot sich, Mann für Mann bei den Heiligen zu schwören, dem Rath gehorsam zu sein und nimmermehr sich gegen denselben aufzulehnen, wie man schon nach der Bewältigung der Granden Cumpanie übereingekommen war.

Nachdem diese Fehde beigelegt war, hatte die Stadt lange Zeit Ruhe im Innern. Denn die Gemeine sah endlich nach den Erfahrungen der letzten sechszehn Jahren wohl ein, daß nur eine wohlgeordnete Regierung für das Wohl der Stadt wirken kann, während die Herrschaft der Willkühr nur das Beste der Gewalthaber im Auge hat, sollte auch das Vaterland darüber verbluten und zu Grunde gehn.

Kämpfe mit den Friesen.

Bei den bisherigen innern Stürmen mußten natürlich die auswärtigen Angelegenheiten mehr oder weniger vernachlässigt werden. Erst nachdem die Wellen der Aufregung wieder in ihr natürliches Bett zurückgekehrt waren, durfte man es wagen, auch diese einmal näher ins Auge zu fassen und da fand es sich denn, daß einzelne Nachbarn, auf die augenblickliche Schwäche der Stadt vertrauend, ihr manche Kränkung zugefügt hatte. Dies war namentlich bei den friesischen Volksstämmen der Fall, welche sich,

wenn sie die Macht der Bremer in auswärtigen Kriegen oder von innerlichen Kämpfen geschwächt wußten, diesen Umstand sogleich zu Nutz machten, um sich durch die Wegnahme bremischer Schiffe zu bereichern, und dem Handel der Stadt empfindliche Schläge beizubringen.

Zwar hatten alle umwohnenden Fürsten von diesen Seeräubern zu leiden und machten Einfälle in ihr Land, meistens aber ohne nachhaltigen Erfolg. Erst der Ausdauer und dem Muth der Bremer war es vorbehalten, diese kleinen Völkerschaften friesischen Stammes zu besiegen, sich im Lande festzusetzen und dadurch ein großes Uebergewicht an der Unterweser und den benachbarten Seeküsten zu gewinnen.

Schon vor langer Zeit, im Jahre 1312 hatten sich die Bremer über die Plünderung ihrer Schiffe von Seiten der Butjadinger zu beklagen. Der Streit wurde indeß friedlich beigelegt, indem sich die Butjadinger verpflichteten, die Schuldigen binnen 14 Tagen zum Schadenersatz und einer Buße von 60—100 Mark anzuhalten, und im Fall der Thäter nicht zahlungsfähig sein sollte, seinen Wohnort zur Erfüllung solcher Verbindlichkeiten zu zwingen.

Die Räubereien scheinen aber darum nicht aufgehört zu haben, da ums Jahr 1315 wiederum Unterhandlungen gepflogen wurden. Die Sache mag aber auch damit nicht beendigt und die Fehde fortgesetzt sein, da erst um Pfingsten 1324 unter dem Upstalsboom bei Aurich, wohin alle sieben Seelande ihre Abgeordneten zum Landtage schickten, ein eigentlicher

Friede zwischen der Stadt Bremen und den Rustringern vermittelt und eine beständige Brüderschaft und Freundschaft zwischen den sieben Seelanden und den Bremern festgesetzt wurde. Doch hörten deswegen die Befehdungen nicht auf, besonders als die Gesetzlosigkeit in Friesland mehr und mehr überhand nahm. Jeder that, wozu er die Gewalt hatte, und Straßenraub und Seeräuberei waren an der Tagesordnung.

Dieser klägliche Zustand des Landes übrigens hatte zur Folge, daß das bisher auf seine altangestammte freie Verfassung so stolze Volk, das mit Ausnahme der Kirchen kein Steinhaus im Lande gelitten, noch auch gestattet hatte, daß ein Gebäude höher als 12 Fuß unterm Dach erbaut würde, weil es dergleichen als ein Grab der Freiheit fürchtete, sich jetzt unter die Botmäßigkeit mächtiger Männer begab, um nur des Schutzes derselben zu genießen und ihnen behülflich war zum Bau fester Burgen, von wo aus es beschirmt, aber auch beherrscht wurde.

Im Butjadingerlande war Häuptling Lubbe Sybeth, dessen Sohn Diedrich Lubben im Jahre 1349 seiner Seeräubereien wegen von den Bremern vertrieben wurde.

Die Rustringer jenseits der Jahde, in fortwährenden Kriegen mit den Bremern und Oldenburgern begriffen, und unter sich in beständiger Uneinigkeit lebend, wählten Edo Wimken, einen jungen rüstigen Mann, der schon oftmals Proben einer ungewöhnlichen Tapferkeit und großer Besonnenheit abgelegt hatte, zu ihrem Schirmherrn (1353). In Wangerland

und Östringen waren unaufhörliche Gährungen, welche durch die Dazwischenkunft des jungen Helden glücklich beseitigt wurden, und die Bewohner jener Landstriche übertrugen ihm nach einigen Jahren auch die erbliche Regierung in ihren Gauen. Zwar sträubten sich anfangs die eingebornen Edelleute gegen die wachsende Macht des Fremdlings, aber vergebens. Edo unterwarf sich dieselben in kurzer Zeit, erbaute zur Befestigung seiner Herrschaft die Burgen Jever und Friedeburg und befestigte die Gotteshäuser in Hohenkirchen und Friedeburg. Dieser Häuptling war lange Jahre hindurch der Stadt Bremen Freund und Verbündeter.

Hatten aber die Friesen darauf gerechnet, durch die Erwählung von Häuptlingen dem Unwesen im Lande zu steuern, so hatten sie sich sehr geirrt, da die Häuptlinge sich beständig unter einander befehdeten und ihre gegenseitigen Besitzungen plünderten und verheerten. Diejenigen Rustringer aber, welche an der Weser wohnten und durch die Jahde von ihren Stammgenossen getrennt waren, die Butjadinger, kühlten ihre Fehdelust hauptsächlich an den Bremern, deren Schiffe an der Küste ihres Landes vorüber mußten, da sie das ganze westliche Ufer der Wesermündung im Besitz hatten.

Zur Steuer solches Unfugs traten endlich alle umliegenden Herren zusammen und rückten (1368) auf Maria Magdalenen Tag ins Land. Bei diesem Zuge waren die vier oldenburgischen Grafen Moritz, Gerhard, Christian und Konrad; ferner des Grafen

Heinrich von Neuenbruchhausen Sohn, mit siebenhundert Reitern, sowie die Bürger von Bremen mit ihren Schiffen. Sie lagerten sich vor Blexen, hatten aber keine besondere Stellung gewählt.

Da erbot sich Iko Boling, der Häuptling zu Blexen, er wolle ihnen den Ort übergeben und denselben wieder von ihnen zu Lehen nehmen. Als den Friesen solches abgeschlagen wurde, waren sie bereit, alle Kosten und Schaden zu ersetzen, um nur den Frieden zu erlangen.

Aber die Herren waren zu beutelustig, um ein solches Erbieten zu beachten. Auch waren sie ihres Sieges zu gewiß und es befanden sich viele Kaufleute bei dem Zuge, mit großen Summen versehen, um die Kirchenschätze und andere Kleinodien aus der Beute zu kaufen; an eine mögliche Niederlage dachte Niemand. Ja die Eindringlinge waren eines guten Erfolgs so sicher, daß sie auch die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln versäumten und sich in zwei verschiedene Haufen theilten, welche durch einen breiten Graben getrennt waren. Diese Unvorsichtigkeit beschloß Iko sich zu Nutze zu machen und überfiel den schwächsten Haufen zuerst, der auch sofort aufgerieben wurde. Ein gleiches Schicksal hatte die andere Schaar, und so vollständig war die Niederlage, daß von den Führern nur Graf Conrad von Oldenburg am Leben blieb. Dieser wollte im folgenden Jahre die Schmach rächen und fiel stark gerüstet ins Land, sah sich aber genöthigt, mit einem Verlust von 500 Mann den Rückzug wieder anzutreten.

Bremen scheint indessen bei diesen Fehden nicht so sehr gelitten zu haben; wenigstens hat die Stadt späterhin einen besondern Einfluß über die Rustringer an der Weser erlangt. Denn es leistete im Jahr 1375 der Häuptling von Rodenkirchen mit dem ganzen Kirchspiel den Eid der Treue. Dadurch gewannen die Bremer also festen Fuß an der Unterweser.

Was die Friesen zu dieser Unterwerfung bewogen habe, ist nicht bekannt. Es ist aber wahrscheinlich, daß sie sich dadurch den Schutz der Stadt gegen die Oldenburger haben erkaufen wollen, die ihre Rachezüge Jahr aus Jahr ein erneuert zu haben scheinen. So finden wir noch beim folgenden Jahre (1367), daß die Grafen Carsten und Konrad das Kirchspiel Golzwarden aufs Gräulichste verheeren, die Einwohner erschlagen und Alles plündern oder verbrennen.

Einige Jahre nachher erfüllte der Ruf von der Grausamkeit Hayo Husekens das Land, eines Häuptlings in Butjadingen, der seinen Sitz bei Esensham hatte und von seinen Anhängern in Osterstade unterstützt, auch den Bremern auflauerte. Diese Letztern verbanden sich, um den Verwegnen zu züchtigen, mit dem mächtigen Häuptling von Jever, Edo Wimken, der die Unbill seiner Schwester, der von Hayo verstoßenen Gemahlin, rächen wollte. Die Verbündeten, denen sich noch Sibeth Henrichs anschloß, trafen die Uebereinkunft, daß die Stadt 1000 Mann zu Pferde und zu Fuß nebst den erforderlichen Wurfmaschinen liefern, auch die Verpflegung und Besoldung des ganzen Heeres beschaffen und dasselbe mit

Bier versehen sollte. Die andern Beiden verpflichteten sich zur Herbeischaffung von Kühen, Schweinen, Butter und Käse; außerdem wollten sie noch vorher das Land durchziehen zu Pferd und zu Fuß, um zuvörderst die ganze Umgegend zu beruhigen. Dafür setzten sie dem Rath ihre Kinder zum Pfande.

Als sie nun im Lande waren, langte auch der Rath an mit den Seinen auf Eichen, wohlgerüstet zu Roß und zu Fuß, und die Verbündeten lagerten sich vor Esensham, welches die festeste Kirche im ganzen Friesenlande war. Denn sie war wohl versehen mit Mauern, Wällen und einem sehr tiefen, hundert Fuß breiten Graben. Zum Ueberfluß befand sich daselbst ein hoher starker Thurm.

Die beiden Häuptlinge legten sich auf die eine, die Bremer auf die andere Seite, und nachdem die Veste vierzehn Tage lang beschossen war, wurde sie endlich mit Aufbietung aller Kräfte genommen. Der Sturm währte vom Morgen bis zur Vesperzeit und auch verschiedene Bürger verloren ihr Leben dabei. Wie ernsthaft und unverdrossen übrigens diese Belagerung betrieben sei, davon zeugt der Umstand, daß im Laufe der 14 Tage fünf Last Pfeile verschossen wurden. Vorläufig wurden die Festungswerke de Kirche zerstört, damit nicht etwa nach dem Abzuge der Belagerer sich ein anderer beutelustiger Häuptling daselbst festsetzen möge.

Das Verfahren übrigens bei der Zerstörung der Veste war sehr einfach. Der Thurm wurde an der Seite eingebrochen und anfänglich unterstützt, bis der

Bruch hinreichend zu sein schien. Darauf wurden die Stützen weggezogen, und der Thurm stürzte zusammen, nicht ohne noch Viele von den Arbeitern zu verwunden.

Jetzt zog das Heer vor die andern Kirchen und Burgen des Landes, fand aber nirgends mehr Widerstand. Da wurden alle Burgen abgebrochen, und die Kirchen wurden der Stadt übergeben und ihr unterthan. Mit den Besitzungen Hayos belehnten die Bremer Lübbe Onken.

Nun machten sich die Bremer zur Heimkehr bereit; Sibeth und Edo blieben so lange im Lande bis die Einschiffung vollendet war und zogen dann gleichfalls zu Hause.

Hayo war jetzt in Edos Gewalt und mußte sich eines schrecklichen Endes gewärtigen. Seine Hinrichtung wurde denn auch mit durchdachter Grausamkeit vollzogen. Er wurde in den Thurm zu Jever geworfen und mußte alle erdenklichen Qualen erdulden, bis Edo den Halbverschmachteten mit einem neuen härenen Seil auseinander winden ließ. — Eine schreckliche Strafe, die aber Hayo selber ersonnen hatte und bei denen in Anwendung brachte, die er bei seinen Seeräubereien gefangen genommen, um von der Todesangst der Unglücklichen ein möglichst hohes Lösegeld zu erpressen.

Bei der Angabe der Zeit dieses Zuges sind die Geschichtschreiber nicht einig, da die bremischen und friesischen das Jahr 1380 setzen, während die Oldenburger ihn in das Jahr 1384 verlegen. Zwar war

es den Rustringern lästig, das fremde Joch zu tragen und sie erhoben sich, um die verlorne Freiheit wieder zu gewinnen. Aber mit Hülfe des Grafen Conrad von Oldenburg brachten die Bremer im Jahre 1384 den Häuptling von Rodenkirchen und den von Strückhausen und Golzwarden, so wie im folgenden Jahre den Häuptling von Blexen wieder zum Gehorsam.

Aber Edo Wimken konnte doch die ächte Friesennatur nicht verläugnen; er mußte zur See rauben, und fügte besonders den Holländern vielen Schaden zu, bis sie durch List sich seiner Person bemächtigten.

Im Jahre 1385 nämlich landeten einige durchtriebene Niederländer an der Küste von Rustringen und wurden von Edo nach Jever eingeladen, wo er sie zwei Tage herrlich bewirthete. Darauf luden sie ihn wieder zu Gaste auf ihr Schiff, und als er bezecht war, lichteten sie die Anker und brachten ihn nach Stavorn in Friesland und von da nach dem Haag, wo sie ihn so lange gefangen hielten, bis er sich mit 40,000 bairischen Gulden gelöst hatte.

Als er wieder auf freien Füßen war, schnaubte er nach Rache, begann das Seeräuberhandwerk mit erneuter Hitze und ängstigte besonders die Holländer und Westfriesen, in Verbindung mit seinem Schwiegersohn Sibeth. Die Holländer überfielen dagegen die Insel Wangeroog, sengten und mordeten und schleppten große Beute mit sich fort.

Endlich verdarb der alte Freund und Bundesgenosse der Bremer es auch mit den Hansestädten, indem

er alle Flaggen ohne Unterschied angriff und seine Häfen den Vitalienbrüdern öffnete. Dadurch hatte er sein Verderben heraufbeschworen. Sie überzogen ihn mit Heeresmacht und jagten ihn von Land und Leuten, worauf er zu Stavorn in Westfriesland seinen Aufenthalt nahm. Dort starb er hochbejahrt 1410.

Verläumdung des Erzbischofs Albert durch den Dombechanten Johann von Zesterfleth und daraus entstehende Unruhen. — Der Junkernkrieg. — Bederkesa.

Während dieser Vorfälle im Friesenlande war es daheim keineswegs ruhig.

Schon um das Jahr 1373 hatte der Dombechant Johann von Zesterfleth, ein ränkevoller Mann, das Gerücht verbreitet, der Erzbischof Albert sei mit einem körperlichen Gebrechen behaftet, welches ihn nach dem kirchlichen Rechte untüchtig zur ferneren Ausübung aller gottesdienstlichen Verrichtungen mache. Da es sich hier um den Verlust des Bisthums handelte, so bot der Erzbischof Alles auf, um diese Verläumdung zu widerlegen, zuvor aber sich der Person seines Widersachers zu bemächtigen. Zu Osterholz hatte er eine Zusammenkunft mit dem Rath der Stadt Bremen, bei welcher ihm derselbe auf seine dringende Bitte die Erlaubniß ertheilte, den Dechanten durch seine Leute verhaften zu lassen. Aber dieser ergriff bei der Annäherung der Erzbischöflichen die Flucht, und es war

vergeblich, daß sie ihn bis jenseit des Langenwedels verfolgten. Er entkam nach Verden.

Jetzt erklärte sich der Erzbischof bereit, sich einer öffentlichen Besichtigung zu unterziehen, und viele Prälaten, Bischöfe, Edelleute und eine Deputation des Raths erklärten ihn für unschuldig. Ja er unterwarf sich auf Johanni 1376 zu Hamburg noch einer zweiten Prüfung, und der für jene Zeiten ungewöhnliche Aufwand, den er bei dieser Gelegenheit entfaltete, zeugte von seinem Bestreben, die vielen Herren, die zur Schau geladen waren, günstig für sich zu stimmen. Ueber fünfhundert Prälaten, Edelleute und Ritter hatten sich eingefunden.

„Alle diese Leute“ — sagt der alte Berichterstatter — „aßen mit ihm zu Hamburg. Der Koch war ein kunstreicher Meister und richtete wohl vier Wochen vorher zu dem Essen zu. Die Herren hatten dreifältige Gerichte in zwanzig Gängen; das waren sechszig Gerichte. Die Junker und Edelleute hatten zweifältige Gerichte, das waren vierzig. Die Knechte hatten zwanzig Gerichte. Das waren also hundert und zwanzig im Ganzen. Da waren viele vergoldete und versilberte Schaugerichte und Schachtapfel, ganz vergüldete, silberne Lachse, große wehrhafte Burgen, von Gräben umringt, in denen große lebendige Fische liefen. Auf den Burgen aber waren gewaffnete Männer und mancherlei Thiere und große Vögel, als Schwäne, Kraniche und Pfauen. Das gab man den Reisigen zu essen und war sonst so mancherlei, daß ich solches nicht Alles zu bedenken noch zu beschreiben vermag.

Auch gab man daselbst das beste Getränke, was zu haben war an Wein, Clarett, Meth und Bier. Dies Mahl wurde auf fünfhundert Mark Lübisch gerechnet."

Aber sein Widersacher ruhte nicht und erklärte die Aussage der Zeugen für ungültig, so daß der Angeschuldigte, der ein Erzstift zu verlieren hatte, sich in Stralsund einer neuen Prüfung unterwarf, die er ebenfalls bestand.

Jetzt war der Aufenthalt im Stift für Zesterfleth nicht länger rathsam. Dennoch gelang es ihm mit Hülfe einiger Stiftsgenossen, sich auf der Meyenburg festzusetzen und den Erzbischof dermaßen zu ängstigen, daß sich derselbe zu einem Vergleich mit ihm unter oldenburgischer Vermittelung gezwungen sah. Der Graf Carsten stellte auf dem Domschor in Bremen die Vergleichsbedingung, daß Zesterfleth den Bischof bitten sollte mit hundert guten Männern, daß er ihm vergeben möchte, was er gegen ihn verbrochen, um Gottes und unserer lieben Frauen willen. Dazu verstand sich der Dechant, und die Sache war beigelegt. Der Erzbischof aber, sagt die verdensche Chronik, ist in solchem Geschrei geblieben.

Als nun der Domdechant bald darauf Bischof von Verden wurde, gedachte er der erlittenen Demüthigung, sann auf Rache und brachte seine bisherigen Widersacher in Krieg und Schaden.

Auf seine Vorstellungen rüsteten sich nämlich viele Edelleute aus der Grafschaft Hoya, als die Herren von Mandelsloh, die Gebrüder Klenken, Ulrich und Werner Behren, Barthold von Landsbergen, Johann

Gröpeling, Johann von Weyhe, Barthold Kuhlmann, so wie viele aus der Umgegend der Drakenburg, und fielen mit hundert geharnischten Reitern und vierzig Schützen ins Erzstift Bremen ein, indem sie bei Thedinghausen eine Furt in der Weser benutzten.

So wie der Vogt Lange Friedrich Schulten zum Langenwedel die Verheerungen sah, welche die Angreifer in der Vogtei verübten, ließ er die Glocken schlagen und ein Gerücht machen über das ganze Land. Auch war der Rath von Bremen nicht sobald von dem feindlichen Einfall benachrichtigt, als er ebenfalls die Sturmglocke ziehen ließ, worauf sich viele Bürger kriegsmuthig zu Pferde und zu Fuß nach dem Kampfplatz begaben. Sie trafen Langen Friedrich bei Thedinghausen mit großem Volk, und die Rathmänner, welche sich dem Zuge anschlossen, forderten auch die Burgmänner von Thedinghausen bei ihren Eiden zur Verfolgung der Feinde auf; doch zogen dieselben nur ungern mit.

Als sich nun ein solcher Haufe zusammengefunden hatte, daß sie dem Feinde nicht allein die Spitze bieten konnten, sondern ihm auch an Zahl weit überlegen waren, forderte der Rath Langen Friedrich auf, die Jagd ungesäumt zu beginnen. Hätten sie nur etwas mehr Vorsicht angewandt, so würden die feindlichen Edelleute großen Schaden erlitten haben. Die stürmische, ungestüme Tapferkeit der Verfolger aber führte sie ins Verderben.

Als der Feind sah, daß die bremischen Haufen ihm auf den Fersen waren, warf er allen Raub von

sich und ließ selbst die Ackerpferde stehen, um nur durch nichts in der eiligen Flucht gehindert zu werden; ununterbrochen dauerte das Rennen von Hoya bis Blandern. Da waren Menschen und Pferde erschöpft, und als der Feind durch das Holz gekommen war, machte er, gänzlich entmuthigt, Halt, etwa zwei Acker Weges jenseit der Hecke. Da konnten die wenigen Bremer, welche schon herangekommen waren, ihre Kampflust nicht bändigen, und anstatt die Nachfolgenden zu erwarten, stürmten sie, dreißig Reiter stark, ebenfalls durch das Holz. Da merkten die Edelleute ihre eigene große Ueberlegenheit und ritten den Bremern wieder unter die Augen.

Da sprang Arend Doveldey sammt zwanzig Andern vom Pferde, um nach der alten Deutschen Weise zu kämpfen; diese wurden überwältigt und gefangen, ehe sie wieder aufsitzen konnten, um Friedrich Schulten zu folgen, der beim Anblick der feindlichen Uebermacht wieder hinter die Hecke zurückwich, um sich dort besser vertheidigen zu können oder eines ruhmvollen Todes zu sterben.

Alle diejenigen, welche allmählig nachgerückt waren, das Getümmel jenseit der Hecke sahen und daß Friedrich Schulten zurückwich, glaubten, es wäre schon Alles verloren, und es begann eine allgemeine Flucht. Bei dieser Gelegenheit geriethen Viele in Gefangenschaft, wie z. B. Johann Schlampstorp, der Probst von Hadeln, der später Erzbischof wurde, Lange Friedrich Schulten, vier Burgmänner von Thedinghausen, so wie die vier bremischen Rathmänner Friedrich

von Walle, Arnold Dovelden, Behrend Schaarhaer und Johann v. Letze. Außerdem noch Johann Hemeling der Jüngere, Johann Habermisse, Henrich Freye, Johann Harde, Tannecke von Rahde, Claus Pfahl, Johann Tieling, Schwecke und Andere; fünf blieben auf dem Platz, worunter der Rathmann Heinrich Gröning und Johann Hemelings Knecht.

Diese Niederlage durfte nicht ungerochen bleiben, und um einen Stützpunkt für den Fall der Noth zu haben, verband sich die Stadt mit der Stiftsritterschaft, welche auf Verlangen dreihundert Reiter stellen sollte. Die Herren von Mandelsloh waren immer der Stadt Freunde gewesen, und als nun die Bremer durch einen gefangenen Schreiber, ohne dessen Aussage Alles verschwiegen geblieben wäre, erfuhren, daß jene einen so bedeutenden Antheil an dem Einfall der hoyaischen Edlen genommen (sie hatten an dreißig Reiter dazu gestellt), beschlossen sie, diese zuerst das ganze Gewicht ihres Zornes fühlen zu lassen, und nahmen ihnen alle Lehne und Güter im Stift Bremen, wo die drei Gebrüder von Mandelsloh in wenigstens vierzehn Schlössern einen Part hatten.

Als sie darauf auch die übrigen Genossen des Raubzuges heimsuchen wollten, nahm sich der Herzog Albert von Lüneburg ihrer an, entsagte der Stadt und verwüstete mehrere Ortschaften in der Vogtei Langenwedel. Augenblicklich rüsteten sich die Bremer und fielen, in Begleitung der dreihundert Reiter, welche ihnen von Seiten der Stiftsritterschaft zur Verfügung gestellt waren, unvermuthet in das Herzogthum Lüne-

burg ein, verheerten das Land und vergalten zehnfach die erlittene Unbill mit Sengen, Brennen und Plünderung. Auch Walsrode wurde von ihnen eingenommen und abgebrochen. Da wurde der Herzog bedenklich; der Krieg that ihm leid und er begehrte den Frieden.

Nun waren die Bremer von dieser Seite sicher gestellt und konnten ohne weitere Sorgen auf die Züchtigung der übrigen Junker denken, die in trotziger Sicherheit auf ihren Raubnestern haus'ten. Zuvörderst wurde die Drakenburg genommen, welche von Grund aus verbrannt wurde. Darauf zogen sie vor Twischensee, mit ihren Büchsen, Blinden und Wurfgeschützen, um dasselbe zu berennen. Aber Ulrich und Werner Behre erhielten noch zeitig genug Kunde, um zu entfliehen, wobei sie nicht vergaßen, das Schloß in Brand zu stecken, so daß dasselbe, als die Bremer davor anlangten, in vollen Flammen stand.

Nachdem sie die Güter der Flüchtigen geplündert und verheert, zogen sie eilends vor die stolze Veste Brobergen, wohin auch die Stader ihre Blieden mitschickten; es wurde stürmender Hand genommen, aber nicht zerstört, weil es der Stadt ein offenes Schloß sein sollte. Endlich bemächtigten sie sich noch der halben Burg Bederkesa, sowie der Hälfte der Herrschaft, worauf der Krieg, der volle drei Vierteljahre gedauert hatte, beigelegt wurde. Der erwähnte Antheil an Bederkesa war im Besitzthum der Herren von der Lieth gewesen. Der Rath belehnte damit den Vicarius des Stifts und Probst zu Hamburg Bernhard von Schaumburg (1383).

Da verbanden sich die Herren von der Lieth mit denen von Elme und Luneberg, um sich durch Räubereien im Stift für ihren Verlust zu entschädigen und zu rächen, welchem Unfug Bernhard von Schaumburg und die Stadt aus allen Kräften sich zu widersetzen versprachen. Nach der nicht zweifelhaften Besitznahme ihrer Güter sollten dieselben unter den Verbündeten in der Weise getheilt werden, daß der Stadt alle Besitzungen derer von Elme und von der Lieth anheimfielen, das Stift aber die Güter der Herren von Luneberg erhielte.

Dieser Vertrag kam im Jahre 1387 zu Stande und die Unternehmung gelang vollkommen. Doch wurden die Lehne denen von der Lieth und Elme meistens wieder eingethan, die von Luneberg mußten der Stadt Bremen den Eid der Treue schwören.

Erzbischof Otto II. belagert Ottersberg. — Der Erzbischof Johann Schlamstorf.

Der Erzbischof Albert II. starb im Jahre 1395, und da seine vielfachen kriegerischen Unternehmungen, so wie sein ungemessener Aufwand ungeheure Geldsummen gekostet hatten, so hinterließ er das Stift in großer Verarmung. Die meisten Einkünfte waren verpfändet, das Schloß Langenwedel, so wie Wildeshausen der Stadt Bremen und dem Domkapitel versetzt.

Seines Bruders Magnus, Herzogs von Braunschweig, Sohn gelangte, trotz der Widersprüche der

einen Hälfte des Domcapitels, unter dem Namen Otto II. zur erzbischöflichen Würde. Dieser Fürst wird von den alten bremischen Schriftstellern seiner Frömmigkeit und Leutseligkeit wegen sehr gelobt, während die Verdener, deren Bischof er vorher gewesen war, ihn der gewissenlosesten Habsucht beschuldigen. Und nicht mit Unrecht; denn nicht allein, daß er alle von seinem Vorgänger Johann von Zesterfleth dem Stift vermachte Kostbarkeiten bei seiner Erwählung zum Erzbischof von Bremen mit sich nahm; auch das Schloß Rothenburg wollte er nicht räumen, sondern hielt es noch Jahre lang besetzt, bis endlich der Bischof Conrad dasselbe mit großer Mühe und außerordentlichen Kosten, aber leer und ausgeplündert, wieder an Verden brachte.

Um diese Treulosigkeit auszugleichen, wußte Statius von Mandelsloh den Domprobst Johann Monnik, der Ottos Nebenbuhler bei der Erzbischofswahl gewesen war, zu überreden, ihm das Schloß Langenwedel einzuräumen, welches er alsbald dem Herzog Heinrich von Braunschweig, des Erzbischofs Bruder, gegen Erlegung einer bestimmten Geldsumme überantwortete. Otto gab sich große Mühe, das Schloß wieder zu gewinnen, und als sein Bruder 3000 Gulden dafür verlangte, so bat er, man möge ihm einen Pflugschatz durch das ganze Stift bewilligen. Solches geschah und nun kam er wieder in Besitz des Langenwedels.

Auch die übrigen von seinem Vorgänger verpfändeten Güter und Burgen suchte er allmählig wieder einzulösen oder mit Gewalt wieder an sich zu reißen.

Wie er denn gleich im ersten Jahre seiner Regierung mit seinem Bruder, Herzog Heinrich, und mit Otto von Hoya, seinem Schwager, nach Ottersberg zog und das Schloß, welches von einigen Stiftsedelleuten besetzt gehalten wurde, belagerte. Es war Wintertag; die Belagerung zog sich sehr in die Länge und die Kosten derselben waren sehr bedeutend. Da trat die Wumme, von anhaltendem Regen aufgeschwellt, weit aus ihrem Ufer und umgab das Schloß aller Orten, wie ein schützender unabsehbarer See. Da sah sich der Erzbischof genöthigt, die Belagerung aufzuheben, besonders als das treibende Werk, womit man große Steine gegen die Veste schleuderte, vom Wasser unterspült und beinahe unbrauchbar gemacht wurde.

Jetzt sahen die Herren sich genöthigt, den Rath von Bremen um seine Vermittelung zu ersuchen, und die Entscheidung fiel dahin aus, daß dem Bischof das Schloß gegen Erlegung einer ansehnlichen Geldsumme wieder eingeräumt werde.

Auch den bremischen Antheil von Bederkesa wußte er auf acht Jahre zu erwerben, wobei es aber dem Rath freigegeben war, denselben ungeschmälert gegen eine Summe von 7000 Mark Lübisch wieder zu erstehen. Als späterhin der Rath dem Erzbischof den Antrag machte, er möge den Bremern auch die andere Hälfte verkaufen, verdroß ihn dies Anerbieten so sehr, daß man allgemein annahm, dasselbe sei bei seiner krankhaften Reizbarkeit die Hauptursache seines Todes gewesen.

Sein Nachfolger war Johann Schlamstorp, Archidiaconus in Hadeln und Wursten, ein schlauer, heimtückischer Mann, der schon vor Otto's Ableben den bremischen Antheil von Bederkesa verwaltet hatte. Als Otto gestorben war und der Rath sich wegen der Auslieferung dieses Antheils an das Kapitel wandte, antwortete Schlamstorp, als zeitiger Senior des Capitels, man wolle zuerst zur neuen Bischofswahl schreiten; der erwählte Herr würde dann der Stadt schon Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Der listige Schlamstorp, der dem Rath die Wiederherausgabe Bederkesa's in Aussicht stellte, sofern ihn die Wahl treffen würde, bewog denselben dadurch, sich für ihn möglichst zu verwenden, wußte aber, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, denselben wieder hinzuhalten. Nachdem er sich mit dem Kapitel über diese Angelegenheit berathen, erwiederte er, der Rath habe sehr wohl gethan, bis zu seiner Erwählung zu warten; jetzt möge derselbe sich noch bis zu seiner Bestätigung gedulden; dann wolle er dem Rath zu Willen werden.

Also lieh ihm der Rath noch 200 römische Gulden zur Gesandtschaft nach Rom und gab den Abgeordneten die rühmlichsten Zeugnisse mit für den Neuerwählten, so daß die Bestätigung auch nicht die mindeste Schwierigkeit fand.

Jetzt glaubte der Rath am Ziele zu sein. Der Erzbischof Schlamstorp aber warf jetzt die Maske ab und fuhr die Abgeordneten rauh und unfreundlich an. „Ich hätte erwartet", rief er ihnen entgegen, „daß

Ihr Euch bis nach meiner Huldigung gedulden würdet; da will ich zu Uttersgau die Stiftssachen schlichten, sobald es mir möglich ist.“ Und als der Rath seinen Unwillen über diese Worte nicht unterdrückte, erwiederte er aufgeblasen, er sei Bischof von Bremen und es stände ihm daselbst zu, ein Wort mit drein zu reden; auch verlange er nur sein Recht.

Diese Weigerung des Erzbischofs der Räumung Bederkesa's gab noch zu vielen Zwistigkeiten Veranlassung, da der schlaue Mann immer neue Einwände anbrachte, bis die Stadt sich endlich dazu verstand, ihm Zeit seines Lebens im Besitz des bremischen Antheils zu lassen. Doch mußte der Drost beiden Theilen gleichmäßig schwören.

Gänzliche Unterwerfung des Stadtlandes. — Die Vitalienbrüder. — Erbauung der Friedeburg.

Während dieser Begebenheiten hatte die Stadt manche heißen Kämpfe, besonders mit den Rustringern zu bestehen, die damit endeten, daß die Bremer an der Unterweser fast die Alleinherrschaft errangen. Diese Kriege entsprangen daraus, daß die Butjadinger, eifersüchtig auf ihre Freiheit, die Friesen, welche sich der Stadt unterworfen hatten, beständig befeindeten, besonders aber, weil sie den gefürchteten Seeräubern, den Vitalianern oder Vitalienbrüdern an ihren Küsten eine freie Zuflucht gewährten.

8 *

Denn seitdem die Königin Margaretha von Schweden (1395) mit dem Herzog Johann von Meklenburg unter der Garantie der Hansestädte an der Ostsee Frieden geschlossen, fanden die Vitalienbrüder, deren Namen daher rührte, daß sie dem belagerten Stockholm Victualien oder Lebensmittel zuführten, weder in Rostock noch in Wismar mehr Aufnahme, weil sie zu gefährlichen Seeräubern ausgeartet waren, die weder Freund noch Feind schonten. Sie hatten sich also unter Anführung des aus der Gegend von Verden gebürtigen Edelmanns Störebeker, Gödeke Michaels, Wichmanns und Wiegbolds, der ein promovirter Magister war, nach der friesischen Küste begeben, wo die Häuptlinge Edo Wimken in Rustringen, Keno then Brock, Hisko, Probst in Emden, Haro von Faldern, Enno Haits von Larrelt, Enno von Norden, Volkmar Allena sie mit großer Zuvorkommenheit in ihre Häfen aufnahmen, da ihnen bedeutender Antheil an der Beute zugesichert war. Ganz besonders wurden sie begünstigt von der quaden Folke, deren Blutgier sprüchwörtlich geworden, der alternden Wittwe Occo's then Brock, jenes Mannes, der durch seine Abentheuer in fremden Landen sich berühmt machte; der vor seiner Erhebung zum Häuptling des Brokmerlandes zu Neapel in Kriegsdiensten stand. Dahin reisten seine beiden Schwestern, als der Vater und Bruder gestorben war, um ihm zu verkünden, daß jetzt er der Herr des Brokmerlandes sei. Köstlich geschmückt in friesischer Tracht traten sie ein bei der Königin, die ihren Liebling anfangs nicht entlassen wollte. Als aber die Schwestern

vorgaben, er sei mit einem friesischen Fräulein verlobt, hat sich die stolze Johanna sichtlich entfärbt und hat ihn traurig entlassen, nachdem sie ihn zum Ritter geschlagen und die Schwestern reich beschenkt.

Als er, dessen stolzer Sinn auf die Herrschaft über ganz Ostfriesland gerichtet war, nach einer sehr unruhigen Regierung durch Meuchelmord gefallen war, trat seine Wittwe Folke die Herrschaft als Vormünderin ihres Sohnes Keno then Brock an. Sie räumte den Vitalienbrüdern, die auch Likedeler genannt wurden, Marienhave ein, dessen Einfahrt sie durch vier große gewölbte Pforten und eine starke Mauer befestigten. Ein Tief, das noch Störtebekers Tief genannt wird, aber gegenwärtig verschlammt ist, führte bis an Marienhave, und die Waaren konnten mit leichter Mühe auf kleinen Fahrzeugen dorthin geschafft werden. Von dem Aufwande dieser Seeräuber zeugt auch noch heutzutage der von ihnen erbaute hohe Marienhaver Thurm.

Die Königin Margarethe schloß mit Hamburg und Lübeck zur Reinigung der nördlichen Meere von diesem Gesindel einen Bund (1398), dem zwei Jahre später die übrigen Hansestädte beitraten. Keno then Brock und die andern Häuptlinge sahen sich jetzt genöthigt, dem Andringen der Hansestädte nachzugeben und den Vitalienbrüdern das Auslaufen mit ihren Flotten zu untersagen, sie vielmehr anzuhalten, landwärts abzuziehen und allen Seeräubern die Aufnahme in ihrem Lande zu untersagen.

Die darüber ausgefertigte Urkunde ist von allen Häuptlingen Ostfrieslands unterzeichnet, mit Ausnahme

Hiskos von Emden, der gleich den übrigen Gewalthabern Ostfrieslands die Seeräuber fortwährend in Schutz genommen zu haben scheint. Die Hansestädte schickten deshalb einige Schiffe nach der Osterems, welche sich mehrer Corsarenfahrzeuge bemächtigten; achtzig Mann von der Besatzung wurden ins Wasser geworfen, sechsunddreißig geköpft.

Als die Flotte vor Emden ankerte, wußte der Probst Hisko die Hamburger zu besänftigen; diese nahmen dann Wittmund und Grothusen ein. Keno mußte die Auricher Burg den Hansestädten einräumen und Geiseln stellen, die nach Bremen gebracht wurden, bis er seinen Versprechungen nachgekommen war (1400).

Durch Fürsprache des Herzogs von Geldern wurden die Häuptlinge freilich kurz darauf mit den Hansestädten versöhnt. Die Hauptcorsaren aber waren mittlerweile entkommen und machten die See unsicher. Erst 1402 gelang es den Hamburgern, den Störtebeker und Wichmann zu fangen, als sie unter Helgoland einigen englischen Fahrzeugen auflauerten. Vierzig von den Seeräubern blieben im Gefecht und siebenzig wurden nach Hamburg gebracht, geköpft und ihre Köpfe aufgepfählt an den Elbstrand hingestellt. Dasselbe Schicksal hatten bald hernach auch Wigbold und Gödeke Michael; doch waren die Seeräuber mit dem Sturz ihrer Anführer noch nicht ausgerottet. Es traten vielmehr Andere an deren Stelle und der Name der Vitalienbrüder war noch längere Jahre gefürchtet auf dem Meere.

Während die Ostfriesen solchergestalt durch die Flotte der Hanseaten geängstigt wurden, waren die Bremer nicht minder thätig, den Rustringern zuzusetzen, die ebenfalls unter Leitung Lübben Sibeths, des Schwiegersohns von Edo Wimken, und Tanne Dürens, in Verbindung mit den Vitalienbrüdern die Seefahrt durch ihre Raubzüge beunruhigten.

Die Bremer machten nämlich (1400), Behuf des Kriegs, einen Vertrag mit dem Junker Moritz von Oldenburg und den Stiftsgenossen, demzufolge jener fünfzig Reiter, die Letzteren sechszig, die Stadt aber hundert stellen sollte. Außerdem aber jede Parthei so viel Fußvolk, wie nur immer möglich. Jeder der Theilnehmer sollte den dritten Theil der Beute und der Gefangenen haben; der Stadt aber, weil sie die Urheberin des Krieges war, sollten außerdem alle eroberten Burgen, Kirchen und heilige Güter anheim fallen, wofür sie das ganze Heer mit Brod, Bier und Futter für das Vieh zu versehen hatte.

Als die Nachricht zu diesem Feldzuge sich verbreitete, zog die ganze waffenfähige Jugend zu beiden Seiten der Weser mit hinunter, an 6000 Mann stark. Bei ihrem Uebergang über die Heete wurden die Friesen flüchtig; Viele geriethen in Gefangenschaft, Mancher ward erschlagen. Langwarden wurde nur durch die schnelle Unterwerfung der Häuptlinge gerettet, welche sich erboten, der Stadt zu huldigen und ihre Kirche den Bremern offen zu halten, alle ihre Feinde daraus zu beschädigen.

Darauf rückte das Heer vorwärts, und jetzt wurde eine unabsehbare Weide sichtbar, auf welche die Rustringer, welche nicht vermuthet hatten, daß der Feind so weit vordringen würde, all ihr Vieh, Ochsen, Kühe, Pferde und Schaafe aus dem ganzen Lande von der Heete bis zur Jahde zusammengetrieben hatten. Sogleich bemächtigte man sich dieser kostbaren Beute, und diesem Umstande allein hatte die Gegend nach der Jahde hin, die Iselwerders und der Häuptling Reinicke mit seiner Burg ihre Rettung zu verdanken.

Denn nachdem man mit dem gewaltigen Raub die Nacht über in einem großen Dorfe mitten in Feindesland übernachtet hatte und der Rath darauf drang, jetzt den Hauptfeind in Iselwerder anzugreifen, gedachte nur Jeder daran, seine Beute in Sicherheit zu bringen. Zögen sie noch nach Iselwerder, sagten die Herren und guten Männer, so wären sie gezwungen, noch eine Nacht im Lande zu bleiben und dann könnte der Feind leicht so viel Hülfe bekommen, daß er ihnen gefährlich würde.

Sie eilten nun, um mit den erbeuteten Viehheerden aus dem Lande zu kommen, und der Uebergang über die Heete war mühsam genug, obgleich die Brücke, welche man aus zwanzig neben einander der Breite nach liegenden Eichen geschlagen hatte, sehr breit, gehörig bedielt und ziemlich bequem war. Auch gewährte sie den nöthigen Schutz, da man vorsichtiger Weise an dem feindlichen Ufer einen Brückenkopf oder Burgfriede angelegt hatte.

Im folgenden Jahre erneuerten die Bremer den Krieg in Verbindung mit dem Junker Otto von Delmenhorst und Johann von Hoya. Sie bewerkstelligten den Uebergang über Heete wieder auf einer wohlbefestigten Brücke, und als sie erfuhren, daß die ganze Friesenmacht bei Langwarden sich versammelt habe, beschlossen sie, den Deich entlang dahin zu ziehen.

Unterwegs fand ein kleines Gefecht Statt, worin sechszehn Friesen erschlagen wurden. Die Feinde zeigten sich sehr verzagt, so daß die Stadt, hätte sie nur die Hälfte der vorjährigen Streitkräfte zusammengebracht, sich wahrscheinlich des ganzen Landes bemächtigt haben würde. Jetzt begannen auch die Friesen den Deich bei Waddens durchzugraben, und die Verbündeten sahen sich, sollte ihnen nicht der Rückzug abgeschnitten werden, zur Rückkehr nach Blexen, welches der Rath damals inne hatte, genöthigt.

Als der Rückzug über die Heete bewerkstelligt und die Brücke abgebrochen war, gerieth das äußerste Schiff, auf welchem die Burgfriede war, in große Gefahr, vom Feinde genommen zu werden; aber die Besatzung vertheidigte sich tapfer bis zum Eintritt der Fluth, wodurch das Fahrzeug vom Grunde gehoben wurde.

Es vergingen noch drei Jahre, ehe der Häuptling Dido zu Langwarden der Stadt den Huldigungseid leistete (1404). Damit war die Unterjochung des Stadtlandes vollendet.

Um nun diese Eroberung in Frieden zu besitzen, zugleich zum Schutz der Weser und um Dido zu zwingen, dem Bischof, der sich stets über ihn beklagte, Genugthuung zu leisten, beschloß der Rath und die ganze Gemeinde, ein Schloß im Lande zu bauen (1406).

Sie ersuchten den Bischof, ihnen bei dem Unternehmen behülflich zu sein, und er versprach, ihnen fünfzig Reiter zu schicken. Als sie nun gerüstet waren und der versprochenen Hülfe mit Sehnsucht entgegen sahen, da blieb nicht allein diese aus, sondern es langten auch Briefe von den Stiftsedelleuten an, daß ihnen der Bischof jeden Zuzug verboten.

Jetzt durchschaute der Rath des Bischofs Ränke, wovon er schon so manche Proben gesehen, und beschloß, die Sache auf eigne Hand ins Werk zu richten. Es wurde weder Geld noch Gut gespart, die Stiftsritterschaft eilte trotz des erzbischöflichen Verbots, angelockt durch schweren Sold, in Haufen herzu, und mitten im Sommer des Jahres 1407 kam der Bau wirklich zu Stande. Die Veste aber wurde die Friedeburg genannt, mit der Hindeutung, daß man von dort aus den Frieden im Lande aufrecht erhalten wollte; sie war ziemlich fest gebaut und von zwei tiefen Gräben umringt.

Aber nicht allein Dido sah diese Zwingburg mit scheelen Augen an, die er als Grab der friesischen Freiheit betrachtete; auch dem Erzbischof war sie ein Dorn im Auge und, im Aeußern der Stadt immer befreundet, wirkte er im Stillen feindselig gegen sie.

Noch war der Bau nicht ganz vollendet, als der eine der jungen Herren von Oldenburg, der Junker Christian, dem der Bischof vorgespiegelt, wie die Friedeburg nur zum Abbruch der Grafschaft Oldenburg gebaut werde, um Bartholomäi des Abends spät seine Entsagungsbriefe nach der Friedeburg sandte, und des Morgens früh schon war er mit Edo Wimken's Leuten und den Budjadingern in der Herrschaft Delmenhorst und plünderte im Grollande. Aber die Hausleute legten es den Räubern so nahe, daß sie mit einiger Hülfe von Bremen aus den ganzen Haufen in der Landwehr zu Delmenhorst vielleicht hätten gefangen nehmen können.

Als Arend Ballehr die Entsagungsbriefe nach Bremen sandte, und des Grafen rasches Benehmen dem Bischof klagte, stellte er sich, als wenn ihm solches sehr leid sei und versprach, sich dieserhalb an den Grafen zu wenden.

Aber der Bischof verzögerte hinterlistig die Vermittelung der Sache von einem Tage zum andern, so daß der Rath endlich einsah, es sei kein anderer Weg, Genugthuung zu erlangen, als den Krieg mit den Oldenburgern zu beginnen.

Er entsagte also den beiden Herren, wie auch Junker Moritz, obgleich höchst ungern, und der ganzen Herrschaft Oldenburg, beide geistlich und weltlich, und ließ auf St. Niklastag die Bürger sich bereit halten. Die zogen aus und verbrannten Alles, was die oldenburgischen Herren oder ihre Untersassen hatten im Stedingerland und am Weserstrom bis vor Oldenburg.

Darnach verband sich der Rath auch mit dem Grafen Otto von der Hoya und dem Grafen Otto von Delmenhorst wider die Oldenburger und nahm in seinen Sold dreihundert sächsische und westphälische Reiter unter Henrich von Rehden und Conrad Zwigholt. Er sandte zu der Fehde zweihundert Pferde und fünfzig Schützen, die er in Sold genommen, außerdem zweihundert Schützen aus der Bürgerschaft. All' diese Reiter und Knechte sammt 1000 Mann Fußvolk schickte er nach Delmenhorst, wo der Graf ihrer mit zwanzig und der Graf von Hoya mit vierzig Pferden harrte.

Mit diesen Streitkräften zogen sie in die Grafschaft Oldenburg, wo sie viele Hausleute gefangen nahmen und verwüsteten den Moorriem bis vor Oldenburg. Sie hätten große Beute an Vieh machen können, wenn das viele Eis es erlaubt hätte, dasselbe mit überweg zu bringen; denn es war ein Winter, wie man sich keines zweiten erinnern konnte. Doch hatten die bei dem Zuge befindlichen Schmiede auf unvorhergesehene Fälle sich mit Nägeln versehen, und wenn sie jeden Fuß mit zweien derselben beschlugen, so war es ihnen schon möglich, ein Stück Vieh übers Eis zu treiben.

Von nachhaltigern Folgen war ein zweites Unternehmen, dem die Bundesgenossen, der überaus großen Kälte wegen, beizuwohnen sich weigerten. Aber was jene Herren zurückhielt, war für die Bremer ein Sporn zu verdoppelter Thätigkeit. Denn die zahlreichen Schiffe der Vitalienbrüder, welche bei den

Rüstringern noch immer gute Aufnahme fanden, waren jetzt in den Buchten und Häfen eingefroren, also zugänglich und konnten mit einem einzigen Schlage zerstört werden.

Auch die übrigen Freunde der Stadt widerriethen den Zug, so wie auch Dido, der doch der Stadt gehuldigter Mann war; und als derselbe sah, daß dennoch die Sache mit Ernst und Eifer betrieben wurde und er nicht länger ausweichen konnte, so gab er den Leuten, welche er wegen dieser Angelegenheit nach Bremen schickte, einem Pfaffen und nachher Mennen, Hauptmann zu Uphusen, seinem Rathgeber so verwirrte Aufträge, daß der Rath wohl einsah, die ganze Unterhandlung sei nur darauf berechnet, die Sache zu verzögern, und er ließ Dido sagen, er möge sich bereit halten an einem bestimmten Tage.

Aber es fiel Thauwetter ein und, wenn man nicht eilte, so war Alles vergebens. Die Bremer brachen deshalb zwei Tage früher auf, als eigentlich festgesetzt war, und dieser Zufall gereichte dem arglistigen Dido, der es doch nicht ehrlich meinte mit der Stadt, zum größten Vortheil.

Denn als die Bremer auf seinen Besitzungen anlangten, erfuhren sie, daß Graf Christian von Oldenburg dieselben geplündert, große Beute von Vieh und Gefangenen gemacht habe und jetzt in Begleitung von hundert Reitern und vielem Fußvolk auf dem Rückzuge sei. Es wurde beschlossen, ihm denselben abzuschneiden und unter Golzwarden einen Hinterhalt zu legen.

Die Stiftsgenossen verließen freilich die Bremer in diesem verhängnißvollen Augenblick, mit dem Vorgeben, sie könnten nicht mit Ehren wider den Grafen streiten. Doch waren sie den Oldenburgern noch doppelt überlegen an Zahl und, da das Heer in Verbindung mit den Stiftsgenossen, die sich noch nicht entfernt hatten, noch um so streitbarer erschien, begaben sich die Oldenburger auf die Flucht. Viele wurden erschlagen; Graf Christian aber mit allen seinen Reitern gerieth in Gefangenschaft und wurde vorläufig nach der Friedeburg abgeführt.

Des folgenden Tags in aller Frühe brach das bremische Heer auf und durchzog in Verbindung mit Dido's Friesen das ganze Land, wo alle vorgefundenen Schiffe zertrümmert und in Brand gesteckt wurden. Es war schon finster, als sie aus dem Lande ritten, und bei dieser Rückkehr geschah ein großes Unglück, indem das Eis der Last so vieler Reiter nachgab, wodurch zwanzig Menschen und dreißig Pferde ihr Leben verloren. Dieser Unfall ging dem Rath sehr zu Herzen und er hätte großes Gut darum gegeben, wäre er nicht vorgefallen.

Die Bremer rüsteten sich am folgenden Tage zur Heimkehr, führten ihren fürstlichen Gefangenen auf Lichtmeß mit nach der Stadt, und hielten ihn rücksichtslos in einer Kiste gefangen, die vom Rathhause in den Keller unter den Gewand- und Schuhbuden auf U. L. Fr. Kirchhof gebracht wurde.

Hierauf überfielen die Bremer das Land Wührden, eine oldenburgische Besitzung, und verwüsteten es.

Als bald darnach der Frieden zu Stande kam und der Graf das bedungene Lösegeld von 2000 Mark nicht zu entrichten vermochte, setzte er das Land Wührden mit allen Einkünften, so wie auch die Abgaben, welche den Grafen aus dem Flecken Lehe zustanden, der Stadt zum Unterpfande (1408).

Jetzt begann der Bischof Johann eine Burg zu bauen bei der Fähre von Lehe am Deich, um Lehe und das Land Wursten besser im Auge zu haben, gelegentlich auch wohl, um die wachsende bremische Macht an der Unterweser zu beaufsichtigen. Als der Bischof auf der Bremer Vorstellung, daß ein solcher Bau allen Verträgen zuwiderlaufe, trotzig antwortete, machte die Stadt einen Bund mit allen Einwohnern des Landes zu beiden Seiten der Weser, Sachsen und Friesen, die Veste zu schleifen. Aber ehe sie noch ihren Vorsatz ins Werk richteten, kam ihnen ein Haufen Wurster zuvor, der nächtlicher Weile durch die Geeste schwamm, die Wächter der Burgfriede erschlug und die Uebrigen in die Flucht trieb. Die großen Steinbüchsen wälzten sie in den Fluß, verbrannten den ganzen Pulvervorrath, nahmen alles vorhandene Zimmergeräth mit sich und eilten dann in ihre Heimath zurück. Denn weil sie alle unbekleidet waren, fiel ihnen der Frost sehr beschwerlich. Sonst würden sie das ganze Werk zerstört haben.

Als der Bischof nun doch wieder an der Weser selbst zu bauen anfing, der Rath aber eine Menge Eichen in Stand setzen ließ und der Krieg seinem Ausbruch nahe schien, legten sich mehrere Herren ins

Mittel und vertrugen die Sache dahin, daß der Bischof die Stintburg — so wurde der neue Bau genannt — an einem bestimmten Tage abbrechen, der Rath aber die Wurster anhalten sollte, dem Bischof Genüge zu leisten.

Dido, Häuptling des Stadtlandes, besiegt. — Vergeblicher Versuch der Friesen, ihre Freiheit wieder zu erlangen. — Dido und Gerold. — Der Kaiser bestätigt der Stadt die Herrschaft über Butjadingerland.

Die unterjochten Friesen trugen die Herrschaft der Bremer nur mit dem größten Widerwillen. Für den Augenblick waren sie zu ohnmächtig, die Verhaßten zu vertreiben. Denn die ostfriesischen Häuptlinge waren derzeit beständig mit einander oder mit den Holländern in Krieg und nahmen lebhaften Antheil an den blutigen Händeln der Vetkoper und Schiringer jenseit der Ems, so daß sie nicht daran denken konnten, den bedrängten rüstringschen Stammgenossen zu Hülfe zu eilen. Bei jeder Gelegenheit aber, wo es ungeahndet geschehen konnte, zeigten die Rüstringer ihren Haß gegen die Unterdrücker, und Dido Lubben war in den Beweisen seiner feindseligen Gesinnung so unermüdlich, daß der Rath beschloß, die Würde der Häuptlinge, die durch ihren Einfluß auf die Volksmasse so gefährlich werden konnte, in ihren Besitzungen für immer aufzuheben.

Das konnte aber nicht ohne Waffengewalt bewerkstelligt werden, und es wurde mit Hülfe des Bischofs von Münster, der Grafen von Hoya und Oldenburg und andern Herren ein Heer von dreihundert Reitern und dreitausend Mann zu Fuß zusammengebracht, welche vier Wochen lang im Lande waren.

Esenshàm wurde nach vierzehntägiger Berennung genommen. Die Bremer hatten ihre Büchsen, Blieden und allerlei treibende Werke davor. Edo Wimken hatte sich erboten, mit großem Volk zu kommen; das schien aber nicht rathsam. Doch ward sein Anerbieten, eine große Steinbüchse ins Lager zu schicken, mit Dank angenommen.

Dido war entkommen; das Land mußte der Stadt aufs Neue huldigen und schwören, auf ewige Zeiten keinen Häuptling wieder zu wählen (1414).

Aber die Söhne der Vertriebenen, welche ihre Erbgüter behalten hatten und zu Ellewürden wohnten, brüteten Rache und verbanden sich mit Lubben Sibeth von Rustringen, Hayo und Menne und Nanne Duiren, die Friedeburg zu ersteigen, die Besatzung zu verjagen und die alte Freiheit des Rustringerlandes wiederherzustellen.

Ohne die übrigen Verschworenen zu erwarten, rückten, von jugendlicher Hitze fortgerissen, die Brüder Dido und Gerold mit vier und zwanzig auserwählten friesischen Männern und zwanzig geworbenen sächsischen Bogenschützen in der Nacht auf den 5. October 1418 vor die Veste, bestiegen sie mit Leitern und waren vorn über den äußersten Graben und die

Mauer gestiegen und drangen in die Burg ein. Der Befehlshaber Ahrend Wallehr, der unvorsichtigerweise bei dem Geräusch zum Fenster hinaussah und bei dem überraschenden Anblick die Besatzung zu den Waffen rief, wurde erschossen. Vergeblich aber suchten die Friesen sich eines der Thore oder Burgfrieden zu bemächtigen; denn die Besatzung, durch das Rufen vom Lager empor geschreckt, setzte den Eindringenden von oben herab dermaßen zu mit Schießen, mit Stein- und Holzwerfen, daß sich die Verschworenen, welche sich noch so eben für Sieger gehalten, nach Schlupfwinkeln umsehen mußten, um den feindlichen Geschossen minder bloß gestellt zu sein.

Als die erwartete Hülfe ausblieb, sahen sie sich endlich genöthigt, Schutz in den für die Steinbüchsen bestimmte Oeffnungen zu suchen, die sich in den Bollwerken befanden. Als nun der Tag graute, rieth Gerold, der jüngste Häuptling, zum Rückzug.

Aber Duiren und Rode Eden, die am Höchsten lagen, beschuldigten Dido und Gerold der Feigheit und fragten im vorwurfsvollen Tone, ob sie deswegen von ihnen hierher geführt seien, um auf die Schlachtbank geführt und aufs Rad gelegt zu werden? Sie sollten getrost ausharren, noch in derselben Nacht würden sie das Schloß überwältigen.

Da ergab sich Gerold in sein Geschick und von Neuem wurde der Versuch gemacht, die Veste zu erobern. Mittlerweile aber waren die deutschen Schützen mit den Belagerten in Unterhandlung getreten, hatten sich den Bremern auf Gnade und Ungnade ergeben

und ihre Rüstungen und Geschütz von sich gethan. Bei diesem Anblick dachten die Friesen auf den Rückzug; zu gleicher Zeit gab ihnen Duiren, der bereits die Brücke erreicht hatte, mit der Hand ein Zeichen, sie möchten eilen; denn die Wurster waren zum Entsatz im Anzuge. Das bemerkte Einer auf dem Schloße, Lualed genannt, und rief mit lauter Stimme gegen die Wurster gewendet: „Fromme Leute allzumal! Das soll Gott nimmer wollen, daß uns diese Menschen entlaufen.“ Da rannten die Angeredeten den Flüchtigen entgegen und nahmen den ganzen Haufen gefangen, Friesen und Deutsche. In Bremen wurden sie alle vor Gericht gestellt und die Friesen, als gehuldigte Leute, die sich empört, zum Tode verurtheilt.

Als die Friesen nun hinausgeführt und beim Galgen angekommen waren, da ließ der Rath sie befragen, warum sie des Eides, welchen sie der Stadt geleistet, sobald vergessen. Sie erwiederten, Lubbe Sibeth und sein Bruder Menne hätten sie dazu überredet und versprochen, sie würden ihnen behülflich sein. Das hatte auch seine Richtigkeit; denn am Morgen, wenige Stunden nach der Gefangennehmung Didos und Gerolds zeigten sich die genannten Häuptlinge bei der Heete, zogen sich aber, nachdem sie erfahren, was vorgefallen war, eilig zurück.

Da nun der Kopf Didos war abgehauen, nahm Gerold das todte Haupt und küßte es auf den Mund. Jetzt hätte der Rath Geroldon das Leben wohl gegönnt, und es wurde ihm dies Anerbieten

gemacht, im Fall er sich in der Stadt niederlassen und eine Bürgerstochter ehelichen wolle.

Darauf antwortete er, daß er nicht wäre des Herkommens, daß er eines Pelzers oder Schusters Tochter zum Weibe nehmen könne. Wollten sie ihm das Leben gönnen, so würde er sich lösen mit einem Rinmantje oder Ankerfaß voller Gulden, bei der Sonne.

Viele Stimmen erhoben sich für das Anerbieten; aber ein alter Rathmann, Arend Ballehr, wies ihr unzeitiges Mitleid zurück und meinte, im Fall er losgelassen würde, möchte er des blutigen Bruderkusses ewig eingedenk sein und lebenslang auf Rache brüten. Diese Meinung drang durch und auch Gerolds Haupt mußte fallen.

Die übrigen Friesen wurden gerädert und die Köpfe auf Pfähle genagelt; die Sachsen aber, weil sie der Stadt nicht geschworen hatten, sich auch bei der Berennung der Friedeburg auf Gnade und Ungnade ergeben hatten, wurden gegen Lösegeld freigegeben und mußten Urphede schwören. Doch war ihrer ein Theil im Gefängniß gestorben.

Der Wirth, wo Gerold einzukehren pflegte, wenn er nach Bremen kam, ließ ihm im Domsumgang, wenn man nach dem Chor geht, einen Gedenkstein setzen, auf welchem ein starker Mann mit langen Haaren abgebildet ist, der ein bloßes Schwert vor sich stehen hat. Das Bild ist noch heutiges Tags sichtbar.

Das Volk der Friesen, sieht man, sträubte sich mit aller Kraft gegen die Herrschaft der Bremer.

Was aber nicht Waffengewalt vermocht hatte, das bewirkte der Druck der eigenen Häuptlinge: sie sehnten sich darnach, bremische Unterthanen und Schützlinge zu werden.

Kurz nach Ostern 1419 schrieb Sibeth in Verbindung mit den fünf Häuptlingen, welche auf den befestigten Kirchen zu Blexen, Burhave, Waddens und Langewarden wohnten, eine schwere Schatzung aus, und als die Gemeinheiten sich weigerten, solche zu entrichten, wandte sich Sibeth an den kaiserlichen Gesandten Siegfried von Wendingen, der sich gerade in Friesland befand, die Gerechtsame des Reichs wahrzunehmen. Die zu Vermittlern ernannten Bremer setzten Jacobitag fest, die Angelegenheit zu besprechen. Aber schon eine Woche vor Jacobi nahm Sibeth, in Verbindung mit Junker Christian mitten im Frieden einige bremische Eichen auf der Jahde weg, und damit landeten hundert Oldenburger bei Blexen und raubten und brannten. Dadurch bezweckte man, die ganze Gemeinheit nach diesem Punkt hinzuziehen, damit Sibeth mittlerweile den übrigen Heerhaufen ungefährdet über die Jahde bringen möchte. Aber die Einwohner an der Jahde hielten gute Wacht, und die gelandeten Oldenburger wurden sammt und sonders erschlagen.

Jetzt bat die Gemeinheit der Butjadinger den Rath von Bremen, ein Einsehen zu haben in ihr Elend und ihr dazu behülflich zu sein, die Kirchen wieder zu Gotteshäusern herzustellen. Auch wollten sie dem Rathe das ganze Land auftragen, wenn ihnen

Fehde mit dem Herzog von Lüneburg.

Denselben Sommer, wo das Butjahdingerland erobert wurde, sahen sich die Bremer genöthigt, ihre Blicke auch stromaufwärts zu richten, indem die Schlösser Thedinghausen und Langenwedel, welche der Stadt und dem Domcapitel zuständig waren, wegen der Räubereien der Burgmänner in große Gefahr geriethen.

Um die Raubzüge des Vogts zum Langenwedel ins Herzogthum Lüneburg zu züchtigen, fielen des Herzogs Hauptleute in die Vogtei Syke ein; aber Otto von Hoya, der Besitzer von Syke setzte ihnen nach und machte viele Gefangene. Als der Herzog dieserhalb das Stift Bremen anfeindete, verband sich der Erzbischof mit Otto von Hoya, Nicolaus von Delmenhorst, der Stadt Bremen, welche zwanzig und dem Capitel, welche fünf gerüstete Pferde stellte, so daß er im Ganzen dreihundert Pferde zusammenbrachte. Die Fürsten aber, an der Spitze von 500 Pferden, verwüsteten die Umgegend von Hoya und Thedinghausen bis zum Dorfe Riede, trieben den Bürgern von Verden ihr Vieh weg und zwangen dieselben, ihnen die Stadt offen zu halten und dem Erzbischof ihre Entsagungsbriefe zu schicken, die er aber einen Tag früher erhielt, als sie vermutheten. Es nahm daher dem Herzog, der den Langenwedel durch Ueberfall zu nehmen gedachte, sehr Wunder, als von dort aus und von Thedinghausen her, auf Befehl des Erzbischofs die Feindseligkeiten begonnen wurden. Dennoch aber würde der Langenwedel in

Feindes Gewalt gerathen sein, wenn der Rath nicht schleunigst eine Verstärkung von hundert Bogenschützen hineingeworfen hätte. Als der Herzog vor dem Hause anlangte und mit einem Pfeilhagel empfangen wurde, jagte er eilends über die Landwehr beim Langenwedel zurück.

Der Rath von Lüneburg erbot sich bei dem Rath von Bremen, den Krieg zu vermitteln, und der Letztere stimmte den Erzbischof zum Frieden. Der Herzog aber war kriegslustiger und erst, als die Stiftsgenossen von Hamburg aus das Herzogthum mit Plünderung und Brand heimsuchten, wurde er dem Frieden geneigter. Der Frieden kam in Verden zu Stande und zwar noch in demselben Jahre.

Allgemeiner Friesenaufstand. — Golzwarden und die Friedeburg fallen in Feindeshand. — Vertreibung der Bremer.

Nur drei Jahre dauerte die Ruhe im bremischen Friesland. Dann brach ein Sturm aus Westen her ins Land, der mit rasender Schnelle den ganzen Zustand der Dinge umwandelte und die Herrschaft der Stadt auf dem linken Ufer der Unterweser in wenigen Tagen für immer vernichtete.

Sibeth Papinga nämlich, Lubben Sibeths Sohn, der seinen Sitz auf der Sibethsburg hatte, vermählte sich (1420) mit Tetta, der Tochter Kenos then Brock und Schwester Occos des Jüngern. Durch diese Ver-

schwägerung wurden die beiden mächtigen Häuptlinge Occo und Sibeth Papinga die innigsten Freunde und naturgemäß Verbündete. Sibeth Papinga und Occo halfen die langdauernden Kämpfe der Schiringer und Vetkoper jenseits der Ems mit beseitigen, und, da Sibeth seinem Schwager bei den westeremsischen Streitigkeiten unterstützt hatte, konnte er mit Recht darauf Anspruch machen, daß hinwiederum Occo auch ihm bei seinen Unternehmungen hülfreiche Hand leistete. Schon die Vorstellung, daß ein so großer Landstrich, wie Stadtland und Butjahdingen dem Friesenlande entfremdet, und die alte Freiheit der Friesen dort begraben werden sollte, war hinreichend, die Gemüther der Friesen für einen Befreiungskrieg zu Gunsten ihrer rustringischen Brüder zu stimmen. Aber Sibeth hatte zugleich die Demüthigung seines Vaters und den Tod seiner Verwandten Dido und Gerold zu rächen, die in Bremen ein so trauriges Ende gefunden. Er betrieb die Rüstungen also aus allen Kräften und war schon mit vielen Tausend Kriegsleuten drei Tage lang im Stadtlande gewesen, als der Rath erst die Kunde dieses drohenden Kriegs mit den Entsagungsbriefen zu gleicher Zeit erhielt.

Die Friesen landeten unter Occos then Brock und Focke Ukens Befehl. Der Letztere war Häuptling von Leer und einer der größten Kriegshelden seiner Zeit. Dieser bewog den Hauptmann Harthe Schlamstarp durch die Drohung, er werde ihn im Weigerungsfall aufs Rad legen lassen, wie die Bremer den Friesen gethan, ihm den mächtigen Thurm zu Golz-

warden zu übergeben, ohne daß auch nur ein Pfeil gegen denselben geschleudert worden wäre.

Des folgenden Tags zog Focke mit seinem Volk und seinen Steinbüchsen vor die Friedeburg. Als der Befehlshaber derselben, der Rathmann Johann Frese, hörte, daß Golzwarden schon verloren sei, und sah, daß er mit seiner geringen Mannschaft das Schloß nicht würde halten können, unterhandelte er mit Focke, der ihm und den Seinen freien Abzug mit ihren Waffen zugestand. Alles Uebrige jedoch mußten sie auf der Burg zurücklassen.

Zwar rüsteten sich die Bremer, um diesen Schimpf zu rächen. Aber den Bemühungen des Erzbischofs, des Grafen von Oldenburg und der Städte Hamburg und Lübeck gelang es, den Frieden unter der Bedingung herzustellen, daß der Thurm zu Golzwarden und die Friedeburg geschleift würden. Ein volles Jahr noch blieben die Häuptlinge im Lande, indem sie fest darauf bestanden, daß die Erhaltung jener Burgen zur Vertheidigung der wiedergebornen Freiheit des Butjahdinger- und Stadtlandes dringend nothwendig sei, und als die Stadt endlich auf ihre Entfernung und auf die Zerstörung der Vesten bestand, gab Sibeth sich viele Mühe, die Stadt zu bewegen, ihn wenigstens im Besitz der Friedeburg zu lassen. Aber der Rath war taub gegen alle seine Versprechungen; denn was konnte die Schifffahrt in Zukunft wohl mehr gefährden, als ein solches Schloß in der Nähe der Weser, wenn der Besitzer der Stadt Feind werden

sollte? Nach einem sechzehnjährigen Bestehen wurde die Friedeburg abgebrochen.

Seit dieser Weigerung wurde Sibeth der Stadt Bremen sein Lebelang nicht wieder gewogen und war ihr zuwider, wo es nur in seinen Kräften stand.

Stotel gewonnen. — Fehde des Erzbischofs mit den Herzögen von Braunschweig. — Bund mit dem Erzbischof.

Der Erzbischof Johann Schlamstorf war mittlerweile gestorben (1421), und ihm folgte Graf Nicolaus von Delmenhorst, dem das Kapitel schon im Jahre 1414 die Nachfolge unter der Bedingung zugesagt hatte, daß er seine Herrschaft, ein erzbischöfliches Lehen wieder mit dem Stift vereinte. So ward er also am 15. Jan. 1422 einstimmig zum Erzbischof erwählt.

Die Wegelagerungen der Stiftsedelleute nahmen um diese Zeit auf eine beunruhigende Weise zu, und die Bremer sahen sich genöthigt, damit ihre Schifffahrt nicht weiter beeinträchtigt würde, die Burg Stotel zu besetzen, auf welcher Heinrich von der Lieth, dem sie der Bischof verpfändet hatte, sein Wesen trieb.

Dem Bischof aber erwuchs aus den Räubereien der Horneburger und Erdmann Schulten, so wie des Herrn von der Burg, dem er nicht bei Zeiten Einhalt zu thun vermochte, eine bedeutende Fehde mit dem Herzog von Lüneburg, welcher die Bürger von Verden auf seiner Seite hatte. Um seinen Verheerungen zu begegnen, rückte Nicolaus zur Winterszeit,

wo die Nächte am längsten sind, mit großem Volk vor Verden und beschoß die Stadt mit großen Geschützen. Die Eichen der Bremer sollten der Verabredung gemäß in der Nacht eintreffen und mit der Morgendämmerung von allen Seiten der Sturm beginnen. Als aber die Eichen sich verspäteten und erst am hellen Mittage eintrafen, war der ganze Plan vereitelt, und der Bischof sah sich gezwungen, den Rückzug anzutreten.

Hernach zog er noch zweimal weit hinein ins Land, einmal bis jenseit Walsrode, das andere Mal einen andern Strich. Und obgleich sein Weg mit Raub und Brand bezeichnet war, so hatte er es doch streng verboten, die Kirchen zu beschädigen.

Der Herzog nahm es aber nicht so genau mit den geistlichen Gebäuden bei seinen Einfällen. Er plünderte das Kloster Hersefeld und verbrannte die Kirche zu Davern, und obgleich die Glocken zerschmolzen, so fand man doch nachher die Büchse, in welcher das Sacrament war, bloß ein wenig geschwärzt. Die Leute aber, welche sich an dem Gotteshause so schmählig vergriffen, sind, wie die Sage geht, alle rasend geworden und bald nachher gestorben.

Buxtehude wurde vergeblich berannt, und als die Braunschweigischen Herzöge, zu denen noch der Landgraf von Hessen gestoßen war, Horneburg bestürmten, erlitten sie einen starken Verlust.

Während der Belagerung aber thaten die Einwohner von Horneburg große Gelübde, im Fall die oberste Burg den Feinden nicht in die Hände fiele,

sie fasteten und beteten, und wer nicht Theil an diesen Bußübungen nahm, der mußte zwei Pfund Flachs geben. Unterdeß kam Entsatz aus dem Lande Kehdingen, dem alten Lande und Stade. Bei diesem Anblick entzweiten sich die Sachsen mit den Hessen, so daß sie beinah unter einander ins Handgemenge gerathen wären. In der Nacht aber traten sie, während eines heftigen Gewitters, mit Zurücklassung ihrer meisten Kriegsgeräthe und Lebensmittel, insgesammt den Rückzug an.

Als die Belagerten am folgenden Morgen das feindliche Lager durchsuchten, fanden sie halbe Ochsen, eine Menge Brot und eimbeckisches Bier die Fülle. Das Letztere hatten die Feinde bei ihrem Abzuge durch Sprengen der Tonnenbänder in große Gruben laufen lassen, um es ungenießbar zu machen. Das machte aber den Landleuten wenig Kummer; sie schöpften die edele Gottesgabe mit Handschuhen und Pickelhauben, und die erhöhte Stimmung, worin sie durch den ungewohnten Genuß geriethen, begreift sich am Besten aus den einfachen Worten eines alten Berichterstatters: „Sie trunken sich voll und schütteten alle Slippen voll Brot, trugen das Fleisch auf Spießen und Stangen und sungen mit Freuden wieder nach der Horneburg zu.“

Bald darauf versuchte Herzog Wilhelm sein Heil in der Nähe von Bremen und rückte mit hundert und funfzig Reitern und vielem Fußvolk von Verden her, Langwedel vorüber und verbrannte Arbergen, ohne jedoch große Beute zu machen.

Da machte sich eilends der Bischof auf nach Verden, und nachdem er den Wartthurm niedergeworfen, die Stadt aber vergeblich beschossen, plünderte und verbrannte er die Umgegend und verdarb die Saatfelder der Verder, und als man beiderseits der Verwüstungen müde war, schlossen die streitenden Partheien endlich Friede.

Der Erzbischof überfällt Friesland, geräth in feindliche Gefangenschaft und erlangt durch die Fürsprache der Bremer seine Freiheit wieder.

In Ostfriesland verhinderte die Eifersucht der Häuptlinge das Emporkommen eines Alleinherrschers, obgleich schon Occo then Broek und Andere gestrebt hatten, sich an die Spitze des ganzen Landes zu stellen. Neben Sibeth Papinga, dem Häuptlinge des Rustringerlandes, war der jüngere Occo then Broek, Keno's Sohn, der mächtigste Herr in Ostfriesland. Auch pflegte er, stolz auf seinen alten Adel, seine großen Reichthümer, besonders aber auf seine vornehme Verschwägerung — seine Gemahlin war die Tochter des Grafen von Oldenburg und einer braunschweig-lüneburgischen Prinzessin — sich Häuptling und Regent von Ostfriesland zu nennen. Der Adel murrte im Stillen; doch wagte Keiner, wider solches Beginnen öffentlich aufzutreten.

Focke Uken, Häuptling von Leer, war von Jugend auf ein Kriegsmann im Dienst des broek'schen Hau-

ses. Keno then Broek eroberte Groningen unter seiner Leitung; er erfocht bei Nordhorn einen großen Sieg wider die Schiringer und legte darauf an der Spitze der sämmtlichen vetkoperischen Friesen durch die Eroberung Doccum's und Esummersyls glänzende Proben ab von seiner Kriegserfahrung. Er war schön von Antlitz und Gestalt und eines Kopfes länger wie die gewöhnlichen Menschen.

Die Menge seiner Erb- und Lehngüter machten ihn groß, und durch die Vermählung seiner Söhne und Töchter mit den bedeutensten Machthabern des Landes gewann er noch größeres Ansehen; er trat mit dem broek'schen Hause in die Schranken und gewann durch die Vermählung seiner Tochter, der schönen Amke, mit dem Herrscher von Rustringen, Sibeth Papinga, dessen Gemahlin Tetta then Broek gestorben war, ein bedeutendes Uebergewicht. Jetzt dachte er ernstlich an Occo's Sturz; um aber ganz sicher zu gehen, verbündete er sich noch mit den Häuptlingen von Greetsyl, Faldern, Gödens und einigen Gröningern.

Als Occo die Kunde von diesem Bunde vernahm, wandte er sich an seine Verwandten, die Grafen von Oldenburg und den Erzbischof Nicolaus, ferner an die Grafen von Hoya, Diepholz, Tecklenburg und Ritbergen um Hülfe und die genannten Herren brachten 11,000 Krieger zusammen, mit denen sie gegen die verbündeten Häuptlinge vorrückten.

Focke raffte in der Eile einige Mannschaft zusammen und ging an die Gränze des Landes, um dem

Feinde den Eingang streitig zu machen und zugleich, um noch Verstärkungen heranzuziehen. Obgleich Occo durch seine Stellung ihm alle Verbindung mit Rustringen, Ostringen, Wangerland und Emsigerland benahm, ließ er doch den Muth nicht sinken und lagerte sich mit seinen geringen Streitkräften an der oldenburgischen Gränze bei Detern. Doch wußte der alte Feldherr durch die Wahl einer vortrefflichen Stellung die große Uebermacht des Feindes unwirksam zu machen. Er stand auf einem Hügel, rechts war die Leda, vorn ein niedriges Sumpfland, von einem schmalen Damm durchschnitten, den Focke an einigen Stellen hatte durchstechen lassen, so daß die Niederung überschwemmt war; als die Reiterei auf demselben in langer Reihe heranrückte, wurde sie, die von den Strapazen der vorigen Tage, wo sie die Veste Detern belagert, ungemein gelitten hatte und nun vom Fußvolk bei der zunehmenden Ueberschwemmung keine Hülfe erwarten konnte, mit unglaublicher Wuth angegriffen und auf das Fußvolk zurückgeworfen. Da wandte sich Alles zur Flucht, viele wurden niedergehauen von den Friesen, viele wurden rechts vom Deich heruntergedrängt und fanden ihren Tod in den Wellen der Leda, die Meisten kamen in den Gräben und Morästen zur linken Seite um, fünftausend Leichen zählte man nach der Schlacht, dreitausend waren gefangen. Einen solchen Sieg erfocht das in Schlachten ergrauten Focke aus einem Häuflein Männern bestehendes Heer. Die Grafen von Diepholz und Ritbergen waren unter den Ge-

fallenen; Bischof Nicolaus, der eine Hiebwunde am Knie hatte, so wie viele andere Herren, Ritter und Edelleute geriethen in Gefangenschaft. Nur mit genauer Noth entkamen die Grafen von Oldenburg und Teklenburg mit spärlichem Gefolge über das Moor (1426). Bei der Nachricht von der Gefangenschaft des Erzbischofs wurde in allen Kirchen der Stadt und des Stifts Gebete für seine Befreiung angeordnet. Aber erst im folgenden Jahre (1427) leitete der Rath Unterhandlungen ein zwischen Junker Occo und Focke Uken, der für den Bischof ein Lösegeld von 20,000 Goldgulden verlangte. Endlich brachte er es dahin, daß die beiden Häuptlinge den Rath, die Rathgeber von Land Wursten und die Rathgeber von Rustringen zu Schiedsrichtern ernannten.

Da wurde ein Tag nach Pfingsten zu den Verhandlungen festgesetzt, bei welchem der Rath von Bremen sich in Begleitung von fünfhundert Mann einfand. Der Bürgermeister Vasmer und der Rathmann Johann Freese wußten ins Geheim vorher durch ihre Vorstellungen, wie das Volk unter dem Schein, als ob es die Freiheit zu vertheidigen habe, nur zum Vortheil der tyrannischen Häuptlinge sich habe mißbrauchen lassen, die Friesen dahin zu bringen, daß es sein Mißfallen über die Herrschsucht ihrer Bedrücker laut äußerte, und diese Stimmung schien Focken so bedenklich, daß er sich nicht getraute, die Loslassung des Erzbischofs noch länger zu verzögern. So gelang es dem gewandten und beredten Vasmer, den Erzbischof ohne einiges Lösegeld zu befreien.

Innere Unruhen. — Der alte und neue Rath. — Hinrichtung Johann Vasmers.

Bald darauf beunruhigten die Herren von der Lieth, denen die Bremer das Haus Stotel genommen, so wie diejenigen Edelleute, welche durch den friesischen Feldzug große Einbuße erlitten, die nächsten Umgebungen der Stadt, so daß sich Niemand vors Thor hinauswagte und wegen der verhinderten Zufuhr großer Mangel an Lebensmitteln in der Stadt entstand. Doch säuberte der Rath die Heerstraßen in kurzer Zeit durch geeignete Maßregeln.

Im Innern der Stadt war aber inzwischen ein drohendes Ungewitter aufgezogen. Die Bürger beschwerten sich über die Abgabenlast, und forderten vom Rath Rechenschaft über die Verwendung der Staatseinkünfte, und als diese verweigert wurde, wurden sie argwöhnisch und wählten zu dem alten Rath Einige aus ihrer Mitte hinzu, um die Ausgaben zu ordnen (1426). Bald hernach wurde festgesetzt, daß halbjährlich ein Bürgermeister und sechs Rathsherren austreten sollten, und aus den Wahlbestimmungen war deutlich der Zweck zu ersehen, den alten Rath allmählig von allen Staatsgeschäften zu entfernen. Ja man ging noch weiter, indem sechszehn Rathsherren zur Rechenschaft gezogen und in den Fangthurm gebracht wurden. Diese konnten bei dem allgemein herrschenden, feindseligen Mißtrauen ihr Loos wohl voraussehen, nahmen daher die erste beste Gelegenheit wahr zu entkommen und begaben sich mit Ausnahme eines Einzigen, der wegen seines Körperumfangs

nicht mit ihnen hatte ausbrechen können, zum Grafen Diedrich von Oldenburg. Die Güter der Entflohenen wurden eingezogen.

Am 11. März 1428 wurde nun freilich eine allgemeine Versöhnung zwischen dem alten und neuen Rath beschworen, auch daß sie einträchtig zusammenhalten wollten gegen jeden feindlichen Ueberfall der Ausgewichenen und ihrer Bundesgenossen, auch alle Gemeinschaft mit denselben vermeiden und ihnen ewig feind sein. Aber schon am Abend vor Johannis entfernten sich auch die Bürgermeister Henrich Schaarhar und Hermann Gröpeling sammt sechs Rathsmännern nach Delmenhorst, wo sie beim Erzbischof Nicolaus eine freundschaftliche Aufnahme fanden. Vergebens bot ihnen der Rath ungehinderte Rückkehr an; sie verfügten sich nach Stade zu dem schon früher vertriebenen Bürgermeister Duckel.

Da ließ sich der Bürgermeister Johann Vasmer, ein alter, grauer, wohlberedter Ehrenmann, der in dem neuen Rath das Verderben der Stadt zu sehen vermeinte, durch seine Gutherzigkeit verleiten, mit den auf ewige Zeiten aus der Stadt Verbannten in Unterhandlung zu treten, ohne in seinem patriotischen Eifer zu bedenken, daß er durch solches Beginnen seinen Eid verletze; er reiste nach Stade zu den Ausgewichenen, und nachdem er sich mit ihnen verabredet, wollte er zu dem Grafen Diedrich von Oldenburg reiten, um im Verein mit ihm den Versuch einer Aussöhnung zwischen dem neuen Rath und den Ausgewichenen zu machen. Aber bei der Rekumer

Mühle wurde er von einem Knochenhauer erkannt, verhaftet und sechs Uhr Morgens nach Bremen gebracht und in den Hurrelberg gesetzt (6. Juni 1430).

Die Mutter des Erzbischofs Nicolaus, in dankbarem Andenken an ihres Sohnes Befreiung aus Focke Ukens Gewalt durch Vasmer, bat vergeblich für den Gefangenen. Eben so wenig schützte diesen, daß er in der wohlmeinendsten Absicht von der Welt gefehlt. Der neue Rath glaubte es sich schuldig, den Ausgewichenen und ihren Freunden gegenüber eine feste, durchgreifende Haltung anzunehmen und das Vergehen nach der ganzen Strenge des Gesetzes zu ahnden.

Demzufolge wurde der alte Mann (am 20. Juni) gebunden vor des erzbischöflichen Vogts Halsgericht geführt und nach einigen hergebrachten Förmlichkeiten fing der Rathsdiener, als öffentlicher Ankläger, folgendermaßen seine Klage an: „Herr Vogt! Hier steht Christianus im Auftrage des Raths und der ganzen Gemeinheit und klaget Gott und unserem gnädigen Herrn von Bremen und dem Rath und Euch, Herr Vogt und andern frommen Leuten, denen Recht lieb ist, über Herrn Johann Vasmer, der dastehet gefangen und gebunden. Er hat mit dem Rath und der Gemeinheit eine Eintracht beschworen aus freiem Willen und hat dieselbe treulos und meineidig verlassen.“

Da antwortete Johann Vasmer: „Dem ist nicht so, ich bin unschuldig. Wollt Ihr den Christian fragen, Herr Vogt, ob ihn der Rath und die Gemeinheit eidlich beauftragt habe?“

Als der Ankläger die Frage bejahte, ermahnte Vasmer den Vogt bei dem gekreuzigten Christus, ihm ein gerechtes Urtheil zu sprechen, denn er fühle sich durchaus schuldlos.

Darauf lasen die beiden Blutherren, welche neben dem Vogt saßen, Martin Gliesing und Johann von Minden, Vasmers Schwiegersohn, das betreffende Stück aus dem Stadtbuche vor, wie der Rath und die ganze Gemeinheit freiwillig die Eintracht beschworen, und ihre Erklärung ging dahin, daß der Rath den Johann Vasmer sammt seinem Sohne, wo man sie antreffen möchte, über ihren Meineid zur Rechenschaft ziehen müsse.

„Die Beschuldigung ist ungegründet", sagte Vasmer: „Ich bitte um einen Mann, der mir das Urtheil finde."

Als der Rathsdiener nun erwiederte, daß der Rath die Verantwortlichkeit der Verurtheilung übernehmen wolle, bat Vasmer den Vogt nochmals um einen Mann, der ihm ein Urtheil finde, weil nach seiner vollen Ueberzeugung die Uebernahme einer solchen Verantwortlichkeit übereilt sei.

Da forderte der Rath einen Tonnenmacher, Namens Barthold auf, das Urtheil zu fällen, und Vasmer ermahnte ihn, wohl zu erwägen, daß das ihm zur Last gelegte Verbrechen erdichtet sei. Auch hoffe er nicht, daß der Rath und die Gemeinheit, dem Stadtbuch zuwider, Kläger, Zeuge und Richter in seiner Sache sein wolle, und bitte, das auf diesen Fall bezügliche Stück aus dem Buche, das doch von ihnen

allen beschworen sei, vorzulesen. Zugleich rief er dem versammelten Volke ins Gedächtniß zurück, wie es ihm ewige Dankbarkeit gelobt, als er den Bischof ohne das mindeste Lösegeld aus der Gefangenschaft befreit habe. Er verlange aber weiter nichts von ihnen, als ein unpartheiisches Urtheil.

Als der Vogt aber die beisitzenden Blutherren fragte, ob denn Barthold das Urtheil sprechen sollte, gingen sie aufs Rathhaus und kamen mit der Antwort zurück, daß es weiter keines Urtheils bedürfe, wenn der Rath die Verantwortung einmal übernommen habe.

„Ich verlange nur mein Recht“, sagte Vasmer. „Wollt Ihr Euch bei diesem Urtheil beruhigen?“ Wiederum erhoben sich die beiden Rathsherren, um sich in die Rathsversammlung zu begeben und der Beklagte schärfte ihnen von Neuem ein, seine gerechte Sache im Auge zu behalten, da er keinen Freund habe, der ihm als Fürsprecher dienen möchte. Wenn sie aber einmal seinen Tod beschlossen hätten, so würden sie selbst meineidig werden.

Während der Abwesenheit der Blutherren traten Einige aus dem Volke zu Vasmer und sagten ihm, er möge sich nur auf das Aergste gefaßt machen. Bei ihrer Rückkehr gaben die beiden Beisitzer dem Vogt das Mißfallen des Raths zu erkennen, daß er sich habe unterfangen wollen, die ganze Gemeinheit meineidig zu machen und noch ein Urtheil finden zu lassen, nachdem der Rath schon einen festen, unwan-

delbaren Ausspruch gethan und die Gicht dazu gegeben. Der Scharfrichter solle jetzt das Urtheil sprechen.

Besonders hart mußte es Vasmer'n sein, den eigenen Schwiegersohn als Blutrichter vor sich zu sehn und mit Unwillen wandte er sich an denselben mit dem Ausruf: „Du also nimmst Dir heraus, Johann von Minden, über des Papstes und Kaisers Recht abzusprechen? Ach Herr Gott, wie ungnädig ist mir der Richter!"

„Ich bin es nicht", sagte der Vogt, „der Euch Unrecht thut."

„Euch meine ich auch nicht", antwortete Vasmer, „sondern nur die ungnädigen Beisitzer."

Dem alten Vasmer war also der Tod unwiderruflich zuerkannt, und es war eine bloße Förmlichkeit, daß des Raths Versprechen den Vogt noch einmal aufforderte, einen Mann zur Findung des Urtheils zu suchen. Auch wann der Rath schon die Verantwortung wegen der Verurtheilung über sich genommen, wurde diese Aufforderung an den Vogt erlassen und jeder Umstehende wußte schon vorher, welchen Mann jetzt derselbe aufzufordern habe und was dieser für einen Ausspruch thun werde.

„Soll mir der ein Urtheil sprechen?" rief Vasmer, den Scharfrichter ins Auge fassend. „Ich hoffe, man wird das gefundene Urtheil mildern."

Aber der Rathsdiener fragte den Scharfrichter: „Nachdem der Rath die Gichtung über den Herrn Johann Vasmer gegeben, der hier gefangen und gebunden stehet, was ist sein Recht?"

Ehe die Antwort erfolgt war, rief Vasmer noch einmal voller Verzweiflung: „Herr Vogt, suchet mir einen Mann, der mir ein Urtheil finde!“

Das ging aber über die Befugniß des Vogts hinaus und er sagte den Blutherren: „Ihr mögt das Urtheil fordern.“

Da erhob der Scharfrichter seine Stimme: „Meine Herren haben mir befohlen, ich soll sagen, sie wollen ihn begnadigen und man solle ihm den Kopf abhauen.“

Der Vogt erhob sich mit den Worten in warnender Stimme: „Siehe zu, was Du thust, Recht gebiete ich Dir.“

Jetzt war Alles vorbei und Vasmer forderte jeden Notar auf bei seinem Eide, den ganzen Prozeß niederzuschreiben; die Gebühren würden ihm von seinen Erben ausgezahlt werden. Als er aber anhub, die gewöhnliche Appellationsformel zu sprechen, ward er unterbrochen und sogleich vors Thor hinausgeführt nach St. Paul bei der Fedelhören. Da wurde er enthauptet.

Die Zuschauer waren vom tiefsten Mitleid ergriffen über das schmähliche Ende des allverehrten Greises. Und wenn sie die ungewöhnlichen Nebenumstände während der Verurtheilung noch einmal überdachten, den eigenen Schwiegersohn als Blutrichter, und wie der beredte Alte bis zum letzten Augenblick auf ein gerechtes Gericht gedrungen, und daß man trotz aller dieser Protestationen mit dem ehemaligen Bürgermeister dennoch nur wie mit einem Angeklagten aus der

Gemeine verfahren und die Neuerung des Vogts, nach der Sicht des Raths noch einen Urtheilsfinder zu suchen, als eine grobe Anmaßung zurückgeworfen habe, und wie Vasmer schließlich noch den anwesenden Notaren die Aufzeichnung dieses Falles zur Kunde für eine unparteiische Nachwelt dringend anbefohlen; wenn sie Alles dies erwogen, so mußte bei Vielen der Gedanke von des Raths Partheilichkeit entstehen. Ja die Theilnahme für Vasmer ließ sie leicht das Verbrechen seines Meineides übersehen, weil sie dasselbe durch die gut gemeinte Absicht aufgewogen und entschuldigt glaubten. Und als nun endlich die Verurtheilung noch für die Hinterbliebenen von den traurigsten Folgen war, da die bisher so begüterte Familie durch Einziehung des Vermögens in Armuth und Elend gerieth und seine Frau, sein in Nienburg ansässiger Bruder, so wie seine verlobten Töchter aus Gram starben binnen Jahresfrist, da ist es kein Wunder, daß sich das allgemeine Mitleid bis zur Ueberzeugung der Schuldlosigkeit Vasmer's steigerte. Durch des Kaisers Ausspruch, den der Sohn des Hingerichteten erwirkt hatte, daß die Stadt der Familie das Vermögen zurück zu stellen und des Vaters Unschuld öffentlich anzuerkennen habe, konnte diese Meinung nur bestätigt werden.

Den Ort seiner Hinrichtung bezeichnet noch heutigen Tags „das steinerne Kreuz". Seine Leiche wurde in der St. Pauls Kirche beigesetzt.

Durch die Bemühungen des Sohnes war zugleich die Stadt in die Acht erklärt worden, nach deren

Aufhebung eine Vereinigung des alten und des neuen Raths zu Stande kam (1433). Die Vertriebenen wurden wieder zurückberufen und der alte Rath, der erst bis auf vier Bürgermeister und vier und zwanzig Rathmänner ergänzt wurde, trat wieder in seine alten Rechte.

Sibeth Papinga mit einer Flotte von 120 Schiffen auf der Weser. — Sein Ende. — Fall der Sibethsburg.

Focke Uken war es inzwischen gelungen, seinen Nebenbuhler Occo then Broek gänzlich zu schlagen und sich seiner Person zu bemächtigen. Die Freunde des Gefangenen wandten sich in der Stille an den Erzbischof und den Grafen von Oldenburg, die auch einige Mannschaft ins Land schickten, mit denen sich die Broeker vereinigten; die übrigen Gegner Focke's fürchteten indeß, daß die Fremdlinge im Trüben fischen würden und schlossen mit dem Grafen von Hoya ein Bündniß wider die Bremer und Oldenburger, die nun das Land räumen mußten.

Focke aber rüstete in Verbindung mit seinem Schwiegersohn Sibeth Papinga eine Flotte von hundert und zwanzig Schiffen aus, groß und klein, mit einer Besatzung von 4000 Mann und lief damit in die Weser ein, um sich des Stadtlandes zu bemächtigen. Landwärts zogen 180 Wagen und 400 wohlgerüstete Reiter herbei, die sich aber nicht ins Land hinein getrauten, aus Furcht, die Bremer möchten den ein-

zigen Weg verderben, der ins Land führte und ihnen den Rückzug abschneiden.

Auch zu Wasser hatten die Friesen wenig Erfolg. Unten auf der Weser lag ein großes Fahrzeug, welches nach Bergen in Norwegen bestimmt war und eine Bemannung von 38 Leuten hatte, unter denen sich 26 wehrhafte Bootsleute befanden, die lange Zeit zur See gefahren, und als ihr Fahrzeug von neun Schiffen zugleich angegriffen wurde, sich ritterlich vertheidigten, indem sie mit Hagel unter die Angreifer schossen und mit Steinen aus den Masten warfen, so daß der Feind außer den Todten 160 Verwundete zählte und also mit großem Schaden wieder von dannen fuhr (1430).

Noch immer war es nicht gelungen, die Seeräuber aus der Nordsee zu verbannen, da sie bei den friesischen Häuptlingen, besonders bei Ihmel von Emden und bei Sibeth gute Aufnahme fanden, die sich auch selbst mit Seeraub befaßten, wodurch die Bremer und Hamburger in großen Schaden geriethen. Dem Unwesen zu steuern rüsteten sich die Beleidigten, und die Hamburger bekamen vierzig Seeräuber in ihre Gewalt, die in Hamburg hingerichtet wurden.

Die Bremer zogen nach Wangerland und Rustringen und belagerten in Verbindung mit einigen friesischen Großen, welche Focke Uken und seines Bundesgenossen Sibeth Papinga's Uebermuth nicht länger zu ertragen vermochten, die Sibethsburg unter Anführung des bremischen Bürgermeisters Johann Fresen.

Sibeth war bei der nahenden Gefahr von dem Schlosse entwichen und sammelte eine große Heeresmacht zum Entsatz der Burg, die unaufhörlich vom Feinde bestürmt wurde und fast schon zur Uebergabe genöthigt war. Auf die Kunde, daß er im Anzuge sei, blieben die Bremer und Hamburger zurück, um die Belagerung fortzusetzen; die Friesen aber rückten, in Begleitung 300 städtischer Schützen, Sibeth entgegen. Am 25. Juli 1434 kam es bei Bargerbuhr zu einem hitzigen Gefechte. Der erste, welcher fiel, war Edzard's, des Anführers der Verbündeten Schwager, Lütet Maninga, und gleich darauf ward Sibeth Papinga gefährlich verwundet. Umsonst bemühte sich Udo, Focke Ukens Sohn und Sibeths Schwager seine Norder zum Vordringen zu bewegen. Er gerieth mit seinem Pferde in eine Dornhecke, verwickelte sich darin und wurde erschlagen, ob vom Feinde oder von seinen eigenen Trabanten, ist nicht ermittelt. Jetzt war der Sieg der Verbündeten entschieden.

Der verwundete Sibeth wurde nach Lütetsburg gebracht. Adda, des erschlagenen Lütet Maningas Wittwe, wollte ihres Gemahls Tod mit seinem Blute rächen, ließ sich aber durch das Zureden einiger Edlen, so wie durch Sibeths Anerbieten, sich mit einer halben Tonne Goldes zu lösen und außerdem vier silberne Achsnägel für ihren Wagen anfertigen zu lassen, besänftigen. Doch starb er bald darauf an seinen Wunden.

Die Sibethsburg mit ihrem Wall und Graben fiel den Städten in die Hände und wurde dem Erdboden gleich gemacht.

Im Jahre 1434 bestätigte der Rath dem Lande Wührden seine Gerechtsame und als 1436 zwischen der Stadt und den Edelleuten von der Borch wegen des Amtes Blumenthal ein Zwiespalt entstand und der Erzbischof Balduin zum Schiedsrichter erwählt wurde, sprach derselbe die Burg und das Amt Blumenthal der Stadt zu gegen eine Entschädigung von 1400 Goldgulden an die Herren von Borch. Diese Besitzung ist der Stadt Jahrhunderte lang verblieben.

Die Stadt Bremen hatte mit dem Erzbischof Nicolaus beständig im besten Einvernehmen gestanden, welches erst gestört wurde, als er, von seiner Schuldenlast fast erdrückt, sich erlaubte, eigenmächtig über das Stift zu verfügen. Zuerst ernannte er den Grafen Otto von Hoya zum Administrator; dieser machte sich eine Fehde des Bischofs Johann von Verden mit der Stadt Bremen und einigen Stiftsedelleuten zu Nutz, rückte unvermuthet vor Verden und verbrannte das Süderende und alle Domherrnhöfe.

Aber auch die Bremer konnten die Willkührherrschaft Otto's von Hoya, der sich auf dem Langenwedel festgesetzt hatte, nicht länger zugeben und belagerten das Schloß in Verbindung mit dem Herzog Otto von Lüneburg und dem Bischof von Verden. Otto von Hoya mußte die Burg räumen.

Nicolaus übertrug jetzt die bischöfliche Würde dem reichen Lüneburger Abt Balduin und zog sich auf sein Schloß Delmenhorst zurück, wo er auch gestorben ist.

Die erwähnte Fehde der Stadt mit Verden war noch nicht beigelegt. Die streitenden Partheien ernannten den Erzbischof Balduin, sowie den Bischof Johann von Verden zu Schiedsrichtern, deren Ausspruch zufolge die Bremer dem Verdener Kapitel zur Ausbesserung des von ihnen zerstörten Walles am Süderende hundert gute Wagen mit Pferden und Fuhrleuten schicken sollten, sowie zweihundert Männer mit Spaten, welche drei Tage lang fahren, graben und arbeiten sollten. Ferner mußten sie Alles ersetzen, was sie aus dem Süderende und der Kirche geraubt hatten und schließlich 1100 Mark Lübisch für die Unkosten erstatten. Damit war der Zwist mit der Stadt Verden beigelegt. Gegen die Helfer aber, als Alverich Clüver, Burchard Dienstorp, Hinrich von Schönebeck, Johann von Luneberg, Herman von Wersabe, Hinrich von Marschen und Hinrich Apfelkamp sollte es den Verdenern freistehen, ihr Recht weiter zu suchen(1435).

Erzbischof Gerhard III. — Seekrieg mit dem Herzog von Burgund.

Im Jahre 1439 vertrug die Stadt die Wurster dergestalt, daß die Stadt Bremen jeden Streit schlichten solle, der sich etwa in Zukunft wieder unter den Betheiligten erheben würde; ferner sollten die Wurster dem Erzbischof in allen Kriegen Heeresfolge leisten, jedoch gegen die Stadt Bremen die strengste Neutralität beobachten.

Nach Balduins Tode bestieg Gerhard III., ein Graf von Hoya, den erzbischöflichen Stuhl; (1442). Dieser Bischof war sehr friedfertig und wußte während seiner ein und zwanzig jährigen Regierung alle Befehdungen vom Stift fern zu halten. Bei seinem Regierungsantritt verband sich die Stadt mit Buxtehude und Stade, um die etwaigen Eingriffe des Erzbischofs in ihre Gerechtsame zurückzuweisen.

Eine Fehde, welche die Stadt im Jahre 1446 mit Philipp, dem Herzog von Burgund, Lothringen, Flandern, Brabant, Holland und Seeland führte, und die ihren Grund darin hatte, daß der mächtige Fürst die Klagen der, von seinen Unterthanen zur See beraubten Bremer nicht berücksichtigte, wurde mit großer Hartnäckigkeit geführt, aber noch in demselben Jahre beigelegt. Die Bremer rüsteten viele Schiffe aus, welche den Unterthanen des Herzogs großen Schaden zufügten. Gleich im Anfange erbeuteten sie dreizehn Schiffe mit Salz und einen Holk mit Leder und schottischem Tuch. Auch nahmen sie zwei mit Getraide beladene holländische Schiffe, die von Danzig kamen und vernichteten den Häringsfang, indem sie den Fischern die Netze wegnahmen. Auch der Westfriesen Feinde wurden die Bremer, wegen verschiedener Mißhandlungen, welche sich jene erlaubt hatten, bewerkstelligten eine Landung und verheerten die Umgegend auf drei Meilen Wegs, führten die Leute gefangen mit sich und richteten großen Schaden an.

Dieser Störung des Handels Einhalt zu thun,

rüsteten die Feinde eine Kracke aus, die gegen die Bremer Fahrzeuge in der Nordsee kreuzen sollte. Sobald aber der Bremer Hauptmann Hartger Rottermund davon benachrichtigt war, wurde der Beschluß gefaßt, das feindliche Schiff mit Macht anzugreifen. Da aber dasselbe außerordentlich hoch verbordet und stark vermastet war, so war der Anlauf vergebens. Vielleicht hätten sich die Bremer sogar zurückgezogen, weil es fast unmöglich schien, dem Feinde beizukommen, wenn der Letztere nicht der Angreifer, wegen ihres fruchtlosen Versuchs, gespottet und sie endlich mit seinen Neckereien soweit gebracht hätte, daß sie es als eine Ehrensache ansahen, den Uebermuth des Feindes zu dämpfen. Es wurden deshalb auf allen Schiffen die besten Leute ausgewählt und der Angriff erneuert, bei welcher Gelegenheit etwa funfzig das Leben verloren. Zuletzt bestieg Hartger Rottermund, von Mehreren gefolgt, die Kracke; sie griffen den Feind an mit Haaken, Lanzen und kurzen Schwertern, gebrauchten ihre Hände, wie es tapfern, ritterlichen Leuten ziemt und setzten sich in Besitz des Fahrzeugs, das eine kostbare Ladung barg von Malvasier, Kräutern, Oel, Wachs und dergleichen. Auch befanden sich auf demselben zwei Löwen, welche der Rath noch lange nachher in einem Käfig am Rathhause aufbewahren ließ. So war auch unter der Beute ein silberner vergoldeter Becher mit einer Spitzendecke, deren sich die Rathsleute noch länger als 150 Jahre bedienten, wenn sie auszogen.

Hernach nahmen sie noch viele andere Schiffe

weg, die mit großem Gelde losgekauft werden mußten, bis endlich der Krieg vertragen und beigelegt wurde.

Einige Friedensjahre.

Die Stadt blieb jetzt mehre Jahre in Frieden mit den Umwohnern, und es war auch ihr Hauptstreben, die Streitigkeiten unter den Nachbarn zu vermitteln. So übertrug der Kaiser dem Rath die Entscheidung in Sachen des vertriebenen oldenburgischen Rathsherrn Adolph Langwerder, und als mehre mächtige Häuptlinge in Friesland in Unfrieden mit einander geriethen, stellten die Abgeordneten der Bremer und Hamburger die Ruhe wieder her. Ferner hatte Moritz Marschall, der Probst von Rustringen, das Butjahdingerland mit dem Interdict belegt, und wiederum war es der Rath von Bremen, der die streitenden Theile mit einander versöhnte, sich dabei aber die Bestrafung einiger Butjahdinger Seeräuber vorbehielt. In Verbindung mit den Hamburgern hinderte er auch die Wiederherstellung der Sibethsburg, weil vorauszusehen war, daß diese Befestigung nur zu mannigfachen Gewaltthätigkeiten und Seeräubereien der rustringischen Häuptlinge Anlaß geben würde.

Daß man aber während dieser Jahre dennoch die nöthigen Vorsichtsmaßregeln für kriegerische Zeiten nicht versäumte, davon zeugt unter Andern die Thatsache, daß die Stadt 3 große Büchsen gießen ließ, aus welchem man damals mit großen Steinen zu

schießen pflegte. Die Umständlichkeit, mit welcher man bei dem Guß verfuhr, sowie die Belohnung des Meisters beweisen, wie höchst wichtig man die Sache hielt, besonders auch wie man keine Vorrechte zu köstlich achtete, um dadurch dem Gemeinwesen einen tüchtigen Büchsenmeister zu gewinnen.

Kämpfe mit dem Grafen Gerhard von Oldenburg. — Die Bremer Döpe. — Oldenburg belagert, Delmenhorst geräth in die Gewalt des Erzbischofs.

Sehr lange währte denn auch nicht die Ruhe, da der Graf Gerhard von Oldenburg die Sicherheit der Landstraßen gefährdete, auch die Zollfreiheit bremischer Bürger, so wie die Fischergerechtsame derselben antastete (1456). Doch gelang es Moritz, dem Bruder des Grafen, der sich selbst nach Bremen aufs Rathhaus verfügte, einen Waffenstillstand zu erlangen, bis der älteste von den Brüdern, Christian, der inzwischen König von Dänemark und Herzog von Holstein geworden war, die Angelegenheit ausgleichen würde.

Aber die Grafen geriethen wegen der Erbschaftsvertheilung selbst in Streit mit einander, da der herrschsüchtige und gewaltthätige, aber ritterliche Gerhard, dem auch der König Christian beistimmte, von seinem Bruder Moritz verlangte, er solle im geistlichen Stande verharren, sich nicht vermählen und auf seinen Antheil an der Regierung verzichten. Als Moritz sich

dessen aber weigerte und mit Hülfe des Grafen von Hoya sich seines väterlichen Erbes bemächtigen wollte, wurde es ihm leicht, auch die Mitwirkung der Bremer zu erlangen, denen er noch kurz vorher ihre Gerechtsame, die sie seit uralter Zeit in der Herrschaft besessen, bestätigt hatte, während Gerhard sich durch seine fortgesetzten Gewaltthätigkeiten ihren Haß zugezogen (1462).

Auch die Friesen hatten sich über die Raubzüge Gerhards zu beklagen, und während beim Ausbruch des Krieges der König Christian Gerhards Parthei ergriff, trat Sibeth von Esens dem Bunde gegen ihn bei und rüsteten in Verbindung mit Bremen eine Flotte aus, welche Christians Unterthanen, den Dänen, Schweden und Holsteinern bedeutenden Schaden zufügte.

Der Landkrieg wurde mit derselben Ausdauer geführt. Delmenhorst, das zu der Zeit sehr fest war und dessen Vertheidigung von Gerhard selbst geleitet wurde, war nahe daran, nach einer neunwöchentlichen Belagerung durch Hunger zur Uebergabe gezwungen zu werden, als, von König Christian dazu aufgefordert, der Herzog Wilhelm von Braunschweig, im Verein mit dem Bischof von Münster, zum Entsatz heranrückte.

Sobald dies im Lager der Bundesgenossen bekannt wurde, rückten sie, im Vertrauen auf ihre Uebermacht, auf der Vorstelheide dem Herzog entgegen, der vor dem Beginn des Kampfes Einige der Seinen zu Rittern schlug, um den Muth der Uebrigen zu erhöhen. Darauf zog er sich als ein alter erprobter Kriegsfürst bis an das Bächlein Sydenforde zurück, wobei er sich

so gewandt zu schwenken wußte, daß er dem Feinde Sonne und Wind abgewann. Jetzt entspann sich ein heftiger Kampf, während dessen der Herzog selbst mit dem Pferde stürzte und in Lebensgefahr gerieth. Schon kniete der Gegner über dem Fürsten mit gezücktem Schwerte, als es den Dienern des Letzteren gelang, ihn der Gefahr zu entreißen; dennoch blieb der Zaum und das Geschirr seines Rosses in den Händen der Nachsetzenden, die es nachher in Bremen in der Martinikirche aufhingen, dem Pferde des Heiligen zum Gedächtniß.

Trotz dieses vielversprechenden Beginnes der Schlacht wurden aber die Bundesgenossen in die Flucht getrieben, als Gerhard mit seinen Ammerleuten sich auf dem Schlachtfelde einfand und, hochgewachsen und stark, wie er war mit einem schweren Streithammer Alles vor sich niederschlug oder in die Flucht trieb. Achthundert Leichen bedeckten die Wahlstatt und die Grafen Otto und Friedrich von Hoya geriethen selbst in feindliche Gefangenschaft.

Dieser unglückliche Ausgang der Schlacht vermochte Moritz zum Frieden, in welchem er sich mit Delmenhorst begnügte und seinem Bruder die einträglichern Landschaften der Herrschaft überließ. Im folgenden Jahre kam auch zwischen der Stadt Bremen und dem Grafen Gerhard eine Ausgleichung zu Stande, bei welcher Moritz, die Geistlichkeit, der Adel und die Stadt Oldenburg die Bürgschaft übernahmen (1463).

Als der Erzbischof Gerhard III. in demselben Jahre starb, wurde Heinrich II., ein Graf von Schwarzburg und mächtiger Kriegsmann, Erzbischof. Wie er durch Braunschweig ritt, veranstaltete Herzog Wilhelm ihm zu Ehren vor der Stadt ein prächtiges Turnier, und bei seinem Einzuge in Bremen begleiteten ihn nicht weniger als funfzehn Fürsten und 1300 Ritter und Edle, ja bei seinem Eintritte im Münster, wo man ihn ebenfalls zum Bischof gewählt hatte (1465) befanden sich über 2000 Fürsten und Ritter.

Um beide Stifte verwalten zu dürfen, nannte er sich Bischof von Münster, wo er auch seine Hofhaltung hatte, und Verweser des Erzstifts Bremen, welches Letztere sehr unter der beständigen Abwesenheit des Fürsten litt, während solche der Stadt zur Erweiterung ihrer Gerechtsame günstig war.

Groß war indeß die Unsicherheit der Heerstraßen im Stift und selbst die Burgleute auf dem Langenwedel plünderten ohne Scheu die vorüberziehenden Kaufleute.

Die Hansa, um den vielfältigen Plagen ein Ende zu machen, beauftragte also die Städte Bremen und Lüneburg, dem Unwesen zu steuern. Nachdem dieselben mit vieler Mühe sich des Raubnestes bemächtigt, kamen sie dahin überein, weil die Einlösung dem verschuldeten Stift nicht möglich, das Schloß aber für Lüneburg zu abgelegen sei, solle Bremen es übernehmen, den Lüneburgern aber zum Ersatz der Kosten 2000 Goldgulden verzinsen.

Der Graf Gerhard, mit welchem die Stadt augenblicklich in Frieden lebte, erbot sich, die ganze

Summe ohne Zinsvergütung vorzuschießen; dafür sollten sie ihm bei seinen Unternehmungen nicht in den Weg treten. Würden sie ihm aber auf die eine oder die andere Weise hinderlich sein, so sei von demselben Augenblick an der Vorschuß als gekündigt zu betrachten und in baarem Gelde oder Waaren wieder zu erstatten.

Dieser Vorschlag war zu großmüthig, als daß man nicht hätte vermuthen sollen, der Graf wolle dadurch den Rath kirren und die Nachsicht desselben bei seinen Streifzügen erkaufen. Dennoch wurde derselbe, trotz der Widersprüche Einzelner, angenommen. Es ist aber nicht klar, warum es für gut befunden wurde, die ganze Verhandlung vor der Menge geheim zu halten.

Allein Gerhard hatte sich verrechnet und die Bremer vergalten ihm jede Unbill. Sie fielen ins Oldenbrock, verbrannten Varel und streiften bis vor das Kloster Blankenburg, wo sie eine Menge Vieh wegtrieben. Später drangen sie bis Oldenburg vor und erschlugen auf dem Rückwege viele Stedinger.

Aber nach einem glücklichen Zuge im Nienbrok wurden sie von Heinrich Clüver, des Grafen Amtmann im Stedingerlande, Helmrich von Fikensholt und Claus von Dunen, welche die Ammerleute herangeführt hatten, überfallen, ihrer viele erschlagen und sechs und zwanzig gefangen genommen. Auch büßten sie sieben Schiffe mit allerlei Kriegsgeräth und Lebensmitteln ein.

Eine gleiche Niederlage erlitten die Bremer gleich darauf durch einen Ueberfall der Moorriemer und Ammerleute, bei welcher Gelegenheit drei und vierzig Mann in Gefangenschaft geriethen. Solche Verluste mußten wieder ausgeglichen werden und die Städter machten sich deshalb mit Schiffen und Rüstung auf und kamen in großer Anzahl bis Neuenhuntorp, setzten über die Hunte, verbrannten Omstede und Donnerschwede, und um die Gräuel der Verwüstung zu vollenden, zerstörten sie die Schleusen und Siele im Stedingerlande, so daß die ganze Gegend überschwemmt wurde.

Aber während die Bremer noch mit der Plünderung beschäftigt waren, machten sich die Bürger Oldenburgs auf, und überfielen in Verbindung mit den Ammerleuten die Bremer so unerwartet, daß dieselben ihr Heil in der schnellsten Flucht suchten, und Mancher entledigte sich seines Harnisches, um schneller überweg zu kommen. Dennoch wurden ihrer dreihundert vier und achtzig ergriffen, und außer den Erschlagenen fanden noch einige Hundert ihren Tod in den Wellen der Hunte.

Den folgenden Tag fielen den Oldenburgern noch zwei Schiffe in die Hände, die mit Vorräthen für die bremischen Kriegsleute beladen waren. Auch befand sich ein großes Geschütz an Bord.

Die Unfälle häuften sich dermaßen, daß die Bürgerschaft von Bremen auf den Verdacht gerieth, es müßten Verräther in der Stadt sein, welche den Feind

von allen Unternehmungen vorher in Kenntniß setzte; denn bei jedem Ueberfall fand man ihn wohlgerüstet.

Inzwischen hatte Graf Gerhard in seinem Unmuth das Geld gekündigt, und der geheimnißvolle Handel mußte nun, Behuf eines Schosses, den Bürgern kund gethan werden. Da fiel es diesen, ihrer Meinung nach wie Schuppen von den Augen, und sie wähnten, daß diejenigen Rathmänner, welche für die Anleihe gestimmt hätten, verrätherisch gehandelt haben müßten und das Mißlingen ihrer Unternehmungen veranlaßt hätten. Das erheischte eine nähere Untersuchung, und der größte Theil des Raths sammt den vier Bürgermeistern wurde in den Thurm geworfen. Der Erzbischof vermittelte die Sache dergestalt, daß ihm das Schloß Langenwedel, die nächste Veranlassung der ganzen Streitfrage, von der Bürgerschaft frei und ohne Schulden wieder eingegeben, die Anleihe aber von den Bürgermeistern Hermann Gröpeling, Jacob Olde und Carsten Steding aus ihrem Privatvermögen zurückgezahlt wurde (1464).

Graf Gerhard war indessen nach Holstein gewesen, um sich mit seinem Bruder, dem König Christian, über seine Erbansprüche an Schleswig und Holstein zu verständigen. Nach seiner Rückkehr begannen die Feindseligkeiten von Neuem, und er beeinträchtigte besonders die Schifffahrt der Bremer auf der Weser von den befestigten Kirchen zu Elsfleth und Hammelwarden aus.

Da vereinigten sich die Bremer mit dem Erzbischof, welcher die Ansprüche des Stifts auf Delmenhorst

geltend machen wollte, fielen mit großer Macht in die Grafschaft und ängstigten Gerhard dermaßen, daß er um Frieden bat.

Es fand also zwischen Haßbergen und Delmenhorst eine Zusammenkunft der beiderseitigen Abgeordneten Statt, wo Johann, Bischof von Verden, und der Herzog Otto von Lüneburg zu Schiedsrichtern erwählt wurden. Mit großer Genauigkeit wurde festgesetzt, wenn die genannten Herren in vierzehn Tagen die Sachen nicht würden geschlichtet haben, so sollten sie auf der Partheien Kosten bei den Schöppen zu Magdeburg sich Rechtes belehren lassen. Die Kirchen zu Elsfleth und Haßbergen sollten einstweilen von den Bremern besetzt bleiben, die beiderseitigen Gefangenen aber unter billigen Bedingungen ausgewechselt werden. Um endlich der Sache größeren Nachdruck und Ernst zu verleihen, wurde festgesetzt, daß jede Parthei sechs Bürgen stellen müsse, die für die Erfüllung der Beschlüsse haften sollten.

Als aber endlich die Unterhandlungen selbst ihren Anfang nehmen sollten, fand es sich, daß die Räthe des Grafen Gerhard ausgeblieben seien. Er war bloß, um der augenblicklichen Verlegenheit zu entgehen, auf den Vertrag eingegangen. Denn es ist ein arglistiger Herr gewesen.

Vielmehr suchte er seinen Feinden wieder allen möglichen Schaden zuzufügen und erbeutete mit Hülfe der Oldenburger und Stedinger in der Nähe der Stadt eine große Heerde Vieh; auch bemächtigte er sich eines Fahrzeugs mit kostbarer Ladung.

Ein neuer Versuch des Erzbischofs, die Stadt mit dem Grafen auszusöhnen, mißlang ebenfalls; denn Graf Gerhard machte den Bremern den Vorwurf, daß sie ihn von Land und Leuten wegjagen wollten; zudem verlangte er die Erstattung bedeutender Kriegskosten, so daß diese Tagefahrt ohne Früchte blieb.

Die gegenseitigen Ueberfälle und Plünderungen wiederholten sich von Zeit zu Zeit. Unter andern unternahm der Amtmann Heinrich Clüver vom Hause Delmenhorst aus, welches Gerhard als Vormund der Söhne seines verstorbenen Bruders Moritz besetzt hielt, einen Zug gegen die Stadt und erbeutete in der Nähe derselben viel Vieh und bei einem wiederholten Unternehmen trieb er aus dem Stadtgebiete an drittehalb hundert Ochsen und anderthalb hundert Pferde mit sich hinweg. Auch die Stedinger regten sich und nahmen auf der Weser ein Paar reich beladene Schiffe weg. Gerhard selbst hatte sich zur Zeit wieder nach Holstein aufgemacht, auf dessen Mitbesitz er noch Ansprüche zu haben glaubte und wo er großen Anhang bei den Bauern fand, obgleich ihm der Adel sehr entgegen war, der auch den König bewog, sich schleunig einzustellen, damit der Bruder nicht zu großen Einfluß gewönne. Auf diese Nachricht zog Gerhard in Eile wieder nach Oldenburg, landete aber, auf die Einladung der Friesen und Bauern (1470) in Husum mit starker Mannschaft und versuchte sich im Lande festzusetzen. Der König kam ihm aber zuvor, ließ die vornehmsten der aufrührerischen Bauern enthaupten und zwang seinen Bruder zum Abzuge,

welcher wegen der getäuschten Hoffnung an der Weser eine Schanze errichtete, mit Kriegsvolk besetzte und von dort aus die schwedischen, dänischen, holsteinischen, lübischen und hamburger Schiffe beschädigte.

Dann schlug er den Hamburgern und Lübeckern vor, mit ihm in Bremen zu unterhandeln und als die Abgeordneten sich wirklich einstellten, beschied er sie nach dem Barrelgraben, außerhalb der Bremer Landwehr, weil er den Bremern nicht traute und nicht wisse, ob er es auch wohl wagen dürfe, sich in die Stadt zu begeben. Aus dieser Ausrede ersah man deutlich, daß er nur im Sinn habe, sich ihrer zu bemächtigen, um dafür Rache zu nehmen, daß Hamburg und Lübeck dem Könige Christian mit Rath und That bei seiner Vertreibung aus Holstein an die Hand gegangen. Sie lehnten daher sein Ansinnen ab und begaben sich wieder zu Hause.

Es ging auch aus seiner übrigen Handlungsweise deutlich hervor, daß er den genannten Städten nicht hold sei. Ein Kaufmann verlangte für sich und seine Gefährten, welche mit einem großen Tuchtransport von Antwerpen kamen, von dem Grafen sicheres Geleit durch die oldenburgischen Besitzungen und durch Delmenhorst. Das Geleit wurde ihm für funfzig Goldgulden. So wie aber die Tuchballen anlangten, ließ Gerhard sie aufs Schloß bringen, um seine Dienerschaft damit neu zu kleiden, und als die Beraubten ihn an seine Worte erinnerten und den schriftlichen Geleitsbrief vorzeigten, erwiederte er lächelnd: „Wenn

ich euch den Brief nicht gegeben, wäret ihr mir nicht gekommen, gehet und kommet bald so wieder."

Die Beraubungen nahmen mehr und mehr überhand und Bremen, Hamburg, Lübeck, Lüneburg und der Erzbischof traten zusammen, um diesem Unwesen zu steuern; zugleich wurde ausgemacht, daß der Stadt Bremen im Fall eines glücklichen Erfolgs das Land Würden und Hammelwarden zu Theil werden sollte und daß man sich nicht eher trennen wolle, als bis der Graf den Kaufleuten volle Entschädigung geleistet. Mit Hülfe der Friesen brachen sie in sein Land ein und eroberten das Blockhaus Altona, welches Gerhard am Ausfluß der Hunte erbaut hatte. Die vorgefundene vierzig Mann starke Besatzung wurde enthauptet.

Nachdem darauf auch Harpstädt in ihre Gewalt gerathen war, belagerten sie Oldenburg selbst vierzehn Tage lang.

Jetzt schlugen sich die Bischöfe von Osnabrück und Verden und die Grafen von Tecklenburg und Hoya ins Mittel, um Gerhard dem gänzlichen Untergange zu entreißen, und gelobten für ihn, daß er sich auf Aegidi Tag in Wildeshausen zur Unterhandlung stellen solle. Erzbischof Heinrich ließ sich auch bereden und die Verbündeten erschienen zur bestimmten Frist in Wildeshausen, nicht aber der Graf Gerhard, der nicht gesonnen war, den Schaden zu ersetzen. Selbst als der Tag weiter hinausgerückt ward, hielt er es für ganz überflüssig zu erscheinen. Den Vertrag, der endlich zu Stande kam, hielt Gerhard nur so lange, als er einen andern großartigen Plan verfolgte.

Er hatte seine Augen nach Westen gerichtet, wo die kölnische Stadt Neuß von Carl dem Kühnen von Burgund belagert war. Da er wußte, daß es dieses mächtigen Fürsten Lieblingswunsch war, sich auch des gesammten Friesenlandes zu bemächtigen, so begab er sich zu demselben ins Lager vor Neuß, um ihm zu der Unterwerfung seiner langjährigen Gegner seine Unterstützung anzubieten. Der Graf war dem Herzoge mit seinem Vorschlage sehr willkommen, und es kam ein Vertrag zwischen ihnen zu Stande, demzufolge sich der Graf verpflichtete, dem Herzoge, im Fall er zu Wasser oder zu Lande in Ostfriesland eindringen würde, 600 Reiter und 1000 Mann zu Fuße zuzuführen und nach Eroberung des Landes ihm noch 2000 Mann Hülfstruppen übers Meer mitzusenden, um auch Westfriesland zu unterwerfen und so die Unterjochung des gesammten Landes zu vollenden. Der Herzog dagegen sollte gehalten sein, ihn zur Belohnung mit Mormerland, Aurich und Jever zu belehnen und ihm ferner mit einem Jahrgehalt von 2000 Goldgulden als Statthalter über ganz Friesland zu bestellen. Dies für die friesische Freiheit so drohende Bündniß aber war von keinen weiteren Folgen, als Carl die Belagerung von Neuß aufzugeben gezwungen war und wenige Jahre nachher in der Schlacht bei Nancy seine Heldenlaufbahn endigte.

Bei dem Entsatz der Stadt Neuß hatte der Kaiser Friedrich III. dem bremischen Erzbischof Heinrich den Oberbefehl über die Heerschaaren aus Sachsen und Thüringen übertragen und ihm in Anerkennung seines

Feldherrntalents eine goldene Fahne mit dem schwarzen Adler übersandt. Demzufolge stellte sich auch der Erzbischof an der Spitze von 16,000 Mann im kaiserlichen Lager ein; bei dieser Gelegenheit wird namentlich die treffliche Ausrüstung der Lübecker und Bremer hervorgehoben. Die Letzteren erschienen unter Anführung des Rathmanns Reinier von Barsen (1474).

Im folgenden Jahre zogen die Bremer aus, um zwei von Gerhard an der Hunte neuerrichtete Burgen, von welchen aus der Verkehr der Stadt bedroht war, zu erobern und zu zerstören.

Zu gleicher Zeit wurde unter Anführung des Bürgermeisters Ballehr und des Hauptmanns Arp Bicker ein Einfall ins Ammerland, das ursprüngliche Gebiet der oldenburgischen Grafen, mit Hülfe der Münsterländer und einiger Mannschaft aus dem Amt Bederkesa ins Werk gerichtet, und die Wohnungen und Vorräthe der Eingesessenen bis vor Oldenburg den Flammen geopfert. Als die Münsterländer auf dem Rückwege sich von dem Zuge trennten und den Weg nach Schlepe auf dem Ammerlande über das Moor einschlugen, drang der Bürgermeister Ballehr, so wie der kriegserfahrene Erzbischof darauf, mit der gewaltigen Beute, deren Fortschaffung aus dem Feindeslande sehr gefährlich und beschwerlich war, die gewöhnliche Heerstraße über Wardenburg und die Delmenhorster Haide zu verfolgen. Dort in der offenen Gegend würde man dem Feinde, wenn es ihm einfallen sollte, sie anzugreifen, mit leichter Mühe widerstehen können. Allein Arp Bicker's Rath, den kürzeren,

obschon ungleich gefährlicheren Weg übers Moor durch den Moorriem und das Stedingerland zu nehmen, drang endlich durch. Ihm sei das Heer anbefohlen, rief er mit Zuversicht und nicht dem Bürgermeister, er wolle seinen Kopf zum Pfande setzen, daß er sie alle wohlbehalten nach der Stadt führen würde.

Aber die Oldenburger erhielten Kunde von diesem unüberlegten Beginnen und es wurden eilig Boten ausgesandt, die den Bewohnern des Mooriems den Befehl überbrachten, allenthalben die Wege aufzugraben. Endlich waren die Bremer weit genug vorgedrungen, um das Gefahrvolle ihrer Lage gehörig würdigen zu können. Bei Moorhausen und Gelne erreichte sie Gerhard, der ihnen an der Spitze von kaum 40 Reitern und einem Haufen, der Wege kundigen Landbewohner nachgerückt war und jetzt kampfbegierig auf sie einhieb. Jeder Widerstand war vergebens; die Verfolger drangen unaufgehalten vor; der Weg war schmal, von den vielen Wagen gesperrt, und zu beiden Seiten Sumpf und ungangbarer Morast, in welchem eine Menge Menschen ihren Tod fanden, entweder von den Flüchtlingen hineingestoßen oder freiwillig sich hinunterstürzend, um dem Schwerte der Verfolger zu entgehen.

Dies war die größte Niederlage, welche die Bremer bis dahin erlitten und zwar, wie schon gesagt ist, durch den Vorwitz ihres Feldhauptmanns. Bei dem Holze, das Paradies genannt, geschah der erste Angriff und der Graf hatte es gern, wenn man ihn

später mit Anspielung auf den erfochtenen Sieg, Herr von Paradies nannte. Der Kampfplatz selbst aber führt noch heutiges Tages den Namen „Bremer Döpe."

Die Menge der Gefallenen und in Gefangenschaft gerathenen Bremer betrug zwischen 900—1000 Mann, während die oldenburgischen Berichte die Gesammtzahl gar auf 1300 bestimmen. Die Gefangenen wurden vorläufig auf die Burg nach Delmenhorst geführt. Außerdem geriethen fünf Fahnen in Feindes Hand, so wie 15 Stück grobes Geschütz und 700 Wagen, welche mit der Kriegsbeute beladen waren. Im folgenden Jahre wurde durch die Bischöfe von Verden und Osnabrück und durch die Abgeordneten der Städte Lübeck und Hamburg die Lösung dieser Menge von Gefangenen gegen Entrichtung von 10,000 Goldgulden zu Osnabrück vermittelt. Dabei wurde der Abbruch Altona's, Sandburg's und der übrigen an der Weser errichteten Vesten beschlossen (1476), und Gerhard mußte geloben, daß seinerseits die Heerstraßen nicht ferner beunruhigt werden sollten.

Indessen waren einige von Adel, Heincke von Mandelsloh und Einer von Hasselkamp, die auf Gerhard's Seite gestanden und denen das Lösegeld, von dem ihnen natürlich ein Theil anheim fallen mußte, zu gering däuchte. Diese suchten sich auf eigene Hand zu entschädigen und raubten im Lande umher.

Diesen fortwährenden Räubereien endlich einmal Schranken zu setzen, vereinigte sich Bremen, Hamburg und Buxtehude mit dem Erzbischofe, und rückten mit einem großen Heer in die Herrschaft Delmenhorst,

dessen Belagerung der Bruder des Bischofs, Graf Günther von Schwarzburg leitete, während der Erzbischof mit einem besondern Heerhaufen vor Oldenburg rückte. Dieser großen Macht sah sich Gerhard auf die Dauer nicht gewachsen und er erklärte sich jetzt geneigt, zu Gunsten seiner Söhne, der Regierung zu entsagen und in ein Kloster zu gehen, Buße zu thun für Alles, was er etwa möchte verbrochen haben.

Dieser Vorschlag wurde vom Erzbischof angenommen, und die Belagerung von Oldenburg aufgehoben.

Durch solche Nachgiebigkeit wurde diese Stadt zwar dem gräflichen Hause erhalten, die Belagerung Delmenhorsts aber um so nachdrücklicher fortgesetzt, da der Erzbischof behauptete, daß diese Grafschaft seit seines Vorgängers Nicolaus Zeiten von Rechtswegen zum Stifte Bremen gehöre und nur durch die Nachlässigkeit einiger von seinen Vorwesern wieder an Oldenburg gerathen sei.

Vier Wochen schon lag das Heer vor der Veste, ohne daß man noch den geringsten Erfolg sah. Da beschloß Graf Günther einen allgemeinen Sturm, wurde aber bei dieser Gelegenheit schwer verwundet und verschied am dritten Tage. Dreimal gelang es Johann, Graf Gerhard's Sohn, in der Nacht die Veste mit Lebensmitteln zu versehen; auch überfiel er einige Mal das Lager, mußte aber der großen Uebermacht des Erzbischofs weichen. Doch hielt sich das Schloß noch längere Zeit und ergab sich erst in der dreizehnten Woche. Der Besatzung wurde freier Abzug bewilligt.

Der Erzbischof hielt seinen Einzug am Tage Fabian und Sebastian. Die Töchter des verstorbenen Grafen Moritz sträubten sich, das Schloß und ihr väterliches Erbe zu verlassen, und weinten und jammerten, waren aber nicht im Stande, das Herz des im Schlachtgetümmel ergrauten Priesterfürsten zu rühren. Er erlaubte ihnen, ihre Kleinodien, Kleider und fahrende Habe mit sich zu nehmen und als sie sich hartnäckig weigerten, von dannen zu ziehen, ließ er sie durch seinen Diener mit Gewalt von der Burg bringen.

Während der Dauer dieses Krieges wurde auch Harpstedt eingenommen und die Westerburg zerstört.

Nach der Eroberung wurde Delmenhorst aber nicht mit dem Stifte Bremen vereinigt, obgleich der Erzbischof von dieser Seite her seine Ansprüche geltend gemacht hatte, sondern mit dem Stifte Münster, dem er ja ebenfalls vorstand (1482). Denn die Münsterländer hatten ihm zu den Kriegsrüstungen bedeutende Vorschüsse geleistet.

Nach einer andern Erzählung sollen 2 Drosten oder Befehlshaber auf das Schloß gesetzt sein, ein münsterscher zur Wahrung der Gläubigerrechte und ein Bremer, und diese Einrichtung bis zum Jahre 1498 gedauert haben, wo Heinrich II., der sich Bischof von Münster und Verwalter des Stifts Bremen nennen ließ, starb und der Münsterländer sich durch eine List in den Alleinbesitz der Burg setzte. Das Kapitel von Münster hatte ihm nämlich den Tod des Bischofs in aller Stille gemeldet, worauf er, um den Bremer desto gewisser zu täuschen, aus Freude über

die angebliche Genesung desselben ein fröhliches Gelage anzurichten und eine Tonne Hamburger Bier zum Besten zu geben versprach. Der Andere freute sich ebenfalls über die glückliche Nachricht, wollte es sich nicht nehmen lassen, eine zweite Tonne dabei zu legen und ging wirklich in die Falle. Als sie nach dem Flecken hin unterwegs waren, hatte der Münsterländer angeblich Etwas vergessen und mußte aufs Schloß zurück. Arglos setzte sein Amtsgenoß die Wanderung fort, und der Zurückgekehrte konnte nun ungestört die Zugbrücke aufziehen und sich des Schlosses bemeistern. Den erstaunten Bremer wies er mit bitterm Hohn ab, und Delmenhorst gehörte von da an ein halbes Jahrhundert zum Stifte Münster, bis endlich Graf Anton von Oldenburg die Fremdlinge wieder aus dem väterlichen Erbe vertrieb.

Zufälliger Weise existirt noch ein Lied aus jener Zeit zum Lobe des Erzbischofs, und worin ihm der Verfasser allen möglichen Beistand wünscht. Es macht auf hohe dichterische Schönheit keinen Anspruch; dennoch mögen hier einige Verse desselben folgen:

De Koopmann reisede mit Sorgen,
De Huesmann de led Noth.
Dat schoele gy stede merken
Un dissen Forsten sterken,
Des hebbe gy Ehre groot.

Kaiser Carl, du edele Strietforste,
Du leve Sancte Willhad!
Weset deses Forsten Gesellen,
Helpet ehme synen Ritt bestellen,
Verlehnet ehme wiesen Rath.

Schicket ehme an syne Spitze
Roland den koenen Mann,
Wente he verschlog den Reesen;
Vor ehm kund Nemand genesen
Mit dem Schwerde dat he gewann.

Mit dem Fall dieser Veste waren endlich diese langjährigen, fast ununterbrochenen Fehden beendigt; Graf Gerhard zog außer Landes zum Könige Jacob von Schottland, dessen Gemahlin seines Bruders, des Königs von Dänemark Tochter war. Aber sein unruhiger Geist führte ihn wieder nach Deutschland zurück, wo er dem Herzoge Heinrich in der Belagerung von Braunschweig seinen Arm lieh. Endlich mochte der hochbetagte Held des Waffenhandwerks überdrüssig sein und sich nach Ruhe sehnen. Wahrscheinlich fühlte er es, daß sein Ende nahe sei und kehrte nach Oldenburg zurück, wo die Gruft seiner Väter war. Da aber vernahm er, wie der Erzbischof die Söhne nur unter der Bedingung im Besitz der Grafschaft gelassen, daß sie ihrem Vater den Aufenthalt bei sich verweigerten. Da segnete der alte Mann seine Söhne und machte sich auf zur Pilgerfahrt nach St. Jacob von Compostella. Aber er erreichte sein Ziel nicht mehr, sondern der ritterliche Kämpe endigte sein vielbewegtes Leben zu St. Esprit in Frankreich (1500).

Die Burg Elme, im Amt Bederkesa, wird erobert.

Nach dem Tode des letzen Junkers aus dem Geschlecht von Elme fielen die Besitzungen desselben, welche in der Hälfte des Gutes bestanden, an die Stadt zurück, von der er sie zu Lehen getragen. Da das Haus Bederkesa der Zeit nur geringe Einkünfte hatte, so wurde jene demselben zugewiesen. Dies verdroß Cord von der Lieth, welchem die andere Hälfte zuständig war und deshalb übergab er die Burg dem Herzog von Lauenburg, wogegen ihm dieser ein großes Dorf jenseit der Elbe abtrat. Die Bremer aber wollten ihren Antheil, den ihnen jetzt der Herzog streitig machte, nicht aufgeben und geriethen deshalb mit ihm in Feindschaft und es kam verschiedene Mal zwischen ihnen zum Treffen auf der Elmer Haide, weshalb auch die Einwohner von Lehe drei Jahre lang Landsknechte in Sold hatten.

Endlich, nach siebenjähriger Feindschaft wurde beschlossen, die Burg zu belagern. Die Wurster nahmen Theil an dieser Unterwerfung und standen in einem besondern Lager. Obgleich die Burg sehr fest und mit zwei Gräben versehen, auch durch ihre Lage im Moor sehr geschützt war, mußte dieselbe aufgegeben werden, nachdem sie dreizehn Tage lang mit den großen Steinbüchsen Schnellicke und Basiliske aufs Heftigste beschossen war. Sie wurde von Grund aus zerstört.

Der Rath aber, in Erwägung, daß des letzten Herrn von Elme Gemahlin aus dem Geschlechte

derer von der Lieth gewesen, belohnte mit dieser Hälfte wiederum einen Junker dieses Geschlechts.

Edo Wimken. — Hero Omken. — Oldenburgische Bestrebungen zur Erwerbung des Stadt- und Butjahdingerlandes. — Bremen und Hamburg mit dem Erzbischof im Bunde gegen den Herzog von Lauenburg. — des Herzogs Niederlage im Lande Wursten.

Die folgenden Jahre gingen ohne erhebliche kriegerische Unternehmungen vorüber; vielmehr übte die Stadt bei manchen Streitigkeiten der umwohnenden Fürsten und Volksstämme das friedliche Amt einer Vermittlerin.

Unter andern weigerten sich einige mächtige, friesische Häuptlinge nämlich noch immer, die Oberherrschaft der Nachkommen des Ritters Occo, welche (1454) in den Reichsgrafenstand erhoben waren, anzuerkennen, besonders Hero Omken, Häuptling von Harlingerland und Edo Wimken, Herr von Wangerland, Ostringen und Rustringen, die mit dem oldenburgischen Hause verschwägert waren. Als sie die benachbarten Edlen vergeblich aufgefordert hatten, sich mit ihnen zu vereinigen, verbündeten sie sich mit dem Bischof von Münster und dem Grafen von Oldenburg. Graf Edzard von Ostfriesland belagerte Jever. Die Raubzüge des Bischofs riefen ihn zwar auf kurze Zeit nach seinen bedrängten Besitzungen. Nachdem er aber die Mordbrenner vertrieben und

das Harlingerland verwüstet hatte, bezog er wieder sein Lager vor Jever. Edo Wimken verzweifelte jetzt an seiner Rettung durch des Bischofs Macht und nahm seine Zuflucht zu der Stadt Bremen, die schon während der ersten Belagerung sich als Vermittlerin angeboten hatte und welcher es nun auch gelang, vorläufig einen halbjährigen Waffenstillstand zu erwirken. Bald hernach kam auch der Friede mit Edo Wimken sowohl, als mit Hero Omken zu Stande, wobei sie den Grafen von Ostfriesland als ihren rechtmäßigen Lehnsherrn anerkennen mußten (1495).

Wir sehen die Hansestädte überhaupt gern eine solche versöhnende Rolle übernehmen, da die Räubereien, welche bei der damaligen Art Krieg zu führen unausbleiblich waren, die Handelsstraßen zu Lande und zu Wasser im höchsten Grade unsicher machten, und zugleich, um dergleichen Unbilden zu verhindern, die kräftigsten Mittel ergreifen. Wie sie denn auch auf einer Tagefahrt, welche im Sommer 1493 in Bremen gehalten wurde, sich feierlich zu gegenseitiger Hülfe mit Gut und Blut im Fall der Noth verpflichteten.

Der Domprobst Johann Rohde, ein Edelmann aus dem Stifte Bremen, wurde nach dem Absterben Johanns II. von den übrigen Kapitelherrn einstimmig mit der Wahl des neuen Erzbischofs beauftragt und dieser fromme, gelehrte und demüthige Mann ernannte Niemand anders, als sich selbst, zum höchsten Verdruß der vielen fürstlichen Bewerber. Er wußte, daß der Graf Edzard von Ostfriesland, welchem dem

kaiserlichen Lehnbriefe zufolge alle friesischen Landschaften von der Ems bis an die Weser unterworfen waren, durch schwere Kriege fern gehalten wurde und wollte diesen Umstand benutzen, die Rustringer seiner Herrschaft zu unterwerfen (1498). Von jeher hatten sich die Friesen gegen alle ausländische Herrschaft gesträubt, und auch jetzt weigerten sich die Rustringer, die Fremdherrschaft anzuerkennen, eingedenk ihrer Abstammung und ihrer alten Verpflichtungen gegen das ostfriesische Grafenhaus.

Aber trotz dieser Gesinnung verloren sie im folgenden Jahre (1498) ihre Freiheit, als Graf Johann von Oldenburg, mit einem Theil der sogenannten schwarzen Garde, die aus Groningerland kam, einrückte und ihnen trotz des Beistandes der Wurstfriesen, zweimal eine Niederlage beibrachte. In Folge dieser Siege mußten sie ihm huldigen.

Als der Herzog Magnus von Lauenburg die Unterjochung der Butjahdinger erfuhr, däuchte es ihm ein Leichtes, auch das Land Wursten zu bezwingen, auf das er Ansprüche zu haben glaubte und zugleich Bederkesa zu bewältigen. Er begann also sich stark zu rüsten.

Das Land Wursten aber gehörte der Kirche, deshalb trat Erzbischof Johann mit den Städten Hamburg und Bremen zusammen; sie entsagten dem Herzoge und bemeisterten sich des Landes Hadeln fast ohne Widerstand.

Der Herzog beklagte sich bei allen umliegenden Fürsten, daß ihm sein väterliches Erbe durch Waffen-

gewalt entrissen sei und mit ihrer Hülfe konnte er die schwarze Garde in Sold nehmen; diese kriegerischen Schaaren, die im Groningerland, Geldern, Kleve und Jülich in den Kämpfen der Fürsten gefochten hatten, die späterhin für den Dänenkönig die Schweden bekämpften und endlich von den Dithmarschen gänzlich aufgerieben wurden, waren aus aller Herren Ländern zusammengeweht.

Da focht der Spanier, Franzose und Lombarde neben dem Deutschen, und der blonde Schotte ging mit den Mohren in Reihe und Glied. Ihre Stärke betrug 6000 Mann, abgehärtet, waffenkundig und sieggewohnt.

Diesen furchtbaren Streithaufen führte der Herzog heran (1493), um das Stift Bremen mit Feuer und Schwert zu verheeren und seinen Ansprüchen Nachdruck zu verleihen. Aber von der Herrschaft Oldenburg aus konnte er des schweren Eisgangs wegen nicht über die Weser kommen; auch war das gegenseitige Ufer wohl bewacht. Er sah sich also genöthigt, einen weiten Umweg zu nehmen über Wildeshausen und Hoya nach Verden. Der Bischof, welcher sich hüten mußte, diesen furchtbaren Haufen zu reizen, da er wußte, daß viele Fürsten und Herren der Sache zugethan waren, und er auch durch den geringsten Widerstand die gänzliche Verheerung seines Landes herbeigeführt haben würde, ließ eilig eine Brücke über die Aller schlagen, um nur das Stift sobald als möglich von ihrer Gegenwart zu befreien, worauf sie an Verden vorüberzogen und vor die

Städte Stade und Buxtehude rückten, denen sie aber aus Mangel an Geschütz nicht beikommen konnten. Sie rechneten auf Frostwetter, um leichter über die Gräben der Städte und späterhin über die Elbe in die fetten Marschgegenden gelangen zu können. Aber dies Alles schlug fehl, als Thauwetter einfiel.

Da wandten sie sich plötzlich und drangen im Frühling (1499) über Kloster Zeven mitten durch das Stift ins Land Hadeln ein, indem sie die Güter der Ritterschaft, welche dem Erzbischof durchgängig abhold war, verschonten, während sie die Höfe und Leute der Geistlichkeit auf das Schrecklichste zu Grunde richteten und mißhandelten.

Als sich Herzog Magnus nun wieder in Besitz seines Landes befand, gedachte er sich auch des Landes Wursten zu bemächtigen, erlitt aber eine Niederlage, so daß er sich zum Rückzuge genöthigt sah. Ein Weib soll die Wurster zum Kampf geführt haben.

Der Erzbischof, der die Abneigung der Stiftsritterschaft nur zu wohl kannte, dem es auch nicht entgehen konnte, daß die beiden Städte allein der Vertreibung dieser furchtbaren Gäste nicht gewachsen seien, sah seine einzige Rettung in der Wahl eines Coadjutors, dessen Verwandten mächtig genug wären, dem Feinde die Spitze zu bieten und das Stift vor ferneren Verwüstungen zu bewahren. Seine Wahl fiel mit Zustimmung des Domcapitels auf Christopher, des Herzogs von Braunschweig Sohn (1499).

Sobald diese Wahl getroffen war, rückte Herzog Heinrich mit vielem Kriegsvolk und Geschütz aus, um

die Garde anzugreifen; durch Vermittelung des Königs von Dänemark, der sie in seine Dienste genommen hatte, wurde ihr indeß freier Abzug durch das Fürstenthum Lüneburg über die Elbe gestattet, um gegen die Dithmarschen zu streiten.

Bederkesa, das in Feindesgewalt gerathen war, wurde durch Vermittelung der braunschweigischen Herzöge dem Rathe wieder zugestellt.

Der Sieg der Wurster, ihrer Stammgenossen, belebte den Muth der Butjahdinger- und Stadtländer, und sie überfielen mit Hülfe der verbündeten Wurster die Veste Rodenkirchen und brachten dieselbe in ihre Gewalt. Vergeblich versuchte Graf Johann, sie ihnen wieder zu entreißen; sie war in der Eile mit neuen Festungswerken vermehrt und sorgfältig bewacht. Aufs Neue huldigten die Friesen den Grafen Edzard von Ostfriesland und erwählten ihn zu ihrem Schirmherrn.

Graf Johann, der den Verlust des Butjahdingerlandes nicht verschmerzen konnte, rief Fürsten und Herren zu seinem Beistande herbei, und Herzog Heinrich von Braunschweig führte ihm eine große Anzahl von Landsknechten zu. Seine übrigen Verbündeten waren der Bischof von Münster und die Häuptlinge Hero Omken und Edo Wimken. Das Stadtland fiel fast ohne Schwertstreich in ihre Gewalt. Als Graf Edzard solches erfuhr, brach er mit 600 seiner besten Kriegsleute aus dem Lager vor Groningen nach Butjahdingerland auf, welches an den Gränzen gut befestigt war und dem Feinde heftigen Widerstand leistete.

Bei Edzard's Annäherung räumten die Verbündeten auch das Stadtland wieder, mit Ausnahme der Kirche zu Golzwarden, die aber auch bald in der Friesen Gewalt fiel (1500).

Im folgenden Jahre erneuerte der Herzog seinen Einfall, und auch der Erzbischof wollte Anspruch auf das Stadtland machen. Da wurde auf Veranstaltung der Städte Bremen und Lüneburg, so wie der Wurstfriesen in Bremerlehe eine Zusammenkunft der kriegführenden Partheien veranstaltet, bei welcher die Oberherrschaft des Stadtlandes dem Erzbischof zugesprochen wurde (1502). Vorläufig waren also des Grafen Johann Pläne vereitelt; aber die Butjahdinger sahen wohl ein, daß sie, so entlegen von Ostfriesland, in der Nähe sich einen Beistand suchen mußten, um sich seiner beständigen Angriffe auf die Dauer zu erwehren und wandte sich deshalb (1512) an die Bremer, um die früheren Verträge zu erneuern. Und obgleich sie selbst denselben entgegen gehandelt hatten, als sie ohne Beistimmung der Stadt den Grafen Edzard zu ihrem Oberherrn erwählten, verwandte sich die Letztere bei dem Erzbischof zu ihren Gunsten (1512).

Aber Graf Edzard wurde mittlerweile den Bremern feind, weil sie sich der Erbauung einer Festung im Butjahdingerlande kräftig widersetzten, und warf viele Bürger und Kaufleute ins Gefängniß. Die Bremer vergalten diese Feindseligkeiten reichlich, beunruhigten des Grafen Unterthanen, wo sie konnten und brachten Viele gefangen nach der Stadt, bis es endlich dem Grafen Johann gelang, sich, in Verbindung mit

einigen andern Fürsten, des Stadt- und Butjahdingerlandes auf die Dauer zu bemächtigen.

Als nämlich im Jahre 1513 ein Winter sich einstellte, so strenge, daß man noch lange Jahre nachher sich desselben im gemeinen Leben als Zeitrechnung bediente, meinte Graf Johann, jetzt sei die günstigste Gelegenheit, in die sumpfige Landschaft mit Sicherheit einzudringen und sah sich dieserhalb nach fremdem Beistand um. Er warf seine Augen wieder auf die Herzöge von Braunschweig, welche mit einem großen Heere im Anzuge waren, um den Grafen Edzard zu bekämpfen.

Die Stadt Bremen, welche die ganze Gefahr überschaute, welche den Butjahdingern drohte, erbot sich durch ihren Gesandten, den Bürgermeister Meinern von Borken, jeden feindlichen Angriff von ihnen abzuhalten, im Fall sie zu der Stadt und St. Peter halten wollten. Aber die trotzigen Männer verschmähten jetzt fremde Hülfe. Die Bremer, lautete ihre kurze Antwort, möchten nur ihre Weiber vor den Pfaffen hüthen; sie seien Mannes genug, ihr Land allein zu schützen.

Inzwischen näherten sich die Herzöge von Braunschweig, Grubenhagen und Lüneburg mit andern Fürsten und Herren, und der Ausspruch des Herzogs Heinrich als er ins Osterthor hereinritt, beurkundet wohl am Besten, daß der Geist der Milde ihnen fremd war und der unterjochte Feind das Schlimmste von ihnen zu erwarten hatte. Dem Meister — sagte er beim Anblick des Zwingers, der das Jahr vorher

erbaut worden war — dem Meister, welcher ihn gemauert hat, sollte man die Augen ausstechen, damit er nicht noch mehr Städte durch solche Bauten unüberwindlich machen möge.

Ein Theil des Heeres wandte sich nach Oldenburg, wo der Graf ihrer mit 2000 Landsknechten und 200 Reitern harrte; die Uebrigen gingen mit dem Geschütz auf dem Eise die Weser hinab. Die Verbündeten brachen, 6000 Mann stark, in drei verschiedenen Haufen ins Butjahdingerland ein (1514). Die Einwohner vertheidigten sich anfangs in ihren festen Kirchen. Als aber das Geschütz anlangte, mußten sie sich nach der Verschanzung zurückziehen, die sie vor Rothenkirchen vom Dorfe Hartwarden an bis ans Moor aufgeworfen hatten und welche der ganzen Bevölkerung des Landes Schutz gewähren sollte. Vor derselben war ein tiefer Graben, der von Eisblöcken in der Höhe eines halben Hauses ausgesetzt und durch häufiges Begießen mit Wasser unwegsam gemacht war.

Im Vertrauen auf diese Festung lehnten sie Herzog Heinrich's Zumuthung ab, sich seinem gewaltigen Arm in Güte zu unterwerfen; besser sei es für sie, einmal in den Tod zu gehen, als für ewige Zeiten von seinen Amtleuten geplagt und geplündert zu werden. Er möge nur zu ihnen kommen, sie seien darauf gefaßt.

Aber die Verschanzung war unübersteigbar; er konnte nicht zu ihnen kommen und er hätte seinen Rückzug antreten müssen, wenn sich nicht ein Ver-

räther gefunden hätte, Gerke Ubbesen, der den Fürsten die Gelegenheit der Gegend offenbarte und sie auf einem Umweg den Friesen in den Rücken führte. Nachdem sie 700 Mann verloren, flohen die Butjahdinger von der Wahlstatt und mit Hülfe des Geschützes zwangen die Verbündeten auch die Kirche in Langwarden zur Uebergabe, womit die Eroberung des ganzen Landes vollendet war. Die Fürsten theilten sich in die Eroberung; doch ist mit der Zeit das ganze Land an den Grafen von Oldenburg gekommen, der zur Vertheidigung desselben die Festung Ovelgönne erbaute, und zwar in der Gegend, wo die Schlacht vorgefallen war.

Ein Versuch, welchen der Graf Edzard nach dem Abzuge der Fürsten zur Wiedereroberung machte, mißlang, und dieses fruchtbare Land, das hundert Jahre früher den Bremern gehorcht hatte, mußte von jetzt an dem Hause Oldenburg unterthan sein, welchem es auch bis auf den heutigen Tag verblieben.

Verfolgung der Seeräuber. — Der Erzbischof züchtigt die Wurster.

Um diese Zeit litt die Schifffahrt auf der Nordsee außerordentlich durch die, noch immer von einzelnen friesischen Edelleuten in der Stille begünstigten Seeräuber, und die Stadt beschloß, ernsthafte Maßregeln zur Steuer dieses Unwesens zu ergreifen.

Als man deshalb die Nachricht erhielt, daß sechs mit Hamburger Bier, Kupfer und grauem Tuch beladene Raubschiffe ins Dornumer Tief eingelaufen seien, wurden eilends eine Barse, zwei Schmackschiffe und zwei Ever dahin ausgerüstet, die aber bei ihrer Ankunft in Erfahrung brachten, daß die Räuber von ihren Fahrzeugen geflohen seien und sich in das Kloster bei Esens begeben hätten. Da suchten die Bremer bei Hero Omken um die Erlaubniß nach, sie dort angreifen zu dürfen, was er ihnen auch gestattete. Um aber den Räubern Zeit zum Entkommen zu geben, lud er die Bremer zuvor auf sein Schloß zum Essen. Als sie nun unverrichteter Sache vom Kloster zurückkehrten, baten sie wiederum Hero Omken nach der Stadt zu Gaste mit seinen drei Söhnen Melchior, Caspar und Balthasar und schenkten ihm sechs Tonnen Hamburger Bier und sechs Stück graues Tuch, jedem der Söhne aber einen Goldgulden.

Während ihres Aufenthalts auf dem Dornumer Tief wurde den Bremern im Geheim gemeldet, daß viele Güter von den Schiffen in ein Hukeboot gebracht seien, welches angeblich in dem Tief, Kniepens gegenüber, liege. Es wurden deshalb fünf Mann über Land zur Untersuchung hingeschickt, bei deren Annäherung die Leute vom Schiff flohen und die Waaren im Stich ließen.

Auf diesem Punkte allein wurden sieben Raubschiffe genommen. Nicht minder gelang es anderer Orten den Bremer Fahrzeugen, sich vieler Raubschiffe

sammt ihrer Mannschaft zu bemächtigen; die Räuber wurden sammt und sonders in Bremen enthauptet.

Der Erzbischof Johann Rohde verlebte seine letzten Lebensjahre auf dem Schlosse Hagen, und starb in den letzten Tagen des Jahrs 1511 zu Vörde. Jetzt gelangte sein Coadjutor Christoph zur Herrschaft, welchem die Stadt Bremen nach Bestätigung ihrer Privilegien (1512), durch ihre Kamerarien huldigen ließ. Schon früher hatte ihn das Verdener Domcapitel auch zum Bischof von Verden ernannt. Beinahe ein halbes Jahrhundert lang saß dieser Mann auf dem erzbischöflichen Stuhl und war ein beständiger Feind der Stadt Bremen, seitdem sich dieselbe offen für die Reformation erklärt hatte. Zuerst gerieth er mit der Stadt wegen des Zolls zur Burg in Uneinigkeit, indem er den Vertrag (vom Jahre 1387) nicht wollte gelten lassen, demzufolge der Stadt zwei Theile, dem Erzbischof aber nur das letzte Drittel zukam. Es wurde im Verlauf der Unterhandlungen ihm, während seiner Lebenszeit die Hälfte zugesichert; doch sollte nach seinem Ableben die alte Ordnung der Dinge wieder eintreten. Ferner wurde ihm der rückständige Pflugschatz im Gebiete der Stadt Bremen zuerkannt, der letztern dagegen das Amt Neuenkirchen als Unterpfand für 1500 Gulden gegeben, welche sie dem Stifte vorgeschossen.

Dieser Fürst war überhaupt höchst ungerecht. Nichts war ihm heilig, nicht sein gegebenes Wort, nicht die feierlichsten Verträge, wenn er sich durch

Nichtachtung derselben Gelder zur Befriedigung seiner ungeheuren Prunksucht verschaffen konnte.

Auch von den Wurstern verlangte er höhere Abgaben, und als sie sich ernstlich weigerten, rückte er an der Spitze von 3000 Landsknechten in ihr Gebiet ein. Muthig war der Widerstand, den ihm dieses tapfere Friesenvölkchen entgegenstellte. Nicht allein die wehrhaften Männer zogen ihm entgegen, sondern auch die Frauen hatten sich bewaffnet, geführt von einer riesigen Jungfrau, die, eine mit einem Todtenkopfe geschmückte Fahne in der Hand, voranschritt. Sie konnten aber der erzbischöflichen Reiterei nicht widerstehen und 500 Männer und 300 Weiber deckten mit ihren Leichen den Wahlplatz. Auch die muthige Jungfrau erlitt den Heldentod; ein mächtiger Schwerthieb spaltete sie mitten von einander.

Um sich die Herrschaft über das eroberte Land zu sichern, ließ der Erzbischof zu Weddewarden eine Festung bauen, welcher er den Namen Morgenstern gab. Nichts desto weniger zeigte sich der ungebeugte Sinn des Volks, als die Steuern erhoben werden sollten; sämmtliche damit beauftragten Beamten des Erzbischofs wurden darüber erschlagen.

Die Reformation. — Drohende Aussichten. — Verheerung des Viehlandes. — Eroberung des Landes Wursten durch den Erzbischof.

Um diese Zeit verbreitete sich auch die Reformation bis nach Bremen und die neue Lehre war dem

Erzbischof, der nichts Höheres kannte, als eine prunkvolle Feier des katholischen Gottesdienstes, ein Gräuel, und es konnte nicht fehlen, daß er nicht mit der Stadt wegen ihrer Vorliebe für die Reformation in Streit gerieth.

Im Lande Hadeln, in Stade und in Bremen wurden die neuen Lehrsätze fast gleichzeitig bekannt. Als Hinrich v. Zütphen, aus seinem Vaterlande vertrieben, nach Bremen kam (1522), bemühten sich einige einflußreiche Männer, ihn zu bewegen, seinen Wohnsitz in der Stadt aufzuschlagen und das Amt eines evangelisch-lutherischen Predigers an der Anscharikirche zu übernehmen. Mit Freuden willigte er ein und war, trotz der Nachstellungen der Geistlichkeit, zwei Jahre lang ununterbrochen thätig für die Ausbreitung der Reformation, bis er auf einer Reise in Ditmarsen von den fanatisirten Bauern als Ketzer verbrannt wurde.

Aber die Stadt suchte der Erzbischof vergeblich zu schrecken. Er hatte gerade eine große Kriegsmacht beisammen, 4000 Landsknechte, mit welchen er wiederum das Land Wursten verwüstet hatte. Außer andern Forderungen verlangte er 25,000 Gulden, worauf er aber eine abschlägige Antwort erhielt.

Um jedoch einem Angriff des Erzbischofs begegnen zu können, trug man in der Stadt die größte Sorgfalt, die schwächern Punkte besser zu befestigen. Alle Bäume in der Umgegend wurden umgehauen, der Graben am Abbenthore hergestellt, das Erdhaus vor dem Anscharithore errichtet und die Wichelnburg von

Wicheln und andern Bäumen gebaut. Auch wurde die Michaeliskapelle, so wie die Kaufmannskirche in der Vorstadt abgebrochen; das Paulskloster vor dem Osterthor, dessen Nähe für die Stadt im Fall einer Belagerung zu gefährlich schien, war schon im Jahre 1523 zerstört.

Indessen näherten sich die Landsknechte des Erzbischofs, gingen über die Weser und wollten durch den Arstertburm ziehen; aber die Bewohner des Viehlandes setzten sich stark zur Wehr und erst als die Erzbischöflichen eine Menge Heu und Stroh hinzugetragen und angezündet hatten, so daß die Besatzung wähnte, daß der Thurm brenne, verließ sie denselben. Die Männer sprangen zum Fenster hinaus; aber die Landsknechte streckten ihnen die Hellebarden entgegen, so daß ihrer zehn umkamen.

Mittlerweile wurde in der Stadt die Sturmglocke geschlagen, und es machte sich ein starker Haufen, zu Pferde und zu Fuß mit vier Quartierstücken zur Stadt hinaus. Aber die Bremer mußten den feindlichen Hakenschützen weichen und erlitten auf der Flucht einigen Verlust; auch wurde das Geschütz von den Landsknechten erbeutet, die damit zum Herzog von Lothringen zogen (1524).

Im folgenden Jahre stand die Stadt mit dem Erzbischof wieder in gutem Vernehmen und war ihm zur Wiedereroberung des Landes Wursten behülflich. Es waren dort nämlich 200 Flüchtlinge zurückgekehrt, die sich mit Hülfe von 700 Landsknechten wieder in Besitz ihrer Güter gesetzt und die erzbischöf-

lichen Beamten vertrieben hatten. Der Erzbischof, welcher befürchten mußte, daß sie auch, nach alter Weise, einen Einfall in sein Land machen würden, zog ein starkes Heer zusammen aus seinen beiden Stiften Bremen und Verden. Auch die Bremer hatten alle Ursache, an dieser Heerfahrt Theil zu nehmen; hatten doch die Wurster vor sieben Jahren das der Stadt gehörige Amt Bederkesa verheert. Es wurden also zwei Caravelen, fünf Schmackschiffe und eine Menge kleiner Fahrzeuge ausgerüstet, und mit Geschütz und Victualien die Weser hinuntergeschifft. Auch gelang es dem Erzbischof in kurzer Zeit mit Hülfe einiger hundert Wurster, die auf seine Seite traten, das Land wieder zu besetzen (1525).

Häns chen von Halberstadt.

Im folgenden Jahre versammelten sich im Stifte Bremen, in der Umgegend von Lehe, einige tausend Landsknechte, mit deren Hülfe der Erzbischof die wieder abgefallenen Wurster zu züchtigen gedachte, aber diese wandten das Ungewitter von sich, indem sie mit dem Erzbischof über ihre Abgaben einen gütlichen Vergleich trafen (1526).

Der Anführer dieser Landsknechte war Hänschen von Halberstadt. Der drang unentsagt durch die Burg in das Stadtgebiet, ließ die Zollbude erbrechen und nahm das vorgefundene Geld mit sich.

Auf heiligen drei Könige Abend schickte der Rath hinaus zu den Hauptleuten, und verlangte eine Zusammenkunft in Gröpelingen, um die Ursache der Feindseligkeiten zu erfahren. Aber jene gaben eine vermessene Antwort, ließen sich in ihrem Vornehmen nicht irre machen und verweilten noch einige Tage im Lande. Dann brachen sie auf, gingen über die Weser und begannen ihre Plünderungen von Neuem in der Grafschaft Diepholz, bis sich die benachbarten Fürsten und Herren rüsteten, sie zu vertreiben. Da machten sie sich eilends auf, zogen die ganze Nacht durch und kamen Dienstags in den Fasten in aller Stille durch den Wartthurm ins Viehland vor die Stadt.

Um unaufgehalten durch den Wartthurm zu kommen, bedienten sie sich einer List. Es mußten nämlich einige von den Knechten voraufreiten, welche als Kaufleute verkleidet sich mit leichter Mühe des Thurms bemächtigten, worauf der ganze Haufen, 5000 Mann stark, nachfolgte. Wäre es früher bekannt geworden, daß die Knechte im Anzuge seien, so hätte man zeitig die Brücke weggenommen und ihnen den Paß verlegt.

Beinahe fünf Wochen lag dies Gesindel im Viehlande und erst, nachdem sie dasselbe gänzlich ausgesogen hatten, machten sie sich zum Abzuge bereit und gingen wieder durch den Wartthurm in vieler Herren Länder.

Der Anführer Häns chen von Halberstadt war ein großer Feind der lutherischen Lehre und hätte der Stadt, welche dieselbe begünstigte, allen möglichen

Schaden zugefügt, wenn dies nur in seiner Gewalt gestanden. Aber er mußte sich damit begnügen, die Landmarken und Seilerbuden zu beschädigen. Er hatte geschworen, der Stadt Bremen Feind zu sterben, wie es auch nach Verlauf weniger Jahre in Erfüllung ging.

Es wurde nämlich lautbar, daß er sich zu Rekum aufhalte, warauf der Rath einige Mannschaft dahin schickte, um ihn lebendig oder todt nach der Stadt zu schaffen. Er setzte sich aber muthig zur Wehr, bis er endlich von einem Bremer Bürger, Namens Gottschalk Thielebahr, mit einer Hellebarde getödtet wurde.

Im folgenden Jahre (1527) fiel ein alter Diener des Compthurs Bardewisch, der aber jetzt mit demselben in Feindschaft lebte, mit gewaffneter Hand ebenfalls in das Viehland und verbrannte die Dörfer Arsten und Habenhausen. Aber auch diesen ereilte zwei Jahre nachher die wohlverdiente Strafe, indem er zu Kloppenburg enthauptet wurde.

Seeabentheuer bremischer Schiffer.

Es ist bekannt und verdient alle Anerkennung, daß von der Weser aus seit den ältesten Zeiten Fahrten veranstaltet sind, welche den Bereich der bekannten und befahrenen Gewässer weit überschritten. Schon zur Zeit des Bischofs Alabrand unternahmen friesische Seeleute eine Entdeckungsreise und gelangten nach fernen

goldreichen Inseln, so daß man auf die Vermuthung gerathen könnte, diese kühnen Männer seien in irgend einem Theile von Amerika gelandet.

Später unternahmen bremische Schiffe eine Fahrt, um die Gestade der Ostsee zu untersuchen und zu erforschen, ob die abentheuerlichen Gerüchte über die Bewohner derselben nicht übertrieben seien. Der endliche Erfolg dieser Reise, die Gründung Riga's, ist schon oben berichtet.

Im Jahre 1529 belud Raetke von Osten ein Fahrzeug mit Waizen und anderen Gütern für Lissabon. Die Besatzung bestand aus fünfzehn Mann, von denen Johann Belmer, Johann Cantor, Hans von Verden, Johann Stallmann und Johann Meier namentlich aufgeführt werden. Durch die Unkenntniß ihres Steuermanns bekam das Schiff einen verkehrten Lauf; die Mannschaft wollte ihn über Bord werfen und nur ein Fußfall rettete ihm das Leben. Seiner Meinung nach mußten sie der französischen Küste gegenüber sein; als sie aber etwas weiter segelten, sahen sie eine Stadt vor sich. Daß sie in Afrika waren, wußten sie nicht.

Nun sandten sie sechs Männer aus, das Land zu erkundigen und das Korn anzubieten. Es herrschte gerade eine große Theuerung in der Stadt, die Last Waizen kostete hundert Goldgulden; die Einwohner waren höchst erfreut über das Anerbieten und bestiegen ihre Böte, um das bremische Schiff in den Hafen zu bringen.

Bei der Annäherung dieser Schiffe besorgten die Bremer irgend eine Feindseligkeit, zogen die Segel auf und fuhren, mit Zurücklassung jener sechs Mann, gegen Nordwesten. Aber ihre Wasserfässer waren wegen der gewaltigen Hitze geborsten und fünf Tage hindurch litten sie großen Durst.

In dieser Noth gingen sie ans Land, bohrten das Schiff an, daß es auf den Strand gerieth und wanderten das Gestade entlang, ob sie eine Quelle entdecken möchten. Das ganze Ufer war mit Salz bedeckt, und sie wanderten darin, wie im Schnee. Die Sonnenhitze war so brennend, daß sie häufig in die See steigen mußten, um sich abzukühlen; dabei fiel ihnen die Haut von den Füßen, wie Schuhlappen; ihre Hoffnung aber, endlich einmal Trinkwasser zu finden, ging immer noch nicht in Erfüllung, und als zwei aus ihrer Mitte sich zu diesem Behufe in das Innere des Landes begeben wollten, fielen sie zu Boden und mußten endlich verschmachten. So auch einige von den Anderen.

Alles schien sich wider die unglücklichen Menschen verschworen zu haben, und selbst die schönen Früchte eines Baumes, den sie unterwegs entdeckten, waren ungenießbar und der Saft derselben erregte Blattern im Munde.

Ihre Verzweiflung wuchs mit jedem Schritt; da sahen sie plötzlich ein Schiff in der hohen See und sie machten Zeichen, um dasselbe herbeizurufen. Als die Fremden, welche auf den canarischen Inseln zu Hause waren, herankamen, wunderten sie sich augen-

scheinlich, in dieser Einöde Menschen zu finden; und obwohl der Eine des Andern Sprache nicht verstand, machten die Bremer den Fremden bemerklich, daß ihrer noch Einige zurückgeblieben und daß sie insgesammt beinah verschmachtet wären.

Sie eilten also zurück, fanden aber, daß die Zurückgebliebenen bereits gestorben seien; die Andern brachten sie an einen frischen Quell, der ganz in der Nähe war, den sie aber übersehen hatten. Hier kam auch Einer ums Leben, der zu eilig trank.

Darauf fuhren sie nach dem Schiffe zurück, nahmen das Geschütz heraus sammt Kraut und Loth und die Kisten und fuhren in ihr Vaterland zurück. Zuerst hatte man die Bremer für Seeräuber gehalten; als sie aber erzählten, daß sie Kaufleute aus Sachsenland wären und allen Kummer berichteten, den sie erduldet, da hatte ein Jeder Mitleiden mit ihnen, und die Obrigkeit gebot, daß man Jedem das Seine wieder zustellen sollte, was in den Kisten gefunden wäre.

Da wurde ein Inventarium des ganzen Inhalts der Kisten aufgenommen. Bei dieser Gelegenheit fand man aber auch einige Bücher Martin Luthers, und obgleich die Canarischen den Inhalt nicht verstanden, konnten sie doch den Namen des Verfassers lesen. Derselbe war aber im Lande in schlimmerem Geruch, als der Name Mahomets, und die Deutschen wurden als Ketzer ins Gefängniß geworfen und zur weiteren Untersuchung nach Teneriffa geschickt.

Dort fand sich zufälliger Weise ein Mann, der in vorigen Zeiten einmal in Bremen gewesen und der

Sprache mächtig war; der wurde mit der Uebersetzung eines der Bücher beauftragt, um den Inhalt derselben kennen zu lernen und die obrigkeitlichen Personen kamen täglich einige Stunden zusammen, um der Uebersetzung beizuwohnen.

Als er mit diesem Buche fertig war, kam ein zweites an die Reihe, das den Titel führte: „Vom Mißbrauch der Sacramente.“ Allein beim ersten flüchtigen Durchblättern sah der Dolmetscher schon, wie sehr nicht allein das Leben der Gefangenen, sondern auch sein eigenes auf dem Spiel stände, wenn er eine wortgetreue Uebersetzung liefern würde.

Nachdem er diese Entdeckung den Bremern mitgetheilt, baten sie ihn mit weinenden Augen, ihr Bestes im Auge zu haben; das würde ihm Gott vergelten. Als er nun zur Uebersetzung schritt, ging er dabei sehr gelinde zu Werke, so daß die Obrigkeit dadurch die Ueberzeugung gewann, daß die Fremdlinge die besten Christen seien und sie augenblicklich ihrer Gefangenschaft entband.

Auch wurde es ihnen gestattet, vor den Kirchthüren zu betteln, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen; ihr Elend erweckte große Theilnahme, und besonders erwies eine bejahrte Wittwe ihnen viel Gutes.

Unter diesen Umständen durften sie nicht daran denken, jemals wieder nach der Heimath zu gelangen. Dennoch aber verloren sie ihren Muth nicht im Unglück, und von Johann Cantor wird erzählt, daß dieser Schalk zu denen, welche ihm Etwas schenkten, in deutscher Sprache die Worte gesprochen: „Wenn Du

wüßtest, welch' ein Vogel ich bin, Du würdest mir nicht so viel Gutes thun." Das ging eine Zeitlang und die Leute meinten, daß er sich bedankte, bis seine Unglücksgefährten ihm die Gefahr vorhielten, wenn Jemand ihn zufälliger Weise verstände.

Des Nachts lagen sie in dem Stall der erwähnten Wittwe und da hinter demselben einige Schiffe lagen, so wurden sie zu Rathe, bei nächtlicher Weile eines derselben zu besteigen und von dannen zu fahren. Vielleicht, daß es ihnen gelingen möchte, doch noch einmal wieder nach Bremen zu kommen. Aber ihr Vorhaben wurde vereitelt, sie sprachen mit einander in der Dunkelheit zu laut und einige Bürger, durch den Lärm aufmerksam gemacht, meinten es wären Diebe oder anderes Gesindel, welche ihre Schaafe beschädigen wollten. Da schlichen die Bremer wieder in den Stall; wäre ihre Absicht aber kund geworden, sie wären Alle ums Leben gekommen.

Von jetzt an beobachteten sie nur die größte Vorsicht und erwarteten in Ruhe ihr ferneres Schicksal. Endlich wurden sie, als man sie keines Unrechts beschuldigen konnte, nach Spanien gebracht, von wo sie über England nach vielen Jahren der Mühe, Arbeit, Noth und Gefahr, so viel ihrer noch am Leben waren, in die Vaterstadt zurückkehrten, wo sie jene sechs in Afrika zurückgelassenen Genossen auch vorfanden.

Der Letztlebende von denen, welche auf den canarischen Inseln gewesen, war Hans von Verden, ein Schneider und der Stadt Bremen Diener, welcher kurz vor seinem Tode, in Folge der vielen Entbehrun-

gen und Mühseligkeiten ganz verwachsen wurde, und aus dessen Fingerknöcheln Hörnchen hervorkeimten, ein halbes Fingerglied lang.

Johann Belmer war von den sechs in Afrika zurückgebliebenen Männern derjenige, welcher am längsten am Leben blieb. Sein Tod erfolgte im Jahre 1572.

Dies ist der ziemlich ausführliche Bericht über jene verhängnißvolle Meerfahrt, die hier deswegen mitgetheilt ist, weil aus der schmucklosen Erzählung der Zustand unserer Schifffahrt zu einer Zeit, wo die canarischen Inseln gleichsam als die Enden der Welt betrachtet wurden, aufs Deutlichste hervortritt.

Gewaltstreich des Erzbischofs. — Aufruhr wegen der Weide. — Die Ermordung des Compthurs. — Die hundert und vier Männer.

Als (1529) die Evangelischen einen Kreis-Convent ausgeschrieben hatten, nahm die Stadt daran ebenfalls Theil, indem sie den Syndicus Dr. Johann von der Wyk und Jacob Löwen mit einigen reitenden Dienern dahin schickte.

Eine ungemeine Aufregung rief des Erzbischofs Benehmen bei dieser Gelegenheit in der Stadt hervor, als er diese Gesandtschaft unterwegs zwischen dem Langenwedel und Verden aufheben und nach Verden bringen ließ. Sobald als diese Gewaltthat in der Stadt bekannt wurde, schloß man die Thore und die

ganze Gemeinde ging aufs Rathhaus vor die Witt-
heit. Doch hatte dies weiter keine Folgen, als daß die
Herrn auf Verwendung einiger Mitglieder des Dom-
capitels wieder in Freiheit gesetzt wurden.

Im folgenden Jahre wurde die innere Ruhe der
Stadt, welche seit so vielen Jahren ungetrübt war,
auf die fürchterlichste Art gestört, so daß der Aufruhr
erst nach zwei Jahren gedämpft werden konnte.

Es fanden sich nämlich einige Taugenichtse in der
Stadt, die bei einer Neuerung nur gewinnen konnten
und die ganze Gemeine in Bewegung setzten mit der
Behauptung, der Rath habe es nicht verhindert, daß
die von der Gräfin Emma geschenkte Bürgerweide
von geistlichen und weltlichen Händen in mannichfacher
Weise geschmälert sei. Dies müsse wieder herbeige-
schafft werden.

Sie mußten sich die Abschrift eines Briefes zu
verschaffen suchen, den Erzbischof Hartwig (1159)
ausgestellt hatte und worin die Weidegränzen genau
angegeben waren, den sie aber nicht verstanden und
ihren Ansichten gemäß auslegten. Auch gingen sie
täglich hinaus, etwa fünfzig an der Zahl, schütteten
Füllen und Pferde, verpraßten das Lösegeld in ihrem
Kruge in der Knochenhauerstraße und gewannen mit
jedem Tage einen größern Anhang.

Sie behaupteten endlich, daß alle Kämpe und
Gärten an der Weide im Laufe der Zeiten derselben
entfremdet worden seien und die jetzigen Eigenthümer
zur Rückgabe gezwungen werden müßten. Als der
Rath diesen gewaltsamen Schritt von der Hand wies,

sich aber bereit erklärte, die sämmtlichen Kaufbriefe nachzusehen, verlangten die Aufrührer auch zu wissen, wie die Vorfahren der jetzigen Besitzer an ihre Grundstücke gekommen seien.

Der Compthur des deutschen Hauses in Bremen, Rudolph v. Bardewisch besaß ebenfalls einige Grundstücke in der Nähe der Weide, weigerte sich aber, den Kaufbrief vorzuzeigen. Jetzt verbreitete sich in dem Haufen der besondere Glaube, der Compthur sei im Besitz des alten Original-Weidebriefs und er müsse zu der Auslieferung gezwungen werden.

Am achten Tage vor Himmelfahrt (1531) drang die wilde Rotte auf das Rathhaus und verlangte die Vorladung des Compthurs. Dieser wagte es nicht, sich unter die tobende und drohende Menge zu begeben und ließ sich wegen seines Wegbleibens durch seine Mutter und Schwester entschuldigen.

Da erbot sich der Haufe, stehenden Fußes hinzugehen und den Compthur vor den Rath zu bringen, und schon liefen Viele nach ihren Häusern, um sich zu bewaffnen. In hellen Haufen zogen sie vor den Compthurhof und verschlossen das Osterthor. Der erschrockene Ritter stieg mit sieben Knechten auf das Dach der zur Compthurei gehörigen Heiligen-Geistkirche in der Osterthorsstraße und nahm zwei Laden voller Urkunden und Silberwerk mit sich.

Jetzt kam der Rathmann Berend Feldhusen herzu und forderte den Compthur auf, sich in die Hände des Raths zu geben. Er wies diesen Antrag aber zurück, und als Feldhusen durch einen Steinwurf vom

Kirchbach beinah getödtet wurde, rief er in seinem Zorn, die Bürger möchten ihr Bestes thun.

Der Compthur hatte gewiß nicht gedacht, daß seine Weigerung so gewaltige Aufregung hervorrufen würde. Als er nun die Bürger bei Tausenden im Harnisch sah, machte er noch einmal einen Versuch, sie zu besänftigen. Er zeigte sich am Erkerfenster des Daches und bat um Gehör. Das wurde aber durch einen halb lahmen Kerl verhindert, der durch Abfeuern seines Gewehrs die Gemüther zu erneuter Gewaltthat aufregte. Der Sturm dauerte von neun Uhr des Morgens bis Nachmittags zwei Uhr, und alle Bemühungen des Raths, die Aufrührer zu zerstreuen und den Compthur zu retten, waren vergebens.

Aber sie sahen wohl ein, daß sie mit Hakenbüchsen nichts ausrichten konnten, holten deshalb zwei halbe Karthaunen und zwangen den Rathsbüchsenmeister Franz Renner, die Geschütze zu bedienen. Vergebens steckte der geängstigte Compthur einen Hut heraus, zum Zeichen, daß er sich ergeben wolle; die Kirche ward endlich erstiegen, und der Ritter und seine Knechte mußten den Zorn des aufgeregten Volkes mit dem Tode büßen.

Mit dieser Gewalthat war der Aufruhr keineswegs beendigt, ja der Rath sah sich folgenden Tags sogar genöthigt, zwei von den Haupträdelsführern, welche gefänglich eingezogen waren, wieder freizugeben. Es sollte kein Einziger aus der Menge zur Strafe gezogen werden.

Wiederum versammelte sich die Menge auf dem Domshof und Markt, um die Geistlichen zur Herausgabe ihrer Kämpe und Wiesen in der Nähe der Weide zu zwingen. Der Rath fing an mit dem Capitel die Sache zu verhandeln, und dies erklärte sich, bis auf Weiteres, zur Auslieferung der Kämpe bis zur Hempstraße bereit.

Dann wurden vierzig Männer aus der ganzen Gemeinde genommen, um die Weideangelegenheit in Ordnung zu bringen, die aber die Menge an Gewaltthätigkeit und Anmaßung noch übertrafen, und durch ihre Drohungen das Domcapitel zur Flucht nach Thedinghausen bewogen.

Vergebens wurde von den benachbarten Fürsten und Städten eine Tagefahrt in Basdahl veranstaltet, um die Weideangelegenheit zu besprechen und zu vermitteln; die Vierzig wiesen alle Vorschläge zurück.

Ja sie wurden von Tage zu Tage hochfahrender und wußten es endlich durchzusetzen, daß ihnen aus jedem Kirchspiele noch sechszehn Männer beigefügt wurden, wodurch ihre Anzahl auf 104 stieg, welche sich aber nicht mehr allein mit der Weidesache beschäftigten, sondern sich auch in alle übrigen Angelegenheiten des Staats einmischten.

An der Spitze der Aufrührer standen namentlich der Aeltermann Heinrich Schwanecke, der nach einjähriger Verbannung aus der Stadt, mit Gewalt wieder eingeholt war; ferner der Goldschmidt Johann Dove, der Härings-Packer Hinrich Uhde, Johann Karnemelk, Harm Böge, Hilgermiss und Wallern

Rulfs. Sie gingen immer weiter in ihren Anmaßungen und bestanden darauf, daß nach dem Ableben eines ihrer Genossen sofort ein Anderer an dessen Stelle erwählt werden sollte. Vergebens stellte der Rath der Gemeine das Verbrecherische eines solchen Verlangens vor, und, wollte er nicht die ganze Gewaltthätigkeit der Aufrührer erfahren, so mußte er endlich die Urkunde ausfertigen (16. Jan. 1532). Auch mußten die Aelterleute ihren Wirkungskreis aufgeben und den hundert und vier Männern den Schütting einräumen; vergeblich eiferten die Stadtprediger gegen den steigenden Uebermuth der Aufrührer. Mit derselben Rücksichtslosigkeit hoben sie den katholischen Gottesdienst in der Domkirche auf.

Endlich waren die angeordneten Vermessungen beendigt und die hundert und vier Männer erklärten dem Rath, die Gemeine habe sich dahin vereinigt, die Weide vom Horn bis nach Walle in Besitz zu nehmen, die Gebäude niederzubrechen und die Grundstücke an der Weserseite so wie die Kohlhöfe zum Besten der Stadt zu vermiethen.

Der Rath widersetzte sich diesem Beschluß aufs Kräftigste, und auf die heimliche Warnung, daß die Aufrührer Gewaltschritte beabsichtigten, entfernten sich die vier Bürgermeister und zwölf Rathmänner aus der Stadt. Die Zurückbleibenden mußten den hundert und vier Männern die Versicherung geben, die Weideangelegenheit in Ueberlegung zu nehmen.

Die Ausgewiesenen setzten den Rottmeistern und Kirchspielen die Veranlassung ihrer Abreise schriftlich

aus einander, besprachen die gesetzwidrige Herrschaft der hundert und vier und verlangten die Absetzung derselben. Diese Briefe wurden der Gemeinde vorgelesen und darauf festgesetzt, in jedem Kirchspiel einzeln die Sache zu berathen. In Martini-, Anschari- und Liebfrauen-Kirche wurde die Absetzung wirklich beschlossen, nur in Stephani hatten die Gewalthaber die Oberhand.

Endlich wurde eine Zusammenkunft mit dem ausgewichenen Rath in Beverstädt vermittelt, bei welcher den Städten Stade und Buxtehude die Weideangelegenheit, den Räthen des Erzbischofs aber und des Herzogs von Lüneburg die Entscheidung über den Fortbestand der Gesellschaft der hundert und vier übertragen wurde.

Dieser Schritt fand die volle Billigung der Gemeine; nur hatten die Gewalthaber im Stephanikirchspiel noch so vielen Einfluß, daß viele friedliebende Männer sich bewaffnet in Friedrich Hodeß Hause vor der Natel versammelten, um ein wachsames Auge nach dieser Seite hin zu haben, weil sich dort ein großer Haufe zusammenrottete, über dessen Absicht man besorgt war. Auf dem Geeren stellten sich die St. Stephaner in Ordnung mit Fahnen und Trommeln, erbrachen die beiden Thore in der Natel und drangen in die Stadt selbst ein.

Nur der Besonnenheit alter erfahrener Bürger ist es zuzuschreiben, daß jene Nacht in der Geschichte unserer Stadt nicht als eine blutige Mordnacht dasteht, in welcher der Bürger den Bürger erwürgt. Denn

es hatten sich in Eile viele Männer in voller Rüstung, zu Pferde und zu Fuß, aus der ganzen Stadt nach dem Markt begeben und namentlich riethen die Schiffer, man sollte es einmal mit den Stephanern versuchen und einen Gang wagen, also, daß man erstlich mit dem schweren Geschütz sollte ihre Ordnung brechen, die Aufrührer trennen und alsobald mit dem reisigen Zeug zu ihnen einbrechen und dann mit der Schlachtordnung folgen. Aber dieser Mordplan wurde von den Verständigeren zurückgewiesen, die auch wohl merkten, daß nicht Alle in der Versammlung Freunde der Ordnung, sondern insgeheim Anhänger der Aufrührer waren. Mit Tagesanbruch wurde ein Waffenstillstand getroffen, und die Stephaner gingen wieder durch den Natel zurück.

Aber der Anhang der hundert und vier nahm doch mehr und mehr ab, da sie selbst ihre eigenen Freunde nicht verschonten. Mit jedem Tage traten auch einige der Gewalthaber von freien Stücken zurück, so daß Johann Dove, als sich ihre Anzahl auf fünfzig vermindert hatte, es für gerathen hielt, nun auch der Gewalt zu entsagen.

Unter diesen Umständen erhielt der Rittmeister Heine Woltke und der Hauptmann Andreas v. Lübbeke vom Rath den Befehl, die ganze streitbare Mannschaft aus den vier Gohen und Lehe und Bederkesa gerüstet herbeizuführen.

Am 30. August stellten darauf der Stadtsecretair M. Martin und der Rittmeister Woltke, welcher seinem Vortrage durch die Anwesenheit seines kampf-

lustigen Haufens besondern Nachdruck zu geben wußte, der Gemeine die Gesetzwidrigkeit der eingeführten Gewalthaber noch einmal eindringlich vor. Diesmal gelang es wirklich, die Macht der Aufrührer zu brechen, und die bisherigen Gewalthaber sahen sich genöthigt, sich dem Rittmeister Woltke zu ergeben. Johann Dove mußte die erzwungene und ertrotzte Urkunde aus seinem Hause an der Wachtstraße holen, und der Rathmann Cord Hemeling vernichtete dieselbe. Darauf entblößten alle Bürger ihre Häupter und dankten Gott für die endliche Wiederherstellung der Ruhe.

Acht Tage später hielten die ausgewichenen Rathmänner ihren feierlichen Einzug, begleitet von der bremischen Ritterschaft und eingeholt durch Heine Woltke, an der Spitze seiner Reisigen. Noch denselben Abend nahmen sie ihre alten Plätze zwischen den Zurückgebliebenen wieder ein und schenkten der Bürgerschaft eine Last Bier, um sich auf dem Schütting gütlich zu thun.

Zur Sicherung der wiederhergestellten Ruhe ward es für nöthig gehalten, Tafel und Buch oder die sogenannte alte Eintracht einer genauern Durchsicht zu unterwerfen, und manche Bestimmungen, die im Laufe der Zeit veraltet waren, abzuändern, woraus die neue Eintracht entstand, welche noch heutiges Tags in Verbindung mit der alten und dem Buche die Grundgesetze der Stadt bilden.

Was nun die Empörer betrifft, so wurde ihnen zwar völlige Straflosigkeit dessen zugesichert, worin sie etwa gegen den Rath gefehlt hätten. Die übrigen

Verbrechen mußten aber bestraft werden. Die Mörder des Compthurs wurden enthauptet. Dasselbe Schicksal hatte Johann Dove, der eines Diebstahls überführt war, es auch nicht läugnen konnte, anvertraute Seidenwaaren untergeschlagen zu haben. Er hatte sich unter andern eine Haube von diesem Raube machen lassen, und die Zeugen wußten sich sogar noch deutlich zu erinnern, daß er nie gut zu sprechen gewesen wäre, wenn er diese Haube getragen. Die Meisten waren entflohen und wurden für immer aus der Stadt verwiesen.

Das Domcapitel war inzwischen ebenfalls heimgekehrt und blieb im Besitz seiner meisten Ländereien.

Auch mit dem Erzbischof kam (22. Sept. 1534) ein Vertrag zu Stande, demgemäß alle Zwistigkeiten mit der Stadt aufhören, dieselbe auch freie Religionsübung bis zu einem allgemeinen Concilium genießen und von der Wiedererbauung des Paulsklosters entbunden sein sollte, wogegen sie dem Erzbischof eine Schuldforderung erließ. Zur weitern Bekräftigung dieser Verhandlungen kam der Fürst selbst nach Bremen, wo er vom Rath zwei feiste Ochsen, ein Faß Wein, ein Faß Eimbecker, eine halbe Last Bremer und eine halbe Last Hamburger Bier, eine Last Hafer und zwei große Gefäße mit Hechten und Quappen zum Geschenk erhielt. Seinem Begleiter, dem Graf Anton von Oldenburg, wurde ein herrlicher Hengst gebracht.

Nachdem diese furchtbare Aufregung im Innern also endlich beigelegt war, konnte man auch wieder

den Nachbarn nachdrücklicher entgegen treten und dies war höchst nöthig, da sich bereits ein neuer heftiger Krieg vorbereitete.

Junker Balthasar.

Noch immer war jener ungebändigte, kriegerische Geist, welcher von jeher den friesischen Volksstamm besonders ausgezeichnet hatte, bei einigen Häuptlingen nicht erloschen, besonders aber bei denen, welche sich noch immer von der ostfriesischen Lehnsherrlichkeit unabhängig zu erhalten gewußt. Der minder mächtige Adel des Landes hatte sich zwar derselben fügen müssen und fand sich schon allmählig geehrt durch eine Bestallung des Grafen als Heerführer oder Amtmann. Aber die mächtigen Herrn von Jever und die Beherrscher des Harlingerlandes hatten beständig die Zumuthungen der Grafen stolz zurückgewiesen, stärkten sich durch Bündnisse mit auswärtigen Gewalthabern und ließen es jene häufig empfinden, daß sie seine Macht nicht fürchteten, sondern sich als Ebenbürtige betrachteten.

In der Herrschaft Jever erlosch dieser fehdelustige Geist indeß schon mit dem Ableben des Junkers Christopher, der in Folge eines kalten Trunks beim Ballspiel in seinem neunzehnten Jahre (1517) starb und dessen Schwestern ihre Besitzungen, um sie vor den lüsternen Nachbarn zu schützen, dem Herzoge von Burgund zu Lehn auftrugen.

Wenige Jahre hernach (1522) starb auch der andere Widersacher des gräflichen Hauses, Hero Omken; damit war aber keineswegs die Ruhe hergestellt, obgleich ihn von seinen vier Söhnen nur ein einziger überlebte. Aber dieser Mann, der Junker Balthasar, der nunmehrige Beherrscher von Esens, Stedesdorf und Wittmund stand seinem Vater nicht nach an Starrsinn und Hartnäckigkeit und mußte schon im Anfange seiner Regierung wegen seiner Seeräubereien von dem Grafen eine Züchtigung erleiden, und als er dennoch seine Raubzüge erneute, wurde er von demselben zum zweiten Male zum Gehorsam gebracht.

Im Jahre 1526 sah sich auch die Stadt Bremen genöthigt, die Waffen wider ihn zu ergreifen; doch wurde der Ausbruch des Krieges durch des Dänenkönigs Bevollmächtigten, den Ritter Johann von Jütland, verhindert. Alles Vorgefallene, so lauteten die Bestimmungen, sollte vergeben und vergessen und den beiderseitigen Untergebenen freier Handel und Wandel zugesichert sein. Etwaige Schuldforderungen sollten auf rechtlichem Wege, nicht durch Gewaltthätigkeiten, eingetrieben, und beim etwaigen Ausbruch von Zwistigkeiten zwischen dem Herrn von Esens und dem Rath von Bremen, von jeder Seite zwei Herren zu Schiedsrichtern ernannt werden.

Aber allen Gelöbnissen zum Trotz störte er die Ruhe immer von Neuem, sobald er sich wieder im Stande glaubte, seinen Widersachern gewachsen zu sein; und vergeblich waren selbst die wiederholten Vermittelungsversuche des Königs Christian, der nach seiner

Vertreibung aus Dänemark einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, in den Niederlanden eine Flotte zur Wiedereroberung seines Reichs zusammenzubringen, und nun seine Augen zu demselben Zweck nicht nur auf Harlingerland und Oldenburg richtete, deren Beherrscher, Balthasar und Graf Anton, seine Vettern waren, sondern auch auf Ostfriesland. Balthasar verharrte bei seiner Unbändigkeit und sah sich endlich nach vielen Kriegen und gegenseitigen Verheerungen genöthigt, sich in den Schutz des Herzogs von Geldern zu begeben, dessen Statthalter Bernhard von Hakefort sich sofort nach Esens begab und die schrecklichsten Grausamkeiten verübte.

Während dieser Zeit bewohnte Balthasar das Schloß Rosande bei Arnheim, das er von seinem nunmehrigen Lehnsherrn gegen Harlingerland in Tausch genommen und überfiel von dort aus verschiedene Male die Besitzungen des Grafen von Ostfriesland; er bemächtigte sich sogar des gräflichen Stammhauses Greetsyl.

Endlich waren beide kriegführenden Partheien erschöpft und es kam (1534) zwischen dem Grafen von Ostfriesland einerseits und dem Herzoge von Geldern und seinem Vasallen andrerseits zum Frieden, worin der Letztere seine sämmtlichen Besitzungen im Harlingerland wieder erhielt.

Aber der unruhige Geist des Junkers Balthasar regte sich bald darauf von Neuem. Sobald sich ihm (1537) die Gelegenheit zur Wegnahme eines bremer Schiffs darbot, ergriff er sie mit beiden Händen, und

vergebens verlangte der Rath die Rückgabe desselben. Das Schiff sei gestrandet, sagte er, und demzufolge sein Eigenthum. Wäre dies aber auch nicht der Fall gewesen, so würde er dennoch die Wiedererstattung verweigert haben, um die mancherlei Unbilden zu rächen, welche ihm die Stadt zugefügt. Denn dieselbe habe nicht allein den Vertrag vom Jahre 1517 gebrochen, indem sie seinen Unterthanen die Ausfuhr des Getraides von der Weser verweigert, seinem Feinde dagegen, dem Grafen Enno, mancherlei Kriegsbedarf zugeführt, sondern es hätten auch zwei seiner Unterthanen, trotz seiner eigenen dringenden Empfehlung, in der Stadt nicht zu ihrem Rechte kommen können; ja der Stadtschreiber habe sogar, und wahrscheinlich auf ausdrückliches Geheiß des Raths, unanständige Drohungen gegen ihn ausgestoßen.

Dem vor zehn Jahren mit ihm abgeschlossenen Vertrage gemäß, verlangte jetzt der Rath die Ernennung von Schiedsrichtern, um den Zwist zu vermitteln und brachte deshalb auf einer Zusammenkunft in Jever den Erzbischof in Vorschlag, oder das Kammergericht in Speyer, den Churfürst Johann Friedrich von Sachsen, den Herzog Ernst von Lüneburg, oder endlich des Junkers Lehnsherrn, Herzog Carl von Geldern.

Der Junker verwarf aber nicht nur diesen Vorschlag, sondern verlangte überdieß in seinem unbegränzten Uebermuth, die Stadt solle ihm als Beweis ihrer Hochachtung noch eine namhafte Summe Geldes überreichen.

Diese Zumuthung mußten die Bremer natürlich mit Hohn zurückweisen; die Unterhandlungen wurden abgebrochen, die bremischen Abgeordneten, Rathmann Johann Havemann und Henrich Suhlingen, so wie der Secretair Jacob Löwe gingen wieder zu Hause; von Seiten Balthasars hatte Hakefort der Unterhandlung beigewohnt und die Feindseligkeiten nahmen von Neuem ihren Anfang.

Als die Bremer sahen, daß Balthasar sich nicht darum kümmere, wie sie ihn beim Kammergericht zu Speyer verklagten, sondern von Neuem sich eines bremischen Schiffes, das mit Fischen beladen von Bergen gekommen war, bemächtigt, und die Besatzung ins Gefängniß geworfen habe, rüsteten sie das Tonnenschiff zum Kriege aus und schickten dasselbe mit einer starken Besatzung in See, um die Kreuzer Balthasars zu verfolgen.

Um diese Zeit ritt ein Kammerbote nach Esens und beförderte dahin ein strenges Mandat. Darüber ergrimmte der Junker höchlichst und verdoppelte seine Nachstellungen. Sechs Schiffe hielt er mit Gewalt an, zwei andere steckte er auf der Weser in Brand.

Da kam die Zeitung nach Bremen, daß drei mit Hamburger Bier beladene Fahrzeuge des Junkers auf der Elbe lägen, wovon es den beiden dahin geschickten Kriegsschiffen gelang, sich zweier zu bemächtigen. Auf denselben befanden sich neun Mann Besatzung und die Ladung bestand aus vier Brau Hamburger Bier. Zwei derselben nahmen die Bremer.

Das dritte Schiff war ihnen ebenfalls in die Hände gefallen. Als sich aber die an Bord befindlichen Bremer in dem Bier übernahmen, wurden sie ohne große Mühe von den Esenern übermannt und ans Land gesetzt.

Auch der Herzog von Geldern sah es ungern, daß die Bremer den Junker Balthasar beim Reichskammergericht verklagt hatten und, obgleich er erst im vorigen Jahre tausend Goldgülden von der Stadt empfangen, gegen die Verpflichtung, ihre Rechte in jeder Weise zu schützen, so verlangte er doch jetzt von ihr die Zurücknahme der Klage. Er könne und wolle nun einmal seinen Verwandten und Lehnsträger nicht aufgeben und pochte, im Fall er allein den Bremern nicht gewachsen sein sollte, mit dem Beistande des Königs von Frankreich und des Herzogs von Lothringen.

Die Stadt wandte sich ihrerseits an den Churfürsten von Sachsen, Landgrafen von Hessen, den Herzog Ernst von Lüneburg und die übrigen schmalkaldischen Bundesgenossen, welche ihre Verwendung beim Herzog von Geldern zusagten.

Inzwischen kam die Nachricht, daß Junker Balthasar sechs stark bemannte Hukboote habe in See stechen lassen, um sich der beiden bremischen Kriegsschiffe zu bemeistern, und weil man die Besatzung derselben zu schwach hielt, um dem Feinde Widerstand zu leisten, so wurden in der Eile einige Hundert Bootsleute auf Kähnen und Böten hinunter geschickt, die es aber nicht verhindern konnten, daß zwei Schiffe,

ein Hamburger, mit Fischen, und ein Groninger, mit Korn beladen, nach Esens aufgebracht wurden. Wegen des ungestümen kalten Wetters konnten sie nicht länger die offene See halten und mußten zurückkehren. Einige Zeit nachher trafen auch die beiden Kriegsschiffe wohlbehalten wieder ein.

Ein zweimastiges Schiff, das Sandstedt gegenüber lag, wurde durch die Geistesgegenwart des Kochs gerettet, welcher einige Büchsen auf die anrückenden Seeräuber feuerte, wodurch diese den Glauben gewannen, das ganze Fahrzeug sei voll Menschen, während doch außer dem Koch nur noch zwei Bootsleute und der Schiffsjunge sich darauf befanden.

Während dieser Zeit war der Herzog von Geldern gestorben, aber doch noch zu Wildeshausen ein vierteljähriger Waffenstillstand zu Stande gekommen; die beiderseitigen Gefangenen sollten ausgeliefert und zugleich Schiedsrichter ernannt werden, die Irrungen in Güte zu vergleichen.

Weil aber Balthasar trotz des Waffenstillstandes seine Räubereien fortsetzte und fünfhundert Mann in guter Rüstung bei einander hatte, so wurde in der Stadt ein neues Kriegsschiff zugerichtet und außerdem zwei andere, die so flach gebaut waren, daß man Balthasars Schmacken und Hukboote damit aufs Watt nachsetzen konnte. Jedes derselben war mit Geschütz, Kraut und Loth wohl versehen und führte eine Besatzung von siebenzig Mann. Diese Fahrzeuge fuhren hinunter nach dem Tonnenboyert, und bald darauf wurde die Zahl der Kriegsschiffe auf

sechs gebracht, so daß sie eine Landung auf den Inseln machen konnten, wobei neunzehn Häuser verbrannt und ein armer Pfaffe mit fortgeschleppt wurde.

Im folgenden Jahre (1539) sahen sich die Bremer wiederum genöthigt, Balthasars Schiffe von der Weser zu vertreiben. Bei einer Landung auf den Inseln wurden zwölf Mann, die sich zu weit ins Innere verlaufen, erschlagen oder gefangen genommen.

Bei der Rückkehr des Syndicus Dr. Joost Wahn wurde endlich der Junker in des Kaisers Acht und Uebermacht erklärt, der Geächtete unterließ indeß nicht seine Räubereien. Ja, sein Capitain, Franz Böhme, tastete nicht allein die Bremer und Danziger Schiffe an, auf welche seine Bestallung lautete, sondern verfolgte Freund und Feind. Dieser Corsar wurde jedoch auf Veranlassung eines Hamburgers, der ihn irre leitete, in der Ossebalge gefangen. Denn während er meinte, die Bremer wären schon wieder nach Hause und mit seinem Raube in jenes Gewässer einlief, fand er daselbst den Tonnenboyert, zwei Siedeschiffe, eine Barse und eine Pinasse, vor Anker. Vergebens bemühte er sich wiederum, die hohe See zu erreichen, da der Wind ihm zuwider war und das mit Zucker beladene Schiff, welches er geraubt hatte und mit sich führte, auf den Grund gerieth. Das Tonnenschiff lief zu ihm ein und beschoß ihn heftig, so daß er sich ergeben mußte.

Die Gefangenen, so wie die erbeuteten Schiffe wurden nach der Wittenburg gebracht und dort dem

Rath übergeben, worüber das bremische Kriegsvolk sehr aufgebracht wurde, da es gemeint hatte, sie wollten die Gefangenen gegen schweres Lösegeld freigeben, indeß geschah ihnen kein Unrecht dadurch; lautete doch ihre Bestallung, daß ihnen die halbe Beute und für jeden Gefangenen ein Gulden werden sollte.

Die Gefangenen wurden auf zwei Eichen nach der Stadt gebracht und die Seeräuber, ein und achtzig an der Zahl, einstweilen in den Thurm gesetzt; einige andere aber, welche in der Gefangenschaft der Räuber gewesen waren, nämlich drei Leute aus Danzig, ein Mohr und ein französischer Steuermann, wurden in einer Herberge untergebracht.

Vier Räuber befreiten sich aus ihrem Gefängniß und gelangten vermittelst eines Fahrzeugs bis nach der Hunte. Dort wurden sie aber von den Bremer Bootsleuten erkannt und wieder nach der Stadt zurückgeführt.

Am Donnerstag nach Michaelis wurde Franz Böhme und Ludewig, ein Herr von der Moorkirchen und dreißig ihrer Gefährten vor Gericht gestellt und von dem Notar Nicolaus ihre Anklage folgender Gestalt eingeleitet:

„Die hier anwesenden Seeräuber haben im verwichenen Sommer sich eigenmächtig und freventlich unterstanden, die gemeinen, handthierenden Kaufleute gegen Ihr. Kais. Majestät, unsers allergnädigsten Herrn, verkündigten Befehl und Landfrieden, auch wider alles Recht und Billigkeit, auf der gemeinen, offenbaren See zu beschädigen, über ihre eignen Be-

stallungsbriefe, die indeß an sich nichtig und ungültig sind, aus dem Grunde, weil dieselben von Junker Balthasar ausgestellt sind, der in des Heil. Reichs Acht erklärt ist. Sie haben nicht allein die Untersassen Kais. Majestät beleidigt, sondern sich auch an den Unterthanen der löblichen Könige von Frankreich, England und Portugal vergriffen und sie an ihren Schiffen, Völkern und Gütern beschädigt. Sie haben aus einem Portugiesischen Schiffe hundert und zwei und achtzig Kisten Zucker und drei Säcke Baumwolle, nebst einem Mohren genommen. Aus einem französischen Schiffe haben sie ein und zwanzig Tonnen Häringe und Fische entwandt, sammt einem Mann, Jacob genannt. Einem andern Franzosen haben sie ein Schiff mit Steinkohlen abgenommen, einem Engländer ein Tapetenstück und ein Handrad." —

Mit allen den genannten Gütern und Schiffen sind sie ergriffen und also auf scheinbarer That erfunden worden, so daß sie solches nicht ableugnen können.

Darauf wurde noch ein Brief der Gouvernantin der Niederlande und Schwester des Kaisers verlesen, in welchem sie den Rath aufforderte, das Recht über die Seeräuber ergehen zu lassen, weil dieselben auch ihren Unterthanen vielen Schaden zugefügt.

Die Räuber suchten sich dadurch zu vertheidigen, daß sie vorwandten, das Schiff im Treiben gefunden zu haben, der Zucker sei aber kein christliches Eigenthum, sondern gehöre den Juden. Endlich seien sie keine Seeräuber, die das Gewerbe auf eigne Hand

betrieben, sondern sie hätten einen Herrn und Bestallungsbriefe.

Darauf ward ihnen vorgehalten, daß sie allerdings das Schiff im Treiben gefunden hätten, aber erst nachdem sie die Leute davon gejagt, die sich mit dem Boot davon gemacht in der wilden See aus hoher Noth.

Auch ward die Richtigkeit ihres Vorgebens, daß der Zucker den Juden gehören solle, durch eine Bescheinigung des Raths von Antwerpen widerlegt, und da ferner Junker Balthasar gegenwärtig in die Acht erklärt sei, so wären die von ihm ausgestellten Bestimmungsbriefe ungültig. Zudem hätten sie auch diese Briefe in vielen Stücken übertreten, so daß sie nicht damit bestehen könnten.

Da sprach der Vogt: „Hier höret ihr, wie diese Gefangenen von wegen Kais. Majestät nach genugsamer Erkundigung für offenbare Seeräuber ausgewiesen und beschrieben worden. So ist auch ihre begangene That kund, rüchtig und offenbar. Darum wollt ihr einen Mann finden, der ein Urtheil finde, das recht sei."

Und es wurde das Urtheil gefunden, daß man sie mit dem Schwert richten sollte, damit sie die böse That nicht mehr ausübten.

Darauf wurden die Verurtheilten nach dem Richtplatz geführt. Der Herr von der Moorkirchen wurde, aus Rücksicht gegen seine Familie, zwischen den beiden Thoren von St. Anschari hingerichtet, sein Körper in einen Sarg gelegt und in der Anschari-Kirche

begraben. Franz Böhme aber und die übrigen wurden außerhalb der Stadt enthauptet, ihre Leichname auf Remberti-Kirchhof begraben und ihre Köpfe bei Walle auf einen Galgen genagelt.

Die übrigen Seeräuber wurden am folgenden Tage enthauptet.

Als Junker Balthasar erfuhr, daß die Feinde diese seine Leute hatten hinrichten lassen, ließ er einigen Bremern, die sich in seiner Gefangenschaft befanden, ebenfalls die Köpfe abschlagen.

Mit der Achtvollstreckung war der Bischof von Münster, die Herzöge von Lüneburg und Jülich, die Grafen von Oldenburg und Ostfriesland, so wie die Städte Hamburg und Bremen beauftragt. Aber Balthasar, der bald einsah, daß die Kreistruppen nichts gegen ihn unternahmen, sah die Achterklärung für eine bloße Formalität an, mit deren Ausführung man nicht eilen werde und verstärkte seine Macht mit fünfzehn hundert Mann, so daß alle Umwohnenden in Furcht geriethen.

Gegen Pfingsten wurde es lautbar, daß Junker Balthasar sich rüste zu Wasser und zu Lande, um die bremischen Schiffe anzugreifen, welche seine Küsten besetzt hielten, und darauf in das Gebiet der Stadt selbst einzufallen. Die Bremer kamen ihm aber zuvor und kehrten mit reicher Beute von seinen Besitzungen zurück.

Einige Zeit nachher bat das Fräulein Maria von Jever durch ihren Bevollmächtigten, den Junker Boyng von Oldersum, den Rath um Beistand gegen

Junker Balthasar, der, um sie zu einem Bündniß gegen die Bremer zu zwingen, in ihr Gebiet eingefallen sei, über fünfhundert Häuser verbrannt und viele von ihren Unterthanen gefänglich mit weggeführt habe. Der Rath gewährte gern die verlangte Hülfe gegen den gemeinsamen Feind und gab dem Junker alsbald ein Fähnlein gemusterter Knechte mit, unter Anführung des Hauptmanns Andreas von Lübbecke. Eine andere Abtheilung von Knechten, die besonders durch Männer aus Lehe und dem Lande Wursten verstärkt war, wurde zu Schiffe nach Jeverland gebracht und nach Vereinigung der beiderseitigen Streitkräfte wurde ein gemeinschaftlicher Einbruch in Balthasars Gebiet ausgeführt. Der Junker war seinen Gegnern nicht gewachsen; er mußte das Feld räumen und hinter den Wällen seiner Burgen, Esens und Wittmund, Schutz suchen. Auch konnte er nicht verhindern, daß die Hauptleute das Vorwerk vor Wittmund verbrannten, wobei sie zwölf Pferde mit Harnischen erbeuteten.

Des Sonnabends vor Johanni trafen die Hauptleute Meinert von Hamme und Jasper von Morwick wieder in Bremen ein, die der Rath nach Minden gesandt hatte, um Landsknechte anzuwerben. Sie führten drei Fähnlein derselben mit sich, die der Stadt auf drei Monate zugeschworen.

Bei der Nachricht, daß die Kriegsleute der Stadt eine so ansehnliche Vermehrung zu erwarten hätten, wuchs ihre Zuversicht, und es ward auch von den Schiffen aus eine Landung bewerkstelligt, wobei die

Bootsleute eilf Pferde von großer Schönheit erbeuteten, die nach Bremen gebracht und dem Rath überantwortet wurden. Noch lange nachher hielt man im Marstall Hengste von der Zucht dieser edlen Thiere.

Eine zweite Landung, welche sie auf den Rath zweier Weiber unternahmen, fiel weniger glücklich aus. Denn des Junkers Leute lagen im Hinterhalt und erschlugen viele Bremer. Einige Gefangene wurden gegen ein Lösegeld wieder freigegeben.

Bei dieser Gelegenheit wäre das eine Siebeschiff beinahe in die Gewalt der Feinde gerathen, doch wurde es durch die Geistesgegenwart und unermüdliche Thätigkeit des Büchsenschützen Johann Wiggers gerettet, der sich mit drei Bootsleuten auf demselben befand. Wenn sie nicht die hohe See erreichten, so waren sie verloren. Es war aber eine gefährliche Arbeit, aus dem Tief herauszukommen, da des Junkers Leute in großer Anzahl zu beiden Seiten neben dem Schiffe herliefen und es mit Hellebarden und Spaten an's Land zu ziehen suchten. Indeß wußte Johann Wiggers diese Geräthschaften vermittelst eines Handbeils unschädlich zu machen, und mit der Büchse erlegte er manchen Feind, bis endlich Mannschaft und Fahrzeug in Sicherheit waren.

Indessen wurde die bremische Kriegsmacht noch durch zwei in Holstein angeworbene Fähnlein Knechte vermehrt und jetzt, nachdem die Bundesgenossen das ganze Harlingerland mit Feuer und Schwert verwüstet und, nach Balthasars Beispiel, selbst die Glocken aus den Thürmen genommen hatten, waren sie im Stande, sich

an den Vesten des Feindes, Esens und Wittmund, zu versuchen. Die Bremer lagerten sich vor Esens, worin sich Balthasar befand. Wittmund wurde von Boyng belagert. Fast täglich fielen kleine Gefechte vor; in einem solchen fiel auch der Rittmeister der Stadt, Heinrich Woltke, und wurde in Stedesdorf begraben.

In Bremen selbst war man unablässig bemüht, die Belagerer mit allen Bedürfnissen reichlich zu versehen. Durch die Schmiede wurden 12,000 Feuerpfeile zugerichtet und die Büchsenmeister verfertigten Feuerkugeln, um Esens, wo große Vorräthe von Heu und Stroh waren, in Brand zu stecken und dadurch zur Uebergabe zu zwingen. Auch wurden einige hundert mit allem Nöthigen versehene Schanzgräber ins Lager vor Esens geschickt. Im Stadtgebiete mußten je zwei Bauleute einen starken Gräber dazu stellen und mit Geräthschaften und Speise versehen, desgleichen schickten vier Köter einen Gräber.

Bei dieser Rührigkeit durfte natürlich auch die Pulvermühle vor dem Brückethor nicht feiern, die aber am Mittwoch nach Bartholomäi des Abends 7 Uhr in die Luft flog. Glücklicherweise war den Tag über der Pulvervorrath größtentheils weggefahren, sonst würde dies Ereigniß für die Stadt wohl verderblicher gewesen sein.

Zur Bestreitung der bedeutenden Kriegskosten wurde auf des Raths Begehr von der ganzen Gemeine ein vierfältiger Schoß bewilligt, von einer Bremermark

vier Schwaren; jedes Haus durch die ganze Stadt erlegte zwei, und Keller und Buden eine Bremermark.

Auch begaben sich in das Lager, der bessern Aufsicht wegen, der Bürgermeister Diedrich Hoyer als Oberfeldherr, wie auch die Rathmänner Lüder Gottfrieds und Tiele von Kleve und die Alterleute Dierk Oldings und Hinrich Ballehr.

Nun wurde das schwere Geschütz die Weser hinunter nach Esens gebracht; dazu große Feuermörser und Tonnen mit Kraut und Loth, so wie Feuerkugeln die Menge. Dazu lieh der Herzog von Lüneburg der Stadt zwölf große Büchsen, sammt einigen Büchsenmeistern. Die noch weiter erforderlichen stellte der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen. Zeugmeister war Franz Renner. Jetzt zog sich das Lager näher an die Stadt und wurde heftiger berannt. Vierundzwanzig Geschütze wurden in den Schanzen aufgestellt und dreihundert Kugeln in die Stadt geworfen, sammt vielen Feuerkugeln, durch welche die Stadt in Brand gerieth und der beste Theil der Stadt, so wie die Kirche und die Vorburg selbst in Asche gelegt wurden (9. Oct.).

Während so der Krieg in der Stadt und vor der Stadt wüthete, daß selbst eine große Feuerkugel in Balthasars Gemach fiel, lag dieser auf seinem Sterbelager. Bis zu seinem Tode blieb er seinem Schwur getreu, ewig der Bremer Feind zu sein und seine letzten Worte geben von seinem starren ungebeugten Sinn die beste Kunde: „Nun wollte ich, daß ich mein Land in den Abgrund treten könnte, daß es nicht den Bre-

mern zu Theil würde" (17. Oct.). Mit diesen Worten verschied er, mit der Reichsacht beladen, von allen seinen Freunden verlassen, umgeben von den rauchenden Trümmern seiner Stadt.

Nach einiger Zeit ergab sich Esens, und auch Wittmund, bei dessen Belagerung der Befehlshaber Boyng von Oldersum (12. Nov.) erschossen war, konnte sich nicht länger halten aus Mangel an Lebensmitteln.

Die Bremer gaben dem Fräulein von Jever 12,000 Ducaten Abstandsgelder für Wittmund, erwarben dadurch den ungetheilten Besitz des Harlingerlandes mit Esens, Wittmund und Stedesdorf und belehnten damit, da Balthasar unbeerbt gestorben war, auf die Verwendung des Landgrafen von Hessen, des Junkers Schwester Anna, Gräfin von Retberg, und deren Sohn Johann, mit der Bedingung, daß die Gräfin der Stadt die Kriegskosten wieder ersetzen, keine Seeräuberei dulden und das Strandrecht abschaffen, den Bremern auch im Nothfall ihre Festungen öffnen und erforderlichen Falls mit Kriegsleuten unterstützen sollte (1. Dec. 1540).

Die Gräfin lag in Berend Schaarharens Hause in der Queerenstraße in der Herberge, und der junge Graf Johann war noch so kindisch, daß er und die Nachbarknaben sich gegenseitig in der Winde schaukelten.

Im folgenden Jahre (1541) segelte er mit seiner Mutter nach Esens. Die Rathmänner Lüder von Belmer und Lüder von Reden waren ihnen von Seiten der Stadt mitgegeben, um ihnen die Häuser Witt-

mund und Esens zu übergeben und das Land schwören zu lassen.

Indessen blieb Bremen nur kurze Zeit im Besitz der Oberlehnsbarkeit des Harlingerlandes. Zuvor brachte Enno's Wittwe die Ansprüche der Grafen von Ostfriesland auf jene Landschaft vor und verklagte die Stadt beim Reichskammergericht. Durchgreifender aber verfuhr der Kaiser selbst, der als jetziger Herzog von Geldern wieder die Oberlehnsbarkeit des Landes an sich zog, die Gräfin von Ratberg aber und ihren Sohn damit wieder belehnte.

Tagebuch der zweimaligen Belagerung der Stadt durch die kaiserlichen Obristen von Croning und Wrisberg und durch Erich von Braunschweig.

Um diese Zeit gestalteten sich die Angelegenheiten des gesammten Deutschlands wegen der religiösen Wirren immer verwickelter. Die Protestanten hatten zu Schmalkalden einen Bund zu gegenseitiger Unterstützung wider die Uebergriffe der Katholiken geschlossen, und die Letzteren traten dagegen in Nürnberg zu dem sogenannten „heiligen Bunde" zusammen. Dem Kaiser Karl konnte sich keine günstigere Gelegenheit zur Unterwerfung der protestantischen Landesfürsten darbieten, und Alles zitterte vor dem Kriege, der jetzt nothwendig ausbrechen mußte, einem Kriege, wo die bloße religiöse Meinungsverschiedenheit hinlängliche Entschuldigung von Mord, Brand und allen erdenklichen Grausamkeiten geben konnte.

Der Kaiser hatte den Churfürsten von Sachsen zum ersten Opfer ausersehen, und um die niedersächsischen Stände zu verhindern, ihm zu Hülfe zu kommen, dem Statthalter von Seeland, Freiherrn Jodocus von Croning und seinem Kriegsobristen, Christoph von Wrisberg, befohlen, Niedersachsen mit einer starken Heeresmacht heimzusuchen und die Protestanten in Schach zu halten. Diese Feldherren eroberten (1547) nach einander Teklenburg, Osnabrück und Minden und näherten sich darauf der Stadt Bremen, weshalb diese darauf bedacht sein mußte, die schwachen Punkte der Stadt zu befestigen, wozu (14. Febr.) im Hemelinger Holze viele starke Eichbäume gefällt wurden. Denn sie war zum hartnäckigsten Widerstand entschlossen.

Es zeigte sich bald, daß diese Vorsicht nicht überflüssig gewesen war, da der Feind schon wenige Tage hernach (19. Febr.) unentsagt ins Hollerland einfiel und dasselbe plünderte.

Am folgenden Tage (20. Febr.) des Sonntags zu Fastnacht nahmen die Feinde zu Horn die Glocke aus der Kirche, zerstörten den Thurm und die Orgel und plünderten in diesem Dorfe und dem benachbarten Schwachhausen, worauf sie an der Stadt vorüber gingen und zwar in einem so dunklen und nebeligen Wetter, daß es einige kecke Burschen wagten, an das Stadtthor zu klopfen und die Bürger zu verhöhnen, welche sich auf der Wache befanden. Der Zug ging durch die Hempstraße nach Walle, wo die Heerführer ihr Hauptquartier aufschlugen, während die Kriegsleute sich in den umliegenden Dörfern lagerten. Unter-

wegs war noch des Bürgermeisters Diedrich Hoyer großes Vorwerk sammt drei andern Häusern den Flammen Preis gegeben. Einige Kriegs- und Bootsleute erwischten aber doch zehn von den Nachzüglern, von denen man in der Stadt einigen Aufschluß über die Angelegenheiten des Feindes erhielt. Derselbe war ein und zwanzig Fähnlein Fußvolk und zwölfhundert Reiter stark.

Der Rath in der Besorgniß, der Feind möchte auch nach Bederkesa ein Streifcorps entsenden, schickte dahin am nächsten Tage (21. Febr.) zur Verstärkung der Besatzung den abgesetzten Vogt aus Stedingerland, Arend Uken, mit sechs rothen Landsknechten.

Um Lebensmittel ins Lager zu schaffen, setzten die Feinde am 22. Februar bei Gröpelingen mit zwei Kähnen über die Weser. Aber die Viehländer bemerkten sie noch früh genug, um mit allem Vieh und den Pferden nach der Stadt zu kommen.

Alle Tage rückten kleinere Haufen zur Stadt hinaus, um keine Gelegenheit unbenutzt zu lassen, dem Feinde zu schaden. So erbeuteten zwanzig Boots- und Kriegsleute (23. Febr.) in der Herberge zu Uphusen einen gewaltigen Rüstwagen und zehn reisige Pferde mit den Reitern. Der Schreiber entkam in der Nacht. Von Minden aus wurde dem Feinde mancherlei Vorschub gethan, es befanden sich viele derselben im Lager, und auch dieser Wagen gehörte einem Mindener Junker, Hilmar von Querum.

Einen ähnlichen Zug unternahmen einige Tage hernach (1. März) mehrere Bürger, Bootsleute und

Knechte, über hundert Mann stark, welche zum Altenesche einige Reiter gefangen nahmen.

Gräulich wirthschaftete Croning im Stadtgebiete und errang sich dadurch große Gunst bei dem Erzbischof. Dieser geistliche Herr stand (24. Febr.) auf dem Kirchhof zur Burg und konnte seine Freude nicht verbergen bei dem Anblick der Feuer- und Rauchsäulen, welche an allen Punkten des Holler-, Block- und Viehlandes in die Luft stiegen. Er lachte laut auf, fuhr mit der Hand um den Kopf und rief: „So muß es kommen.“ Freilich konnten die Bremer für den Augenblick diesen Gräueln der Verwüstung keinen Einhalt thun, sie suchten aber um so eifriger, dieselben zu rächen. Auch schlugen sie dem Erzbischof ab, zu ihm hinaus zu kommen nach dem Jodenberg außer dem Doventhore zur Unterhandlung (25. Febr.). Wenn er etwas vorzutragen habe, möge er nach alter Gewohnheit mit zwanzig oder dreißig Pferden in die Stadt kommen. Darauf wurden die Geschütze auf den Wällen gelös't, so daß sich der Bischof eilends davon machte.

Emsig wurde fortwährend an der ferneren Befestigung der Stadt gearbeitet, auch Uthbremen und die Ueberreste des Paulsklosters niedergebrannt, damit sie, so nahe vor der Stadt belegen, dem Feinde keinen Stützpunkt gewähren sollten. Die Brandmeister waren Berend Feldhusen, Carsten Schnedermann, Carsten Pohlemann, Arp Schildesohrt, Johann Kußfeld, Dammuw Hoffschläger und Matthias von Stade. Außerdem wurden noch die Mauern durchgebrochen,

welche St. Stephani beim Schwanengatt von der übrigen Stadt schied und eine Brücke über den Graben geschlagen, damit die Bürger sich im Fall der Noth einander besser die Hand bieten könnten, so wie (2. März) die St. Remberti-Kapelle niedergebrochen.

Jetzt hielten sich die Bremer vollkommen sicher hinter ihren Festungswerken und deshalb lehnten sie auch das Anerbieten des Grafen Christoph von Oldenburg, der (1. März) mit dreißig Pferden in Bremen einritt, die Unterhandlungen zu vermitteln, ab.

Am 2. März wurde ebenfalls ein glücklicher Ausfall unternommen. Es verlautete nämlich, daß von Verden her zwanzig Wagen mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen nach dem Lager geführt würden und Andreas von Lübbeke rückte den Feinden an der Spitze einiger hundert Landsknechte und eines Reiterhaufens entgegen. Bei ihrer Annäherung wurden die Gegner flüchtig nach der Richtung von Lilienthal, wo Viele im Moore stecken blieben. Ein Rüstwagen und zwei Gefangene waren der Lohn der Sieger.

Eben so machten sich (3. März) über hundert Bürger, Bootsleute und Knechte auf nach Delmenhorst, wo sie einen Karren mit einer schönen Rüstung erbeuteten, die ein Kaufmann aus Wesel nach dem Lager zu bringen beabsichtigte. Die Beute war über fünfhundert Thaler werth und wurde folgenden Tags vertheilt.

Am 4. März wurden die Hausleute vom Strom nach Delmenhorst hin entboten, um Brandschatzung zu geben, ein Jeder zwanzig Thaler; das Kirchspiel

Huchting hatte vierhundert, das ganze Viehland fünfzehn hundert Thaler zu entrichten. Trotz dieser Brandschatzung aber wurden die meisten Wohnungen vom Feinde geplündert und in die Asche gelegt.

In der Stadt ging das Gerücht, es kämen Schiffe die Weser herunter mit Geschütz und allerlei Nothdurft für das Lager. Es wurde deshalb ein Siedeschiff auf Kundschaft geschickt und dies bemächtigte sich oberhalb Verdens eines Bocks, der wohlbeladen war mit Wein, Brot, Bier, Harnischen und allerlei Waaren, die ins Lager sollten. Bei der Theilung der Beute machten die Kriegsleute dem Rath ein Geschenk mit einem Fasse Wein (5. März). Desselben Tags blieben einige Bürger und Knechte bei Uthbremen in einem Gefecht mit dem Feinde, andere wurden verwundet.

Am 6. März hielten sich die Feinde ganz ruhig im Lager, obgleich der Stadt Reiter und Knechte in Walle einfielen; denn sie waren emsig damit beschäftigt, bei Gröpelingen eine Brücke über die Weser zu schlagen, um einerseits beständig freien Zutritt nach dem Viehlande zu haben, andererseits aber der Stadt die freie Fahrt auf dem Strom zu benehmen.

Gelang das dem Feinde, so gerieth die Stadt dadurch in große Noth und man mußte aus allen Kräften dahin streben, die Sache zu hintertreiben. Die Reiterei mußte also folgenden Tags einen Ausfall unternehmen, wodurch die Aufmerksamkeit der Feinde nach Walle geleitet wurde. Zu derselben Zeit aber zogen Bürger, Bootsleute und Knechte in großer An-

zahl des Morgens 10 Uhr zum Brückethor hinaus nach Lankenau, bemächtigten sich der Schiffbrücke, und verbrannten sie; die Anker wurden auf Wagen nach Bremen gefahren. Die übrigen Schiffe mußten am Lankenauer Ufer anlegen.

Als sie am Abend wieder in Bremen einrückten, führten sie neun und vierzig Gefangene mit sich und vierzehn Schiffsanker und Mastbäume. Sie waren bei dieser Arbeit vierhundert Mann stark.

An demselben Tage wurden auch einige Thürme abgebrochen, die mehr zum Schein als zur Vertheidigung in der Stadtmauer angebracht waren.

Einer der schwächsten Punkte der Stadt war die Gegend des Schwanengatts, weshalb der Feind, wie man wußte, dort einen Angriff zu machen beabsichtigte. Der Graf Christoph von Oldenburg hatte schon bei seiner Anwesenheit, als er in Begleitung des Raths die Festungswerke in Augenschein nahm, den Rath gebeten, dasselbe zuzudeichen und dieser Vorschlag wurde jetzt in Ausführung gebracht. Ueberhaupt wurde aller Orten eifrig gearbeitet und die St. Stephaner gingen in ihrer Beharrlichkeit den Uebrigen mit gutem Beispiele voran.

Obgleich die Einwohner von Lankenau Brandschatzung gezahlt hatten, wurde ihr Dorf dennoch (8. März) vom Feinde verbrannt.

Ein weiterer Versuch, die Stadt zur Unterhandlung mit Wrisberg zu bewegen, schlug wiederum fehl. Am 9. März nämlich kamen die Räthe des Bischofs von Münster mit sechszehn Pferden von Delmenhorst

und verlangten eine Unterredung mit dem Rath. Darauf begaben sich die beiden Bürgermeister, Sierich Hoyer und Arend Esich, mit einer Bedeckung von sechszig Hakenschützen zu ihnen hinaus, lehnten aber ihren und den Vorschlag der Räthe des Grafen Johann von Ritberg ab, mit Wrisberg einen Vertrag zu schließen, demzufolge der Stadt die volle Religionsfreiheit verbleiben, sie sich aber von dem evangelischen Bunde trennen sollte. Den Unterhändlern wurde für ihre Mühe gedankt mit der Andeutung, der Rath habe mit Wrisberg nichts zu thun.

Indessen hatte die Stadt noch einen neuen Feind gewonnen. Bei der Nähe der Grafschaft Delmenhorst nämlich rechnete das Belagerungsheer darauf, von dorther Lebensmittel und Futter zu beziehen, was aber von dem münsterschen Drosten des Hauses Delmenhorst möglichst verhindert wurde. Das erbitterte die Heerführer, und sie schickten Abgeordnete an den Grafen Anton von Oldenburg, welche ihm die Ansprüche seines Hauses an Delmenhorst ins Gedächtniß zurückriefen und ihm den vollen Besitz desselben im Namen des Kaisers zusicherten, wenn er sich der Grafschaft bemächtigen würde, wie auch des Dorfes Lehe mit allem Zubehör und Gerechtigkeiten. Dafür verlangten sie von ihm vier Stück grobes Geschütz und vier Feldstücke mit Kraut und Loth versehen, vier Fähnlein guter Landsknechte, dreihundert Mann stark und im Nothfall weiteren Beistand. Diese Uebereinkunft war schon am 27. Februar geschlossen.

Beiläufig sei hier nur bemerkt, daß Graf Anton später die Veste Delmenhorst wirklich eroberte, die auch seitdem dem Hause Oldenburg verblieben ist.

Die erste Wirkung jener Unterhandlungen zeigte sich, als der Graf den 10. März ein großes Bremer Schiff auf der Weser wegnahm und dasselbe, Wrisberg zu Gute, mit einer starken Besatzung und vielem Geschütz versah; erst als die Hamburger auf der Weser erschienen, mußte er dasselbe wieder übergeben.

Auch hatte sich der Graf ins Lager nach Walle begeben, und Wrisberg gab ihm zu Ehren ein großes Gastmahl. Da wurden vom Walle beim Stephanithor aus in dem Hause, wo die Herren tafelten, die Kessel vom Feuer geschossen. Andere Kugeln trafen die Kapelle und den Thurm im Walle.

Beinahe wäre der Erzbischof selbst (11. März) in die Gefangenschaft der Bremer gerathen; nur ein Zufall rettete ihn. Man hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß derselbe gesonnen sei, in der Nacht unter einer Bedeckung von sechszig Reitern durch das Hollerland nach Walle zu reiten und es rüstete sich ein Haufen von tausend Reitern, Knechten und Bürgern, um ihn mit den Seinigen todt oder lebendig in die Stadt zu bringen. Da hörte der Camerarius Tiele von Cleve, daß die Magd der Wietings aus der Burg in der Stadt sei, und weil er vermuthete, dieselbe sei vom Feinde auf Kundschaft ausgesandt, ließ er sie vor sich bringen, und nach einem einstündigen Verhör wurde sie als unverdächtig mit Zustimmung des alten Camerarius, jedoch gegen den Willen der Bürger,

wieder entlassen. Aber das Mädchen war nicht so-
bald in Walle angelangt, als sie den Anschlag der
Bremer verrieth, worauf die Trommel im Lager ge-
rührt wurde und Jeglicher seine Rüstung anlegte, um
den Ueberfall zu verhindern.

Da machte sich der Unwille der Bürger in lauten
Drohungen Luft; sie erinnerten an den Umstand, daß
der Kämmerer in gutem Einvernehmen mit dem Erz-
bischof stände, und er mußte sich vor dem Rath durch
einen Eid vom Verdacht des Verraths reinigen.

Den 15. März kehrten wiederum einige Bürger
und Knechte aus Berne im Stedingerlande zurück,
mit einer Beute von neunzehn Ochsen, neun Pferden,
vierzig Schweinen und fünf Gefangenen. Eine Unter-
handlung, welche die Stiftsgenossen zu Bremen ein-
zuleiten suchten, schlug wiederum fehl.

Rüstig wurden die Festungsbauten fortgesetzt. Am
16. März zog der Stadtbaumeister Johann Bellmer
wiederum zu diesem Behuf, in Begleitung vieler
Bürger und Bootsleute und mit einer Bedeckung von
zwanzig Reitern, nach dem Hemelinger Holz, wo
eine Menge Bäume gefällt wurden. Eilf Böcke
brachten dieselben an die Stadt, ohne daß der Feind
es hindern konnte.

Am folgenden Tage (17. März) ordneten sich die
neu geworbenen Landsknechte außerhalb der Stadt in
zwei Fähnlein. Sie wurden von dem Feinde als
Jungfernknechte verhöhnt, was sie mit Pfaffenknechten
und Galgenbrechern erwiderten.

Den 18. März kamen zwei und dreißig Bootsleute, Bürger und Knechte aus dem Lande Wursten mit einer reichen Beute an Tuch. Als sie nach Dorum kamen, nahmen sie vorsichtig die Taue und Leitern von der Glocke, damit kein Aufsehn gemacht werden könnte, und fielen dann in Lüer Orweden's Haus ein. Es befanden sich gerade fünf Vögte aus dem Lande daselbst, die aber nach hartnäckiger Gegenwehr überwältigt und auf Gelübde und Eid gefangen genommen wurden. Lüer selbst entkam durch's Fenster. Das Haus wurde geplündert; es wurde so viel englisches Tuch mitgenommen, als sie überwegbringen konnten und in seinem Comptoir fanden sie hundert und funfzig Thaler. Dieser Lüer Orwede war vor Zeiten Bürgermeister in Oldenburg gewesen und hatte sich immer als Widersacher der Bremer bewiesen; deswegen wurde ihm das gedacht.

Den 19. März wurden in Delmenhorst eilf Pferde und acht Gefangene erbeutet, von Osnabrück gebürtig. Einer derselben war Rathmann und Secretarius, und im Lager gewesen, um Wrisberg tausend Gulden einzuhändigen, damit sie ihr Geschütz, das sie ihm versprochen hatten, in der Stadt behielten. Diese Leute wurden ohne Lösegeld wieder freigelassen.

Den 22. März berichteten einige Hausleute, daß in dem Dorfe Hasbergen eine Tonne mit Gold angelangt und vorläufig im Mist verborgen worden sei. In der Hoffnung auf eine gute Beute machten sich zwei Fähnlein Knechte und einige Reiter dahin auf.

Nachdem sie eine Weile Nachforschung gehalten, fanden sie wirklich eine Häringstonne, welche sie voller Freuden auf einen Wagen legten. Sie waren aber zu erwartungsvoll, als daß sie die Rückkehr nach der Stadt hätten erwarten können und öffneten dieselbe, als sie auf dem Damm zum Wartthurm angelangt waren. Da fand es sich, daß darin kleinere, mit Kieseln und Steinen ausgefüllte Tönnchen waren. Darüber wurden sie sehr zornig, denn sie waren bei dem anhaltenden Regenwetter ganz durchnäßt und wurden obendrein bei ihrer Rückkehr nach der Stadt nicht wenig verspottet.

Während aller dieser Bedrängnisse des Krieges waren, im Gegensatz gegen die große Theurung im verwichenen Jahre, die Preise aller Lebensbedürfnisse außerordentlich niedrig, weil die Fischerei in der Weser so einträglich war, daß der Fang zum Oeftern sechszig Lachse an einem Tage brachte. Bemerkenswerth ist es außerdem, daß, was seit Menschengedenken nicht vorgekommen war, der Stint im Bereich der Stadt sich in solcher Menge zeigte, daß ein großer messingener Kessel voll häringsgroßer Fische dieser Gattung nicht mehr als einen Groten kostete. Denselben Preis bezahlte man für 10 bis 11 Häringe. Korn und andere Lebensmittel waren in der Stadt in beneidenswerther Fülle aufgehäuft.

Am 26. März wurde Lülff Rehbock, ein braunschweigischer Edelmann, der einige Tage vorher in einem Gefechte mit den Bremern erschossen war, von den städtischen Todtengräbern bei der Windmühle vor

dem Stephans-Thor wieder aufgegraben, und mit einem neuen Laken in einen Sarg gelegt, den Diedrich von Mandelsloh Frau zu diesem Behuf hatte machen lassen. Darauf wurde die Leiche dem Feinde auf dem Deich bei den Ziegelhäusern unter Augen getragen, wo dieselbe von den beiden Edelleuten Tonnies von Münchhausen und Oswald Leuers in Empfang genommen wurde, welche eine lange Unterredung mit dem Rathmann Diedrich von Mandelsloh hielten, welcher die Aufforderung jener Beiden wegen Uebergabe der Stadt kräftig zurückwies.

Am nächsten Tage kamen einige große Geschütze im Lager der Feinde an, mit denen sie von der Waller Schanze aus die Stadt beschossen. Doch fielen die Kugeln, mit Ausnahme einer neunpfündigen, welche in einem Hause der Krummenstraße unterm Bette aufgefunden wurde, alle im Felde nieder, ohne die Stadt zu erreichen.

Inzwischen hatte der Feind eine neue Schanze, Walle gegenüber, an der Weser, angelegt, welche den Strom beherrschte. Zur Zerstörung derselben wurde am 31. März, des Morgens um 4 Uhr, ein Ausfall unternommen, und während vier Fähnlein und ungefähr hundert Reiter sich nach dem Waller Felde begaben und die ganze Aufmerksamkeit des Feindes nach dieser Seite hinzogen, fuhren die Bootsleute mit drei Siedeschiffen und einem Bock, die den Abend vorher zu diesem Behuf mit starker Besatzung und vielem Geschütz versehen waren, die Weser hinab. Eine Bedeckung von dreihundert Bürgern aus St.

Martini Kirchspiel, bei welchem sich der spätere Bürgermeister Johann Brand als Fähnrich befand, rückten durch das Brückethor aus der Stadt, um den Schiffen als Bedeckung zu dienen wider den Anlauf der Feinde und ihnen zu Hülfe zu kommen, wenn sie etwa auf den Sand gerathen sollten.

Unverweilt erfolgte der Angriff; der Trommelschläger ward erschossen, die Feinde aus der Schanze vertrieben, und sieben Geschütze erbeutet und auf die Schiffe gebracht. Dann steckten die Bremer die Hütten an und fuhren noch weiter stromabwärts, raubten und plünderten und nahmen viele Leute gefangen, die man ins Lager führen wollte.

Während an der Weser die Schanze genommen wurde, fand im Waller Felde ein hitziges und blutiges Gefecht Statt. Auf bremischer Seite blieben dreizehn Mann und vierzig geriethen in Gefangenschaft, unter welchen sich auch der Hauptmann Gerd Hinrichs und sein Lieutenant befanden. Doch war der Verlust der Feinde an Todten und Verwundeten, die sie im Verlauf des Tages mit Wagen vom Schlachtfelde fortschafften, viel größer, und selbst der feindliche Heerführer von Croning erhielt bei dieser Gelegenheit eine Schußwunde im Kopf, an welcher er nach wenigen Tagen verschied. Die Leiche wurde mit großer Feierlichkeit im Verdener Dom begraben. Nach seinem Tode übernahm Wrisberg den Oberbefehl über die Kaiserlichen.

Dieser hielt es für gerathen, schon am Tage nach diesem Treffen (1. April) die Belagerung der Stadt

aufzugeben, da er die Annäherung der Hamburger vernahm, welche der Stadt zu Hülfe eilten und mit sieben gewaltigen Boyern und sechshundert auserlesenen Bootsleuten, nachdem sie Jeverland, weil es ein burgundisch Lehen war, zuvor geplündert hatten, bereits in die Weser eingelaufen waren.

Nach einer Belagerung von sechs Wochen weniger einem Tag brachen die Kaiserlichen auf, steckten ihre vier Läger, so wie die Dörfer Walle, Gröpelingen und Oslebshausen in Brand, so wie auch vierzig Schiffe, welche im Lesmerbrook und auf der Weser lagen, wodurch sie der Stadt einen Schaden von vielen tausend Goldgülden zufügten. Darauf nahm Wrisberg seinen Aufenthalt im Stift, in Marssel und der Umgegend.

Selbiges Tages nahmen die Siedeschiffe auf der Ochum, wo es noch nicht bekannt war, daß der Strom wieder frei sei, sieben Kähne, welche oldenburgischer Seits mit Sätteln, Kramgut, Wein, Bier, Brot, Speck und andern Lebensmitteln nach dem feindlichen Lager abgeschickt waren. Die Güter wurden in Bremen getheilt und gebeutet; die Lebensmittel erstand der Rath, um Bederkesa damit zu verproviantiren.

Delmenhorst und Harpstedt werden wieder oldenburgisch.

Schon eben ist gemeldet worden, daß dem Grafen Anton von Oldenburg von dem kaiserlichen Feldhauptmann die Veste Delmenhorst versprochen war, wenn

er ihm thätig Beistand leisten würde. Am 2. April griff derselbe mit fünfhundert Mann, die er im Geheimen zu diesem Zweck zusammengezogen hatte, nach vorhergegangenem Fußfall und feierlichem Gelöbniß, seines eigenen Lebens nicht zu achten, um sein väterliches Erbe wieder zu gewinnen, das Schloß in aller Frühe an. Seine Leute beschwor er, im Fall er selbst bei dieser Gelegenheit fallen sollte, solches nicht höher zu achten, als wenn der Niedrigste unter ihnen umgekommen sei und fortzufahren mit Stürmen, einzig eingedenk seiner Kinder. Daß wenig Besatzung auf dem Hause sei, wußte er.

Beim Einrücken in den Flecken wurden die Leute munter, sowohl auf der Burg, als im Flecken. Aber die Besatzung vermuthete dennoch keinen Ueberfall von oldenburgischer Seite, sondern glaubte, es wären die Bremer, welche gedroht hatten, den Vogt zum Altenesch zu holen und die häufig in jener Gegend zu streifen pflegten, seien im Flecken. In dieser Voraussetzung waren sie sicherer gemacht, und dem Grafen gelang es, in aller Stille bis zum ersten Graben zu gelangen und die Zugbrücke in seine Gewalt zu bekommen.

Um drei Uhr drang er bis zum Burggraben vor und ließ einige Mannschaft auf Lederschiffen, die den heutigen Pontons ähnlich waren, und die der Graf zu diesem Behuf selber erdacht hatte, an das Staket setzen, welches abgesägt wurde. Bis dahin war Alles in der größten Stille vor sich gegangen. Durch dies Geräusch aber aufmerksam gemacht, rannte die Be-

satzung in aller Hast herbei, mußte sich aber nach mehrstündiger heftiger Gegenwehr um 7 Uhr Morgens ergeben. Herman von der Ohr, der Droste, Jürgen ter Mühlen, der Rentmeister, der Vogt zum Altenesche, Johann Vaget und der Schreiber auf der Burg wurden gefänglich nach Oldenburg geschickt und die Bewohner des Fleckens und der umliegenden Dörfer mußten Alle vor dem Grafen erscheinen und ihm den Huldigungseid leisten. Harpstedt ergab sich ebenfalls.

Die Burgen Stotel und Hagen fallen den Bremern in die Hände.

Den 5. April landeten die Bootsleute aus den Siedeschiffen und eroberten Hagen, welches Franz von der Lieth gegen einen Pfandschilling besaß, der sich als einen Feind der Stadt bewiesen hatte. Zwei Tage nachher gelang es ihnen auch, sich des Hauses Stotel zu bemächtigen. Auf beiden machten sie eine große Beute, welche zur Theilung nach Bremen mitgenommen wurde. Der Befehlshaber dieser Schiffsmannschaft war Carsten Ehlers.

Die Belagerung der Stadt wird erneuert.

Wrisberg hatte zwar die Belagerung einstweilen aufgehoben, weil er einsah, daß er Zeit und Kräfte ohne Erfolg vor der Stadt verschwendete. Damit war das Gewitter aber keineswegs verzogen, sondern Wrisberg erwartete bloß die Ankunft des Herzogs

Erich von Braunschweig, welchen der Kaiser mit einem gewaltigen Heere zu seiner Unterstützung abgeschickt hatte, um in Verbindung mit ihm die Belagerung von Neuem zu beginnen.

Wrisberg nahm am 11. April nach glücklicher Unterhandlung Besitz vom Ottersberg, auf welchem Traue Frese von Seiten des Domcapitels Drost war und am folgenden Tage Rethem, das der bremische Rathmann Diedrich von Mandelsloh im Besitz hatte und wandte sich, nachdem er des Herzogs Ankunft vernommen, eilig wieder nach der Stadt.

Der Herzog hatte am 11. April die Stadt zur Uebergabe aufgefordert, indeß eine abschlägige Antwort erhalten. Wrisberg lagerte sich in Hastedt und der Herzog auf dem entgegengesetzten Weserufer, in Arsten, Habenhausen und den umliegenden Dörfern, mit vielen schweren Geschützen und einer stattlichen Heeresmacht von 29,000 Mann, unter derselben besonders viel Reiterei.

Um dieser gewaltigen Uebermacht die Stirn zu bieten, hatte man noch viele neue Befestigungen aufgeführt. Rund um die Stadt liefen doppelte Pallisaden und am äußern Rande des Grabens vom Osterthor bis nach Stephani waren viele hundert Fallgruben mit spitzigen Pfählen hergerichtet, die eine dicht bei der andern. Auch waren an vielen Orten Pfannen mit Wasser aufgestellt, um dasselbe im Nothfall hinabzuschütten. Theerkränze waren haufenweise vorhanden, und auf dem Walle und den Brustwehren große Mastbäume und Steine hingelegt, um damit die Stürmen-

den zu zerschmettern. Die Besetzung war durch viele Hamburger Bootsknechte verstärkt, welche mit den Siedeschiffen an die Stadt gekommen waren. Den Hamburger Schiffen war auch die Besetzung des Weserstroms bis an die See aufgetragen.

Als Herzog Erich sein Lager bezogen hatte, schickte er einige Reiterei vor die Stadt, um Wege und Stege in Augenschein zu nehmen. Als sich solche jenseits der kleinen Weserbrücke zeigte, wurde sie eilig wieder zurückgetrieben, worauf man der Sicherheit wegen die Häuser in den Kohlhöfen und die Seilerbuden niederbrannte.

Nachdem der Herzog am 20. April seine Aufforderung mit der Drohung, im Fall einer spitzigen Antwort, nicht Feuer noch Schwert zu sparen, vergeblich wiederholt hatte, lagerte er sich am folgenden Tage zum Neuenlande und schlug, um mit Wrisberg in Verbindung zu bleiben, eine Brücke über die Weser.

Die Stadt fuhr fort, sich stärker zu befestigen; auf der Schlachte von St. Martini bis zur Hollmannsburg wurde eine Schanze aufgeworfen, mitten auf den Strom große Mastbäume mit Ankern und Ketten in den Strom gelegt, um den Feind zu verhindern, mit Flößen oder Schiffen sich der Stadt zu nähern, oberhalb der Holzpforte eine doppelte Reihe von starken Balken über die Weser geschlagen und die Weserbrücke an beiden Seiten mit Laken behangen.

Die Feinde errichteten darauf bei nächtlicher Weile eine Schanze bei den Kohlgärten, um von derselben aus das Brückethor zu beschießen, wurden aber Tags

darauf (23. April) von den Bremern, welche mit zwei Fähnlein einen Ausfall aus dem Brückethor veranstalteten, wieder daraus vertrieben, wobei sie neunzehn Gefangene einbüßten. Als die Zurückgetriebenen im Lager ankamen und Allarm machten, rückte eine starke Abtheilung ins Feld und das Gefecht, welches sich darauf entspann, dauerte eine gute Stunde. Ein Landsknecht und ein Reiter fanden dabei ihren Tod von Seiten der Stadt. Der feindliche Verlust war viel bedeutender. Andreas von Rautenberg ward in der Kniescheibe verwundet, was bald darauf seinen Tod zur Folge hatte, ja selbst der feindliche Hauptmann, Andreas Packemohr, wurde in diesem Scharmützel verwundet.

Um die Todten zu bestatten, wurde ein Waffenstillstand geschlossen. Die Feinde besetzten darauf die Schanze von Neuem und stellten die zerstörten Werke wieder her. Als sie dieselben aber längs dem Wetenkamp weiter führten, so daß sie am 25. April die kleine Weserbrücke beschießen und dadurch jeden Uebergang verhindern konnten, wurde von Seiten der Stadt der Holzwerder entblößt und alle dortigen Gebäude, als das Theerhaus, der Bauhof und andere abgebrochen, und allen Küstern wurde verboten, die Glocken zu schlagen und zur Predigt zu läuten.

In den Lägern der Feinde, welche durch eine Brücke oberhalb der Paulinermarsch in ungestörter Verbindung standen, herrschte die größte Zuversicht des Sieges. Die Kriegsleute sollen sich vermessen haben, der Kaiser hätte ihnen die Stadt geschenkt und

sie wollten allesammt ihre Hälse daran setzen, um zu ihrem Eigenthum zu gelangen. Ja, sie hatten selbst schon einen Theil der Häuser gepartet und gebeutet, und einem alten Kriegsmann, welcher den Leuten ihre Thorheit verwies, ließ der Herzog den Kopf abschlagen.

Um die Stadt zu bezwingen, wollte der Letztere auch eine großartige Idee ins Werk setzen, die aber an den Bodenverhältnissen der Gegend scheiterte. Er wollte nämlich die Weser oberhalb der Stadt in die Ochum leiten und hatte eine Menge Bauern zu dem Werke entboten. Aber es ergab sich, daß die Ochum weit höher läge, als das Weserbett, und der Herzog mußte von seinem Vorhaben abstehen.

Am 3. Mai machte die städtische Reiterei einen Ausfall nach Hastedt, um zu recognosciren. Derselbe wurde so unvermuthet ausgeführt, daß sie die feindliche Tagewacht aufhoben und ungesäumt ins Lager eindrangen, wo sie einige Fässer Bier in Stücken hieben und was ihnen vorkam tödteten oder gefangen nahmen. Als der Feind anfing, sich zu sammeln, zogen sich die Reiter wieder nach der Stadt zurück. Unterwegs trafen sie zwei Fähnlein, die zu ihrem Schutz nachgerückt waren und riethen denselben zur schleunigen Rückkehr, ehe des Feindes Uebermacht herbeikäme. Andreas von Lübbeke mit seinem Fähnlein gelang es, den Heranziehenden zu entkommen. Aber Bohle von Stickhusen und sein Fähnrich Gerd Hinrichs, welche den Rückzug lässiger betrieben, wurden bei St. Paul eingeholt, und geriethen sammt ihrer

Fahne in Gefangenschaft. Die Bremer verloren bei dieser Gelegenheit sieben Todte und eilf Gefangene.

Die Gefangenen wurden unter großem Jubel ins Lager gebracht, Bohle aber, der tödtlich verwundet war, nach der Stadt zurückgeschickt, wo er starb und auf St. Martini begraben wurde.

An demselben Abend ließ der Herzog sein Geschütz hinter den Kohlgärten auffahren, um den Anfang mit der Beschießung der Stadt zu machen. Von den zwanzig Schüssen trafen nur vier; der eine ging durch die Spitze des Domthurms, ein anderer in das Graue-Mönchen-Kloster, der dritte durch vier Häuser auf der Tiefer, der letzte fiel in der Catharinenstraße nieder.

Des folgenden Tags erschien ein Trompeter aus Wrisberg's, Lager vor dem Osterthor und unterhandelte mit Andreas von Lübbeke, der in Begleitung von zwölf Personen hinausging, um die Lösung der beiderseitigen Gefangenen.

Am 7. Mai sandte der Feind drei Schüsse gegen das Wasserrad, die aber keine Wirkung hatten.

Jubel erfüllte am 8. Mai das feindliche Lager. Denn es war die Nachricht eingetroffen, daß der Kaiser in der Schlacht bei Mühlberg die Evangelischen geschlagen und selbst die Häupter des schmalkaldischen Bundes, der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen, so wie der Landgraf Philipp von Hessen ihm in die Hände gefallen seien.

Dadurch stieg der Uebermuth des Feindes, und die Wrisberg'schen Haufen rückten zu Pferde und zu Fuß

vor das Osterthor, wo sie einen Landsknecht erschossen und darauf ins Lager nach Hastedt zurückeilten. Eilf Knechte indessen, die sich vor dem Steinthor verspätet hatten, wurden von Heinrich von Lehe, der Stadt Rittmeister, verfolgt, und als sie auf der Flucht im Sande zwischen dem Steinthor und Eisenrade ermüdeten, wurden sieben derselben niedergehauen, die andern vier aber gefangen genommen, die unter dem Versprechen, ihr Lösegeld einschicken zu wollen, wieder entlassen wurden.

Auf der andern Seite ließ der Herzog gegen Abend das große Geschütz vom Neuenlande in die Kohlgärten bringen und zwölf Freudenschüsse nach der Stadt richten, von denen aber nur ein einziger traf und auf der Tiefer drei junge Katzen im Nest erlegte, welche Heldenthat die Bürger von den Rondelen aus den Feinden verkündeten.

Nach dem Stedingerlande wurde vom Herzog eine starke Mannschaft mit mehren hundert Wagen entsendet, welche die armen Einwohner aller Hab' und Güter beraubte, am 12. Mai aber bei ihrem Abzuge durch die Bremer Bootsleute von den Siedeschiffen aus überfallen wurde und viele Todte verlor.

Zu jener Zeit wurde auch in Herzog Erich's Lager ein Bote, Barthold Frese, erhenkt, bei dem man Briefe gefunden, die Niemand hatte lesen können.

Den 13. Mai wurde von der feindlichen Schanze aus eine Kuh auf dem Ziegelwerder vor dem Osterthore getödtet, durch eine Kugel, welche sich wiederum erhob und Karsten Knübel's Sohn bei der Wage zum

Tode traf. Dieser war der erste und letzte, der während der ganzen Dauer der Belagerung erschossen wurde.

Am 14. Mai langte ein Haufen Landsknechte von Bederkesa an, die ein Fähnlein errichteten.

Einige Zeit hindurch hatten die Herzoglichen das Stedingerland auf die schrecklichste Weise geplündert und als die Einwohner sich bei ihrem Herrn, dem Grafen Anton, darüber beschwerten, erlaubte er ihnen, sich solcher Raubzüge nach besten Kräften zu erwehren. Da durchgruben sie den Weserdeich an zwei Stellen, um den Plünderern den Rückweg abzuschneiden, die sich eilig zur Flucht wandten. Doch die nachsetzenden Stedinger erschlugen ihrer Viele mit Hülfe der Bremer. Vor der Stadt wurden an diesem Tage drei herzogliche Landsknechte, die sich zu weit aus der Schanze ins Freie gewagt, erschossen.

Am 19. Mai endlich konnte man mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen, daß der Feind die Belagerung aufheben werde, weil er sein sämmtliches Vieh von der Weide wegtreiben ließ. Die Ueberreste des geschlagenen Bundesheeres waren unter der Führung des Grafen von Mansfeld nämlich nach Niedersachsen gegangen, und der Herzog erhielt Briefe über Briefe, seinen armen Unterthanen gegen diesen Feind, der übrigens den Herzog vor Bremen selbst aufsuchen wollte, zu beschützen.

Der Herzog beschloß daher die Belagerung der Stadt aufzuheben, um sein eignes Land vor dem Verderben zu retten, und traf mit Wrisberg die Verabre-

dung, am 22. Mai, nach Verbrennung ihrer Brücke, des Morgens um 2 Uhr aufzubrechen. Jeder sollte seines Wegs ziehen und Hoya wurde als Sammelplatz bestimmt.

Wrisberg, durch den tiefen Sand bei Arbergen an der schnellen Fortschaffung seines Geschützes gehindert, kam an diesem Tage nicht weiter als nach Achim. Des folgenden Morgens gebot er den Verdenern, seinen Leuten Lebensmittel heraus zu bringen in die Marsch; erst um 10 Uhr zog der Heerhaufen in Verden ein und wollte die Stadt nicht eher verlassen, als bis die Bürger eine Kriegssteuer entrichtet. Darüber verzögerte sich der Abzug bis um 1 Uhr.

Die Schlacht bei der Drakenburg.

Das Heer, welches zum Entsatz der Stadt Bremen heranzog, wurde von dem Grafen Albert von Mansfeld, Christoph von Oldenburg, Johann von Heideck, von Wilhelm Thomas Hirn, Johann von Segern, Cord Penning, Jürgen von Ravensberg, Jost Manteufel und andern tapfern Männern geführt. Der Graf von Mansfeld war der Oberbefehlshaber der Reiterei, der Graf von Oldenburg befehligte das Fußvolk. Sie lagerten sich zu Rodewalde, um von dort den Herzog vor Bremen aufzusuchen. Die Rodewalder Bauern, des Herzogs Unterthanen, hatten acht oder neun große Eichbäume über den Weg gelegt, um ihnen das Vordringen zu erschweren, welches Hin-

derniß aber leicht beseitigt war, da sie beinahe ein Fähnlein Zimmerleute mit sich führten. Vom Herzog wußten sie nichts Gewisses, bis es dem Vortrab, der beim Gewahren des feindlichen sich hinter eine alte Kirche ins Versteck gelegt hatte, gelang, von den vier und zwanzig herzoglichen Reitern achtzehn zu Gefangenen zu machen. Da erfuhren sie des Herzogs Nähe, stellten sich in Schlachtordnung und rückten in dieser Stellung zwei Meilen vorwärts.

Ebenso hatte der Herzog durch seine flüchtigen Reiter vernommen, daß das Heer der Verbündeten sich nähere. Der Vorsicht halber zog er sich nach der Drakenburg zurück und besetzte die benachbarten Anhöhen mit seinem Geschütz, zum Schutz der Reiter und Knechte, die am Fuß des Hügels aufgestellt waren. In dieser Stellung wollte er Wrisberg erwarten, der nach Erichs Berechnung jeden Augenblick eintreffen und die Feinde im Rücken angreifen konnte.

Als die Grafen des Feindes ansichtig wurden, stattlich gerüstet und in der besten Stellung, ermahnten sie die Ihrigen eindringlich, sich als Helden zu bewähren. Darauf fielen sie allesammt zu dreien Malen auf die Knie und flehten den Himmel um Sieg an, weil sie für sein heiliges Wort stritten, welches der Papst, der Kaiser und der gegenüberstehende Feind dämpfen wollten. Alsdann wurden zwei Psalme gesungen und die Feldprediger ermahnten nochmals zu kräftigem unverzagten Angriff. G o t t s e i m i t u n s, war ihre Losung, die des Herzogs: H i l f G o t t u n d l a ß n i c h t l e b e n.

Die Schlacht begann damit, daß Cord Pennig mit zehn Fähnlein Hamburger Knechten und vier Falkonetts, das Holz umging und sich auf einer Wiese in der Flanke aufstellte, von wo aus er ein so heftiges Feuer gegen den Feind eröffnete, daß derselbe zum Weichen gebracht wurde und in die größte Unordnung gerieth. Das Geschütz des Herzogs auf den Höhen erwies sich ohne Wirkung, da es nicht niedrig genug gerichtet war, und ehe dasselbe von Neuem geladen werden konnte, waren auch die von dem Grafen geführten Haufen herangeführt und die Niederlage des Herzogs entschieden. Mit Mühe entkam er und seine nächste Umgebung über die Weser, wohin sich die allgemeine Flucht wandte. Wer die Furt nicht kannte, mußte sein Leben einbüßen, und außer den 2500 Mann, welche auf dem Schlachtfelde umgekommen waren, fanden Tausende ihren Tod in den Wellen. In Gefangenschaft geriethen 2519 Mann.

Die Schlacht hatte der Herzog Erich durch Wrisberg's Ausbleiben verloren. Der Letztere nahm an dem Kampf keinen Theil, brachte aber doch den Verbündeten einen empfindlichen Verlust bei. Während sich nämlich des Nachmittags 4 Uhr die Schlacht der Entscheidung nahte, befand er sich noch mehre Meilen von der Wahlstatt, und stieß im Dorfe Hassel auf der Städte Gepäck, bei welchem nur einige Bauern und ein Fähnlein Knechte zur Bedeckung waren. Hier erbeutete er alles Geld, was die Bundesgenossen in des Herzogs Landen gebrandschatzt hatten, so wie die ganze Kriegskasse und machte sich mit dem Raube in

größter Eile aus dem Staube, unbekümmert um das Schicksal des Herzogs.

Bei seiner Annäherung ließen die Grafen Allarm blasen und zogen ihre Völker zusammen, in der Meinung, er werde den Kampf erneuern. Aber Wrisberg setzte seine Reise mit solcher Hast fort, daß ihm seine Leute vor Müdigkeit nicht folgen konnten. Drei Tage lang lagerten die Sieger nach uralter Sitte auf der Wahlstatt und begruben die Todten. Ihr Verlust war verhältnißmäßig unbedeutend, obgleich sie sehr erschöpft waren, als sie das Schlachtfeld betraten; denn sie hatten zehn Meilen unter großer Entbehrung in zwei Tagen zurückgelegt.

Die Sieger erbeuteten den Rüstwagen des Herzogs und sein Streitroß mit prächtigen Pistolen, so wie sein sämmtliches Geschütz, wovon die größten der Leopard, die Nachtigall, Catharina von Sachsen, die Sängerin, der fliegende Drache, der Falke und Catharina, genannt waren. Ein Geschütz, welches die Mündener geschickt hatten, eine Feldschlange, war krumm. Alle diese Stücke wurden nach Bremen gebracht und auf dem Domshof aufgestellt.

Von dieser denkwürdigen Schlacht sind uns noch Lieder und Sprüche aus jener Zeit aufbewahrt. Von Wrisberg's schimpflichem, übereilten Abzuge nach der Wegnahme der Kriegskasse sagten die Sieger:

Wir haben das Feld, Wrisberg das Geld,
Wir haben das Land, Wrisberg die Schand.

Und in dem „New Lied von der Schlacht vor Bremen, im Ton, wie man singet von der Schlacht von Pavia“ heißt es:

Herzog Erich betrogen ward Von Wrisberg also schwere,
Daß er nicht kam zur rechten Fahrt, Verdroß den Fürsten sehre.
Er sprach, wie geht das immer zu, Daß wir seind so verlassen?
Ihr Reiter, Landsknecht habt kein Ruh, Und habt Acht auf die Straßen.

Unser Feldherr das vernahm, Graf Albrecht von Mansfelde
Sprach zu seinem Kriegsvolk lobesam, Ihr lieben Auserwählte,
Nun seid ganz frisch und wohlgemuth! Ritterlich wollen wir fechten,
Gewinnen woll'n wir Ehr und Gut; Gott wird helfen dem Rechten.

Die Schlachtordnung gemachet ward Nach landsknechtlicher Sitte.
Die Büchsen thaten krachen hart, Uns zu letzen damitte.
Aber Gott hielt in seiner Huth Uns allesammt aus Gnaden,
Wir blieben frisch und wohlgemuth, Empfingen wenig Schaden.

Die Obersten auch griffen an Die Feind ganz unverzaget,
Der Graf von Oldenburg lobesam, Der hat es frisch gewaget.
Den Spieß nahm er in seine Hand, Sprach zu den Knechten alle,
Seid frisch und wohlgemuth allsam, Zu Fuß ich fecht mit Schalle.

Die Bremer verfolgen Wrisberg.

Am Tage nach der Schlacht machte sich ein Haufe Reiter und Knechte, wozu sich auch Bürger und Bootsleute gesellt hatten, zur Verfolgung der flüchti-

gen Wrisbergschen Schaaren aus der Stadt auf und schlugen den Weg nach Bassum ein. Einigen davon kam aber auf der Brinkumer Haide eine solche Furcht an, daß sie es vorzogen, wieder umzukehren. Die Uebrigen indessen, welche bei Arend Ulken blieben, hatten es nicht zu bereuen, da sie gute Beute machten. Bei dieser Gelegenheit nahm Arend Ulken auch das Schloß Friedeburg, in der Nähe von Bassum gelegen, in Besitz.

Wrisberg ließ sich durch dergleichen Anfälle nicht im Mindesten stören, sondern ging unaufgehalten über Wildeshausen nach Friesoyte, wo sich die Knechte verliefen.

Am 25. Mai langten die Bremer von Bassum wieder an und führten fünfhundert Gefangene mit sich, die so lange vor der Stadt, bleiben mußten, bis sie gelobt hatten, sich auszulösen. Sie kamen dann im erbärmlichsten Zustande, verkommen und verhungert, in die Stadt, und einige Weiber, die mit den Feinden gefangen waren, lagen noch lange Zeit nachher am Markt unter den Rathhausbögen und nährten sich von den Almosen der Vorübergehenden.

Am 25. schickte der Rath drei starke Fähnlein Knechte sammt Geschütz und Reiterei ab, um das Schloß Langwedel zu besetzen, welches auch am folgenden Tage aufgegeben wurde.

Indeß war man im vollen Ernst gesonnen, dem Erzbischof alle seine Besitzungen zu nehmen und ihn von Land und Leuten zu jagen. Die Grafen und Herren waren schon eingezogen und mit Jubel empfangen

worden, und am 29. Mai, am Pfingsttage, wurde ihnen auf dem Schütting ein Ehrenmahl gegeben; dies Gastgebot hielt der Kämmerer Thiele von Cleve, auf Befehl des Raths; er wurde zum Maygrafen erwählt, und mit einem stattlichen Gefolge von Reitern in die Stadt geführt.

Das Heer der Sieger war zwar, aus Mangel an Löhnung, aus einander gegangen. Doch hatte der Rath so viele Mannschaft davon wieder anwerben lassen, daß diese mit den Knechten in der Stadt fünf Fähnlein bildeten. Diese wurden ins Stift geschickt, besetzten Neuhaus und zogen dann mit eilf Geschützen vor das Hauptschloß Vörde, dessen Besatzung sich zwar mannhaft zur Wehr setzte, sich indeß, da sie ohne Aussicht auf Entsatz war, nach zehntägiger Belagerung ergeben mußte.

Die Bremer schickten auch ein Fähnlein Knechte sammt Bootsleuten und Bauern, um sich des Schlosses Ottersberg zu bemächtigen, die sich die erste Nacht in dem Holze zwischen Otterstedt und Ottersberg lagerten. Auf die Nachricht von ihrem Vorhaben verbrannte der Drost Joachim Stenkau den Flecken noch an demselben Abend, worauf am folgenden Tage die Belagerung ihren Anfang nahm.

Nach der Einnahme von Vörde begab sich auch der Stadthauptmann Andreas von Lübbecke mit einem Fähnlein Knechte dahin, und als der Drost sah, daß man Ernst machte und die Geschütze mit Fleiß zurichtete, gab er das Schloß auf. Oltraue Frese hatte auf demselben einen bedeutenden Pfandschilling,

den ihm der Rath erlegte und das Haus für sich behielt.

Alle übrigen Häuser wurden dem Grafen Albert von Mansfeld übergeben, um ihn mit den beiden Bisthümern Bremen und Verden für den Verlust seiner Besitzungen zu entschädigen. Denn auch Rothenburg, das einzige, aber sehr feste Schloß im Bisthum Verden, hatten die Bremer eingenommen und in seine Hände gegeben.

So war Bremen die einzige von allen Städten des evangelischen Bundes, die sich wacker hielt. Die übrigen hatten sich mit dem Kaiser vertragen.

Der Erzbischof gelangt wieder zum Besitz der beiden Bisthümer.

Der Graf von Mansfeld benutzte diese Gelegenheit, um seine vielfachen Verluste zu decken und drückte die beiden Länder mit schweren Steuern. Vergeblich war ein Versuch des Erzbischofs, sich des Hauses Rothenburg wieder zu bemächtigen, das er mit gewaffneter Hand anfiel.

Der Graf belegte die armen Leute und auch die Klöster mit Kriegsvolk und mit seinen Dienern, die mit ihm aus der Herrschaft Mansfeld vertrieben waren. Die Stiftsritterschaft und Stände des Erzstifts Bremen, welche des Landes Verderben und den Untergang ihrer Vorrechte vor Augen sahen, forderten ihn zur Mäßigung auf. Als er sich weigerte, schrieben sie im Februar 1548 einen Landtag aus auf dem

Steingraben, wohin auch des Grafen Gesandte kamen. Diese antworteten auf die wiederholten Beschwerden der Stände, der Graf hätte ein Land gewonnen mit dem Schwerte, das wolle er regieren nach allem Gefallen. Darauf erwiderten sie, hätte der Graf ein so scharfes Schwert, so hätte auch Jeder von ihnen ein solches, thaten sich zusammen und belagerten das Haus Vörde, auf welchem sich des Grafen Sohn Johann befand. Der Vater wohnte in Bremen, wo er sich ein Haus gemiethet hatte.

Seine Bemühungen, Vörde zu entsetzen, waren vergeblich, und endlich sahen sich die Belagerten wegen Mangel an Lebensmitteln genöthigt, zu unterhandeln, was damit endigte, daß der Graf die beiden Bisthümer gegen eine Summe von 26,000 Thalern räumte. Er wohnte noch eine Zeit lang mit seiner Hofhaltung in Bremen in Frerich Hodes Hause an der Natel, zog aber späterhin nach Bückeburg.

Verwerfung des Interims.

Um den beständigen religiösen Anfeindungen vorläufig ein Ziel zu setzen, legte der Kaiser den Ständen auf dem Reichstage zu Augsburg eine unter dem Namen des Interims bekannte Schrift vor, welche einige Vergleichungspunkte über die Religion enthielt, bei denen es vorläufig bis zu einem demnächst abzuhaltenden Concilium bleiben sollte (1550).

Unter denen, welche die Annahme des Interims verweigerten, befand sich auch die Stadt Bremen, und da dieselbe dieserhalb einen neuen Rachezug des Kaisers befürchten mußte, so war man bedacht, die Festungswerke mehr und mehr zu verstärken. Um Pfingsten begann man mit Errichtung des Rondeels auf dem Schwanengatt; und der Wall wurde bis zum Anscharii-Thore fortgeführt. Diese Arbeiten wurden mit solchem Eifer betrieben, daß dieselben in 35 Wochen beendigt waren.

Zu gleicher Zeit wurde der Stadtgraben ausgetieft. Dabei war am Tage der dritte Theil der Bürger beschäftigt, und des Nachts wurden die Arbeiten bezahlt. Zwei große Pechpfannen leuchteten den nächtlichen Schanzgräbern, und man verfuhr mit solcher Eile, daß selbst die Weihnachtstage nicht gefeiert wurden und die Rathmänner selbst mit Hand anlegten. Die Baumeister waren die Rathmänner Berend Schaarhar und Cord Wachmann und von Seiten der Bürgerschaft Gerd Puttemann und Dierich Bohlemann.

Der Kaiser war über solche Widersetzlichkeit sehr erbittert. Doch versprach er der Stadt Verzeihung unter der Bedingung, daß sie sich ihm unterwerfen und demüthig Abbitte thun, jedem Bündniß entsagen und kein neues eingehen sollte, wenn nicht der Kaiser mit einbegriffen wäre. Sie sollte unter dem Kammergericht stehen und zur Unterhaltung desselben beitragen, ferner mit dem Erzbischof und der ganzen Geistlichkeit sich vertragen und dem Herzog Erich die erbeuteten

Geschütze zurückgeben, 150,000 Goldgulden bezahlen und 24 große Geschütze stellen.

Als der Bürgerschaft diese harten Bedingungen vorgelegt wurden, faßte man den Beschluß, bei der Verweigerung des Interims zu beharren. Doch wurde der Kaiser durch mancherlei Hindernisse an der Befeindung der Stadt gehindert, bis im Jahre 1554 der Friede wirklich zu Stande kam, wobei der Kaiser darauf bestand, daß die Stadt sich den Entscheidungen des Kammergerichts fügen und ihren Beitrag zur Unterhaltung desselben zahlen solle. Die härteste Bedingung war aber unstreitig die Verzichtleistung der Stadt auf die Herrschaft Esens und Wittmund.

Ein Jahr vor diesem Friedensschluß (1553) als zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich ein Krieg ausgebrochen war, hatten die Groninger die Stadt ersucht, sie möchten den Weserstrom von französischen Seeräubern rein halten und alle Plünderungen sorgsam verhindern.

Innere Unruhen wegen religiöser Meinungen.

Im Jahre 1555 wurde in Bremen durch des Predigers an Martini, Johann Timann, genannt Sötemelk, Buch über die Allgegenwart der Menschheit Jesu nach seiner Himmelfahrt ein heftiger Streit herbeigeführt, der damit endete, daß Timanns Gegner, Albrecht Hardenberg, vom Rath abgesetzt wurde.

Damit aber war die Ruhe noch keineswegs hergestellt. Denn da die sämmtlichen Bürger bei diesen Streitigkeiten Parthei genommen hatten, so hielt man es nicht für überflüssig, dieselben Mann für Mann auf das Rathhaus zu laden, um sie über ihre Meinung vom Abendmahl zu vernehmen. Einem strengen Religionsedicte gegen Hardenbergs Anhänger zufolge wurde der Bürgermeister Daniel von Bühren, welcher die Vertheidigung des abwesenden Hardenberg versuchte, mit mehren andern Mitgliedern des Raths von demselben ausgestoßen. Wegen dieser Gewaltthat entstand indessen ein Auflauf des Volks, in Folge dessen der Bürgermeister von Bühren und die übrigen Rathmänner wieder eingesetzt und der Urheber jenes überstrengen Edicts, der Superintendent an der Lieben Frauenkirche, Musäus, sowie Johann Buchheister abgesetzt wurden. Mehre Prediger eiferten gegen diesen Beschluß. Diese wurden aber sämmtlich abgesetzt und aus der Stadt verwiesen, ihre Stelle aber mit andern aus Wittenberg verschriebenen Predigern besetzt, welche der Meinung Melanchthons in Rücksicht auf das Abendmahl waren.

Darüber aufgebracht, verließen 3 Bürgermeister und 16 Rathmänner in Begleitung einiger Prediger die Stadt und erst am 3. März 1568 erhielten diese Ausgewichenen die Erlaubniß, als Privatmänner zurückkehren zu dürfen.

Von jetzt an war man darauf bedacht, die reformirte Confession nach der Lehre des Heidelberger Katechismus allmälig in allen Kirchen und Schulen einzuführen.

Nach Hardenbergs Vertreibung blieb die Domkirche 77 Jahre lang verschlossen, bis unter der Regierung des letzten Erzbischofs Friedrich wiederum vor der Hand ein Prediger angestellt wurde.

Erwerb der Kommenthurei. — Beberkesa im unbestrittenen Besitz. Streitigkeiten mit Oldenburg. Unterstützung Revals. — Vertheidigung der Weser. — Pest. — Maßregeln zur Sicherung der Schifffahrt.

Im Jahre 1561 machte die Stadt einen wichtigen Kauf, indem sie von dem Hochmeister Gotthard Kettler die Kommenthurei, welche sie bereits für eine Summe von 7000 Goldgulden im Versatz hatte, gegen eine Erlegung von ferneren 2000 Goldgulden ankaufte. Doch behielt der damalige Komthur Franz von Domstorf bis an seinen Tod (1583) davon den Niesbrauch.

Der Erzbischof Georg, der Nachfolger Christophs, starb im Jahr 1566 und an seine Stelle wurde Heinrich III. erwählt, ein Sohn des Herzogs von Sachsen-Lauenburg. Dieser letztere gab seine Ansprüche auf Beberkesa auf, und nun trat die Stadt in den ungestörten Besitz dieser Herrschaft, worin sie sich fast 90 Jahre behauptete (1566—1654).

Mit dem Grafen Anton von Oldenburg gerieth die Stadt (1568) wegen der Fischerei in der Weser, Hunte und Ochum in Streit, sowie über die Stromgüter, Weserinseln und andern Gerechtsame. Bremen klagte über Beeinträchtigung beim Kammergericht. Es

wurde eine Commission ernannt, um die Sache zu vergleichen und zu diesem Behuf eine Zusammenkunft in einem Zelte an der Gränze zum Varrelgraben anberaumt, der auch die Grafen Anton und Johann in Person beiwohnten. Hier kam ein Vergleich zu Stande (1576), demzufolge man sich gegenseitig Zollfreiheit und freie Fahrt auf der Weser zusicherte. Wir werden bald sehen, wie es den Anstrengungen Anton Günthers dennoch in der Folge gelang, den Weserzoll für sich zu erwirken.

Wegen ihrer religiösen Streitigkeiten war die Stadt aus der Hansa gestoßen und wurde erst 1576 wieder darin aufgenommen. In demselben Jahre sandte die Stadt, außer dem gewöhnlichen hanseatischen Beitrage, den mit den Russen in Krieg verwickelten Einwohnern von Reval Pulver und andere Kriegsbedürfnisse. Schon 1558 hatten die Bürger von Reval und Riga ein Darlehn von der Stadt erhalten.

Im Jahre 1587 zeigten sich Kriegsschiffe der Generalstaaten vor der Weser, um den Getraidehandel der Stadt zu vernichten, weil sie in Erfahrung gebracht zu haben glaubten, daß die Bremer den Feinden der Niederländer Korn zuführten. Zur Vertheidigung der Weser ließ der Rath ebenfalls 7 Schiffe ausrüsten. Sieben Seeräuber wurden auf der Weser und im folgenden Jahre 34 auf der Jahde gefangen genommen und sämmtlich enthauptet.

Bisher war die Einfahrt in der Wesermündung bei stürmischer Nacht wegen Mangel eines Leuchtfeuers höchst unsicher. Auf den Antrag der bremischen Aelter-

leute baute daher Graf Johann einen viereckigen Thurm auf der Insel Wangeroge, von welchem aus in den rauhen Jahreszeiten allnächtlich ein großes Feuer den Seefahrern als Wegweiser diente (1597).

In den folgenden Jahren wüthete eine schreckliche Pest in der Stadt, welcher über 9000 Menschen erlagen. Diesen Umstand machten sich die Wurster zu Nutz, um ungestraft einen Raubzug ins Amt Bederkesa zu unternehmen. Als aber der Rath ernsthafte Anstalten machte, sie zu züchtigen, beeilten sie sich, die Sache in der Güte beizulegen.

Fühlbar war seit einiger Zeit der Mangel eines sichern Hafens, und 1601 kam die Anlegung eines solchen in der Gegend von Vegesack zur Sprache. Doch wurde erst nach 20 Jahren zur Ausführung des Plans geschritten.

Der oldenburgische Weserzoll.

Alle Versuche der Erzbischöfe, sich der ausschließlichen Oberherrlichkeit über den Weserstrom zu bemächtigen, waren an der eifersüchtigen Wachsamkeit der Bremer gescheitert. Hatten jene sich erdreistet, gegen die Verträge eine Veste zu bauen, welche den Strom beherrschte, so ruhten die Bremer nicht und setzten Gut und Blut an die Zerstörung derselben. Aber die Zeiten hatten sich geändert, die Selbsthülfe war verboten, das Schwert rostete in der Scheide, die Zwistigkeiten mußten auf gerichtlichem Wege entschieden

werden, und so gelang es der Klugheit und Ausdauer des oldenburgischen Grafen Anton Günther, was der erzbischöflichen Macht in ihrem höchsten Glanze versagt blieb: die Erlangung eines Zolls auf der Weser. Vierzig Jahre hindurch widersetzten sich die Bremer dieser Einrichtung, welche allen alten Verträgen Hohn sprach, bis sie endlich der Gewalt sich fügen mußten. Fast zweihundert Jahre hindurch hat der Strom diese Fesseln getragen.

Bei den deshalb auf dem Wahltage zu Frankfurt am Main (1612) eingeleiteten Unterhandlungen machte der Graf als Gründe gelten, daß sein Land von drei Flüssen durchströmt werde, der Weser, Hunte und Jahde, und außer diesen bedrohe noch die Nordsee die Gestade mit ihren Ueberschwemmungen, so daß die Bewohner des Landes eine Strecke von fast vierzig deutschen Meilen mit Dämmen, Schleusen und andern Bauten gegen die Gewalt der Gewässer zu schützen hätten. Seit dem 13. Jahrhundert zähle man über dreißig Ergießungen der salzenen See, wodurch große Landschaften mit Schlössern, Dörfern, Vorwerken und Kirchen sammt ihren Bewohnern den Untergang gefunden. Die Herstellung der Deiche erfordere großen Kostenaufwand, wodurch das Land dermaßen bedrückt werde, daß die Einwohner viele Jahre hindurch ihre Abgaben nicht entrichten könnten. Außer dem Schaden, welcher hierdurch der Kasse des Landesherrn erwachse, müsse derselbe bei außerordentlichen Deichschäden den Eingesessenen mit Geldvorschüssen zu Hülfe kommen, geschweige der Kosten, welche die

Austiefung und Sicherung des Flusses, sowie die Erhaltung des Wangeroger Leuchtthurms erheischten. Alle diese Unkosten, welche doch lediglich zur Sicherung der Reichsgränzen und zur Beförderung des Handels verwandt würden und wofür der Graf bisher keinerlei Ersatz genossen, drückten denselben um so mehr, als er während der niederländischen Unruhen mit dem ganzen westphälischen Kreise manche Beschwerden erduldet, die Kriegssteuern aber doch, obgleich dieselben zu hoch berechnet gewesen, pünktlich entrichtet habe. Auch sei zu erwägen, daß er an vier verschiedenen festen Plätzen seines Landes, in Oldenburg, Jever, Apen und Ovelgönne Besatzungen von mehren hundert Landsknechten zu halten genöthigt sei. Schließlich wurde noch in Erinnerung gebracht, wie die oldenburgischen Grafen sich stets durch unwandelbare Ergebenheit gegen das deutsche Reich und dessen Oberhaupt ausgezeichnet und noch während der Belagerung der Stadt Bremen (1547) die kaiserlichen Völker aufs Thätigste unterstützt hätten.

Um so billiger sei es daher auch, den Reichssatzungen und dem Herkommen gemäß, daß einem so treuen, aber bedrängten Reichsstande an einem Flusse, der 20 Meilen Wegs an seinem Gebiete entlangströme, ein mäßiger Zoll bewilligt werde. Dieser Zoll drücke die Angehörigen des Reichs aus dem Grunde fast gar nicht, weil er meistens solche Waaren träfe, die aus den Niederlanden eingeführt würden. Bei der Mäßigkeit des Zolls wäre keine Vertheurung der Waaren zu befürchten, im Gegentheil würde mit der, nur

durch die Zolleinnahme zu ermöglichenden, größeren Sicherung und Erleichterung der Fahrt der Handel befördert und die Preise verringert.

Was die etwaigen Einreden der Stadt Bremen beträfe, so hätte diese am wenigsten Ursache, sich zu beschweren, da sie ohnehin durch die Ausübung des Stapelrechts große Vortheile genösse und noch dazu die Schiff- und Handelsleute mit Reiter-, Baken- und Geleitsgeld zu beschweren sich anmaße.

Diese Gründe waren bereits auf frühern Reichstagen zu Augsburg, Regensburg und Speier (1562, 1567, 1570) angeführt, aber auf die Gegenrede der Stadt Bremen zurückgewiesen worden. Der Graf Anton Günther wußte aber auf dem Wahltage zu Frankfurt am Main den Kaiser Matthias dahin zu stimmen, daß er ein Gutachten der Churfürsten zu fordern bewogen ward. Diese gaben die Erklärung ab, daß in der Sache nichts entschieden werden könne, bevor nicht die Gelegenheit des Landes in Augenschein genommen sei und man an Ort und Stelle untersucht habe, in wiefern der eine oder andere Reichsstand dadurch benachtheiligt werden könne. Mit dieser Untersuchung wurde der Churfürst von Köln als Bischof von Münster beauftragt (3. Oct.).

Im nächsten Frühjahr fand die Besichtigung durch die kölnischen und münsterschen Bevollmächtigten Statt, welchen sich ein, zu dieser Handlung beeidigter Zeichner und die oldenburgischen Deputirten anschlossen. Sie fuhren vom Wulfsdeich zu Schiffe die Hunte nach Elsfleth hinunter und dann die Weser hinab

bis zur Nordsee, indem sie alle Deichbrüche und gefährlichen Stellen besichtigten, die Gegend durch den Zeichner aufnehmen ließen und die Anwesenden verhörten.

Bei ihrer Rückkehr nach Oldenburg (4. Mai) wurden alle umliegenden Fürsten und Herrn, auch Bürgermeister und Rath von Bremen von dem Verlauf benachrichtigt und aufgefordert, im Fall sie Einreden hätten, dieselben binnen drei Wochen bei der münsterschen Canzlei vorzubringen.

Der Herzog Christian von Braunschweig erklärte sehr willfährig, er sehe keinen Grund, warum dem Grafen der Zoll zu verweigern sei. Nicht so die Stadt Bremen, welche am nächsten dabei betheiligt war. Denn die kaiserliche Commission sei erschlichen und die Besichtigung habe ohne Zuziehung der nächsten Interessenten Statt gefunden. Die Gründe, warum Oldenburg der Zoll früher abgeschlagen wäre, seien noch jetzt gültig. Vermöge wiederholter kaiserlicher Gnadenbriefe gebühre der Stadt die Oberherrlichkeit und freie Schifffahrt auf der Weser; auch käme es ihr zu, Tonnen und Baken zu legen und dafür Tonnen-Reiter- und Bakengeld zu erheben. Zur Abwehr der Seeräuber habe sie den Fluß mit Kriegsschiffen gesichert. Es sei nie und nimmer die Erbauung von Festungen an der Weser gestattet worden, wie denn die Schlösser, welche nach und nach zu Wittenborg, Warfleth, Stintburg, Harrierbrake, Dedesdorf und zu Altena, unweit Elsfleth angelegt wären, unmittelbar darauf wieder zerstört worden, auch in den frühern

Verträgen der Stadt mit Oldenburg (1243, 1261, 1408, 1463, 1567) die Anlegung von Zöllen auf der Weser und von Befestigungen am Strom beständig verboten sei. Bremen könne es durchaus nicht zugeben, daß ihm der Gebrauch des besten Kleinods, welchem die Stadt die edelsten Säfte und ihr Herzblut verdanke, durch die Erhebung eines Zolls verleidet werde; eines Zolls, der keineswegs so unbedeutend sei, da er sich höher belaufe, als die 27 Zölle, welche oberhalb der Stadt den Handel schon mehr als billig beengten. Alle Gründe des Grafen seien nur scheinbar, da der durch die Deichbrüche verursachte Schaden meistentheils den Unterthanen zur Last falle, im Uebrigen aber durch die bedeutenden Anwürfe und den Zuwachs fruchtbarer Ländereien und Eilande, wie auch durch die Eindeichungen reichlich ersetzt werde.

Die Unterhaltung des Wangeroger Thurms sei jährlich mit 50 Thalern zu bestreiten. Was aber die großen Verdienste der Grafen um Kaiser und Reich betreffe, so wären dieselben durch die Uebertragung der Herrschaft Delmenhorst glänzend belohnt.

Auch der Erzbischof widersetzte sich dem Zoll. Nachdem die oldenburgische Widerlegung eingelaufen war, schickten die kaiserlichen Commissaire das Protokoll über die Besichtigung (1613) an den Kaiser, welcher zwei Jahre später (1615) die Angelegenheit zum zweiten Male an das churfürstliche Collegium mit der Bemerkung gelangen ließ, warum man denn dem Grafen seine Forderung nicht bewilligen sollte. Be-

hufs der Stimmgebung sei es nicht nöthig, einen churfürstlichen Collegialtag abzuwarten.

Ehe die Stimmgebung aber beendet war, starb der Kaiser, und der Graf machte sich die Anwesenheit der Churfürsten auf dem Wahltage zu Nutz, um sich, trotz der Protestationen der Stadt Bremen, der Generalstaaten der vereinigten Niederlande, des Stifts Paderborn und anderer Stände, einen Collegialschluß zu erwirken (6. Sept. 1619), welches ihm erlaubte zu Blexen oder Ovelgönne einen Zoll anzulegen. Vorher aber hatte er dem churfürstlichen Collegium eine Zollrolle einzureichen und die Versicherung zu geben, „daß die churfürstlichen Unterthanen durch diesen neuen Zoll in keiner Weise beschwert werden sollten“. Der neu erwählte Kaiser Ferdinand **II.** genehmigte diese Verwilligung der Churfürsten.

Die Bremer waren indessen nicht gemeint, diese Gewaltthat, ohne Widerspruch zuzulassen. Ihre Gesandten suchten Rath und Hülfe bei den Generalstaaten und den Hansestädten; sie rüsteten Kriegsschiffe aus und vernichteten die Fischerei der oldenburgischen Unterthanen. Der Graf, welcher durch eine frühere Gesandtschaft die Generalstaaten beruhigt zu haben glaubte, hielt unter diesen Umständen eine zweite Gesandtschaft nicht für überflüssig, welche indeß die Erfahrung machte, daß diesmal die Vorstellungen der bremischen Botschafter, des Syndicus Buxtorf und des Rathsherrn von Bobert größern Eindruck gemacht hätten. Denn die Generalstaaten forderten den Grafen alles Ernstes auf, er möge zur Verhütung alles

Mißverständnisses und Ungemachs von dem Zoll abstehen. Die Klagen der Hansestädte, daß eine solche Zollvergünstigung dem heiligen römischen Reiche, dessen Gliedmaßen und armen Unterthanen, auch der Hansa zu hohem Nachtheil gereichen werde, bewog den Kaiser, die Sache nicht nur noch einmal vom Reichshofrath, sondern auch dieselbe von Neuem vom Churfürsten-Collegium in Erwägung ziehen zu lassen. Beide Behörden fanden aber, daß die Ursache der Zollbewilligung so triftig wäre, daß wenn jemals dieselbe einem Reichsstande verwilligt sei, sie hier am geeignetsten erschiene. Der Bremer Interesse sei auch nicht so bedeutend dabei, daß man einem bedrängten Reichsstand nicht deswegen zu Hülfe eilen sollte. Der Streit über die Oberhoheit sei davon ganz verschieden und es genüge, daß die Zollstätte in des Grafen Gebiet gelegen sei.

Indessen mußte der Graf, ehe dies churfürstliche Gutachten an den Kaiser gelangte, einen Revers ausstellen, „daß der Kaiser und die Churfürsten für sich und ihre Unterthanen von dem Zoll entbunden seien." (1622).

Die Bremer setzten alles zur Hintertreibung dieser Zollbewilligung in Bewegung; aber als selbst Ostfriesland, Meklenburg, Holstein, Lübek und andere noch entlegnere Reichsstände dagegen protestirten, erklärten die Churfürsten dennoch, daß Alles bei dem gegebenen Bescheide verbleiben müßte, und als die Bremer auf eine neue Commission drangen, bewirkten jene, daß sie zur Ruhe verwiesen wurden. Auch der Reichs-

hofrath, an welchen sich die Bremer wandten, fand die Sache richtig eingeleitet und stimmte den churfürstlichen und kaiserlichen Entscheidungen bei.

Anton Günther hatte indessen eine Zollrolle eingegeben, worauf das kaiserliche Zolldiplom in Wahrheit ausgestellt wurde, demzufolge Jeder, der sich des Weserstroms bedienen wollte, angewiesen wurde, seine Waaren und Güter zu verzollen. Dem Grafen wurde die Zollgerechtigkeit für sich und seine ehelichen Leibeserben aus kaiserlicher Macht als ein freies Erblehn verliehen und den Widersetzlichen eine Strafe von 200 Mark löthigen Goldes und des heiligen Reichs Acht und Oberacht angedroht, dem Grafen aber erlaubt, die Uebertreter anzuhalten, wo er sie betreffen würde und mit Pfändung oder leiblicher Züchtigung zu bestrafen. Nachdem die Churfürsten in dieser Sache noch ein fünftes Bedenken erlassen, wurde das Diplom dem Kammergericht zu Speyer zur Nachachtung mitgetheilt.

Die Bisthümer Bremen und Verden werden schwedisch.

Unterdessen war jener schreckliche Krieg ausgebrochen, welcher dreißig Jahre lang das Vaterland verheerte. Doch ging die Kriegsflamme schonend an der Stadt Bremen vorüber; das Erzstift dagegen wurde abwechselnd von dem Könige von Dänemark und den Kaiserlichen unter Tilly besetzt und mußte unsäglich leiden, bis der Erzbischof dasselbe (1631)

mit Hülfe der Schweden, denen er es ganz überließ, wieder eroberte. Viel hatte auch das Stadtgebiet von kriegerischen Durchzügen zu leiden.

Der letzte Erzbischof war Friedrich, ein Sohn des Königs Christian von Dänemark. Schon frühzeitig zum Coadjutor in den Stiften Bremen und Verden ernannt, bestieg er zwar den bischöflichen Stuhl nach dem Tode seines Vorgängers (1634), empfing aber erst drei Jahre später die Huldigung. Wenige Jahre darauf begannen die Feindseligkeiten zwischen der Krone Schweden und Dänemark, in Folge deren der schwedische Feldherr Königsmark in das Stift einfiel, und die festen Plätze besetzte (1644), bis endlich im westphälischen Frieden die Bisthümer Bremen und Verden unter dem Titel von Herzogthümern der Krone Schweden als Reichslehen einverleibt wurden.

Erneuerte Streitigkeiten wegen des Weserzolles.

Der Erzbischof hatte schon früher den Kaiser bewogen, ohne das churfürstliche Collegium weiter zu hören, noch von dem Grafen von Oldenburg eine Erklärung zu fordern, eine neue Commission zu ernennen und dem Grafen einstweilen die Erhebung des Zolles zu untersagen (1624). Die Oldenburger beklagten sich laut über diesen unerwarteten Beschluß, und bremischer Seits wurde selbst dem kaiserlichen Beichtvater die Angelegenheit zur Gewissenssache gemacht. Der Graf von Oldenburg setzte es aber bei seiner persönlichen Anwesenheit in Wien durch, daß, trotz des ein=

zuholenden neuen Gutachtens die Zollbegünstigung in Kraft blieb.

Drei Jahre später entschied das Churfürstencollegium, daß die Bewilligung nach vollständiger Sacherkundigung erfolgt und keiner weitern Censur unterworfen sei. Die Schriften des Erzbischofs und der Stadt Bremen enthielten keine triftigen Gegengründe. Dem Kaiser und den Churfürsten stände es, kraft ihrer hohen Stellung, zu, Reichsregalien zu verleihen, ohne daß die Befugniß in Zweifel gezogen werden dürfe, weßhalb denn der Graf bei seinem Privileg geschützt, die bremischen Angriffe aber mit kaiserlichem Ernste zurückgewiesen werden sollten. Wer aber Ansprüche an den Grafen zu haben vermeine, sei mit der Ausführung derselben an die ordentlichen Gerichte zu verweisen.

Vergeblich waren die Bemühungen des Kaisers, einen dauernden Frieden zwischen den Partheien zu begründen; denn die Bremer legten ein bewaffnetes Schiff an die Zollstätte, verhinderten durch anderweitige zwei Kriegsschiffe und ein Jachtschiff die Auf- und Abfahrenden an der Entrichtung des Zolls und feuerten auf die oldenburger Zollbeamten. Auch brachten sie, trotz der Widersprüche der Churfürsten, den Reichshofrath zu der Erklärung, daß die Untersuchung dieser Sache einzig und allein vor den Kaiser gehöre. Als in Gemäßheit dieses Decrets die Hansestädte und der Graf von Ostfriesland mit ihren Hauptverhandlungen beim kaiserlichen Hofe einkamen, wiederholten die Churfürsten ihre Beschwerde. Der Kaiser entschied indeß,

daß die Commissionen die Güte versuchen, über den Ort der Zollerhebung und die einkommenden Beschwerden Erkundigungen einziehen und die Immunität und Zollrolle der Bremer untersuchen sollten.

Der Graf von Oldenburg wurde nochmals bei seiner Zollvergünstigung geschützt, und als die Bremer im October 1632 am Ausfluß der Hunte auf eigene Hand einen Zoll für alle nach Oldenburg hinfahrenden und zurückkommenden Schiffe errichteten, der dem Oldenburgischen entsprach, auch mancherlei andere Abgaben erhoben, so wurde dieser Gegenzoll für nichtig erklärt und verordnet, wegen des bremischen Convoy- Tonnen- Hafen- Reiter- Consumtions- und Schreibgeldes Erkundigungen einzuziehen.

Die Bremer erinnerten daran, daß seit 40 Jahren der Proceß zwischen Oldenburg und Bremen wegen der Oberbotmäßigkeit über die Weser beim Kammergericht anhängig sei, und daß also, so lange dieser Punkt nicht erledigt sei, dem Grafen auch keine Zollvergünstigung zugestanden werden könne. Dennoch wurde dem Grafen Anton Günther von Oldenburg für sich und seine Lehenserben die Lehenserneuerung über den Weserzoll wiederholt ertheilt, und demselben beim westphälischen Frieden der Weserzoll auf das Bündigste zugesichert.

Es kam den Bremern Alles darauf an, die Aufnahme dieser Zusicherung in das Friedens-Instrument zu hintertreiben. Sie wandten sich an die Königin von Schweden, an die Generalstaaten, an die Hansestädte; noch einmal schickten sie einen Abgeordneten un-

mittelbar an den Kaiser. Mit ihren bewaffneten Schiffen widersetzten sie sich der Zollentrichtung, schossen auf das Zollhaus und die Deicharbeiter, nahmen ein für den Grafen geladenes Schiff weg und zerstörten die Fischerpfähle. Aber ihre Anstrengungen blieben fruchtlos und die oldenburgische Zollberechtigung wurde in das Friedensinstrument aufgenommen, obgleich der Bremer Syndicus Wachmann nach Verlesung des Instruments in des Canzlers Oxenstierna Wohnung in Osnabrück (6. Aug. 1648) mit Notar und Zeugen dagegen protestirte.

Am kräftigsten verwendeten sich die Generalstaaten für die Stadt, welche sich dahin erklärte, sie werde mit Hülfe ihrer Bundesgenossen eher aus dem Reichsverbande treten, als den Zoll gestatten, und als die niederländischen Abgeordneten dem Grafen erklärten, daß Ihro Hochmögenden die Ausübung desselben mit der von Gott verliehenen Macht in der That zu verhindern wissen würden, hielt es der Graf nicht überflüssig, seinerseits durch eine Gesandtschaft im Haag die Gemüther zu beschwichtigen.

Der Anblick der gewaltigen Rüstungen in den Niederlanden machte die oldenburgische Gesandtschaft anfangs stutzig, da sie voraussetzen mußten, daß dieselben gegen Oldenburg gerichtet seien. Als aber plötzlich der Krieg zwischen den Niederlanden und England ausbrach, sahen sie sich angenehm getäuscht. Dieser Krieg hatte für Bremen die Folge, daß die Zollfrage darüber in Vergessenheit gerieth und die Stadt sich selbst überlassen wurde.

Die Stadt fällt in die Reichsacht.

Jetzt kam das Ungewitter, das so lange drohend über der Stadt geschwebt hatte, zum Ausbruch. Unterm 22. October 1625 wurde ein kaiserliches Decret erlassen, worin die Stadt Bremen wegen ihres landfriedenbrechenden Ungehorsams in eine Buße von 200 Mark löthigen Goldes verurtheilt und zugleich in die Reichsacht erklärt wurde.

Als die Bremer in Erfahrung brachten, daß der Reichsherold Johann Carl Oelmann, der die Reichsacht feierlich verkünden sollte, bereits beim Grafen eingetroffen sei, zogen sie Ausgangs Novembers ihre Kriegsfahrzeuge von der Weser nach Vegesack zurück, und noch einmal wurde der Weg friedlicher Ausgleichung versucht. Als aber der Graf die Absicht der Bremer, die Sache nur mehr und mehr in die Länge zu ziehen, durchschaute, brach er die Unterhandlungen ab und ließ der Execution freien Lauf, nachdem er den Herold an fünf Wochen bei sich in Delmenhorst zurückbehalten hatte.

Als die bremische Deputation abzog, eilte ihr der Reichsherold (20. December) von zwei Notaren, zwei Zeugen, einem kaiserlichen Hatschierer und einem Feldtrompeter begleitet, auf dem Fuße nach, überholte sie und gelangte vor derselben an die Pforte zum Wartthurm. Die Schildwacht ließ ihn aber vor der Ankunft der bremer Deputation nicht ein. Diese baten ihn höflich, abzusteigen und in die warme Stube zu treten, bis sie den Fall an ihre Obern berichtet. Ebenso höflich aber bedankte sich der Herold für ihr Anerbieten

und blieb an drittehalb Stunden in der Kälte auf seinem Wagen. Endlich erschienen Abgeordnete vom Senat, welche um Aufschiebung der Execution baten, indem sie sich bereit erklärten, dem Kaiser und Reich zu gehorsamen.

Er wollte aber nicht länger warten, und als die Abgeordneten ihm erklärten, der Eingang in die Stadt werde ihm zwar nicht verweigert, die Stimmung des Volkes aber würde ihm und seinen Begleitern verderblich werden, berief er sich auf seines Kaisers Allgewalt und fuhr durch die Pforte bis an den Schlagbaum vor dem neuen Werke. Hier traf er aber keine neuen Abgeordneten, wie ihm die Deputirten versprochen hatten, fand vielmehr den Schlagbaum verschlossen und fuhr, nachdem er eine Stunde lang von einer gaffenden Menge umgeben, gehalten hatte, wieder nach dem Wartthurm zurück, wo sich noch die Abgeordneten der Bremer befanden.

Jetzt schwang er sich aufs Pferd, protestirte wider die erlittene Beschimpfung und las, trotz dem Lärmen und Schimpfen der Wache, mit lauter Stimme das Executionsurtheil vor. Darauf stieg er ab, um die Achtserklärung an dem Schlagbaum zu befestigen, woran ihn die Wache gewaltsam und unter der Drohung, sie werde Feuer geben, verhinderte. Jetzt schlug er die Acht und das Executionsurtheil, unter dem Schutz des Hatschierers, an zwei in der Nähe befindliche Weidenbäume und warf beglaubigte Abschriften davon unter das Volk, welches aber keine

Notiz davon nahm und die Anschläge wieder von den Bäumen riß.

Endliche Anerkennung des Zolls und Aufhebung der Acht.

Bis dahin hatte die Stadt muthig und aufopfernd ihr Recht der freien Stromfahrt vertheidigt. Vierzig Jahre hatte der Kampf gedauert, ehe die Stadt sich beugte, und ehe sie sich demüthigte, mußte erst die Reichsacht über sie verhängt werden. Im Gefühl ihres Unvermögens, noch länger dem Kaiser und Reich, welche die fremde Gewaltthat begünstigten, zu widerstehen, erklärte die Stadt sich zur Unterwerfung bereit und bat um Befreiung von der Acht. Diese ward um so dringender nothwendig, weil die Schweden gerade die Selbstständigkeit der Stadt bedrohten, eine Abwehr der schwedischen Zumuthungen aber den Geächteten unmöglich war. Den Verwendungen der Hamburger und Lübecker, denen sich auch der Graf von Oldenburg zugesellte, gelang es denn auch bereits am 18. Febr. 1653, einen vorläufigen Reichshofrathsschluß zu erwirken, demzufolge, der Lossprechung wegen, was Recht, erfolgen sollte, wenn die Bremer dem Grafen hinlängliche Gewähr wider die Zollstörung leisten, sich mit ihm über Kosten und Schaden vergleichen und mit dem Grafen und dem kaiserlichen Fiscus wegen des Poenfalls von 100 Mark löthigen Goldes abfinden würden.

Die bremischen Gesandten, Syndicus Johann Wachmann und der Rathsherr Simon Anton Erp von Brock-

hausen erhielten, behufs der Unterhandlungen in Regensburg, freies Geleit dahin, und gleichzeitig wurden mit dem Grafen wegen der verfallenen Poen, auch Kosten und Schaden Verhandlungen eingeleitet, so daß endlich die Uebereinkunft getroffen wurde, daß die Bremer dem Grafen den halben Poenfall mit 14400 Gulden (welche der Graf, bezeichnend genug, dem Reichshofrath schenkte), außerdem eine Summe von 70,000 Thalern und fernern 3000 Thalern für Entschädigung beeinträchtigter Oldenburger Unterthanen zu bezahlen hätten, der Graf dagegen Alles vergeben und vergessen, sich auch ferner beim Kaiser wegen der Lösung der Acht eifrig verwenden solle.

Diese Entbindung erfolgte wirklich am 18. Sept. und am 27. wurde dieselbe von dem Grafen von Oettingen in Gegenwart einer großen Menschenmenge feierlich und öffentlich verkündigt.

Kampf mit der Krone Schweden wegen der Reichsunmittelbarkeit der Stadt. Stader Vergleich.

Unter andern Landschaften war im westphälischen Friedensschluß auch das Erzbisthum Bremen der Krone Schweden unter der Benennung eines Herzogthums abgetreten, und die Schweden waren sehr geneigt, Bremen als eine zum Herzogthum gehörige Landstadt und ihrem Scepter untergeben zu betrachten. Schon die Erzbischöfe hatten ähnliche Ansprüche geltend gemacht, die aber von der Stadt mit Erfolg bestritten

waren. Nicht minder eifrig trat Bremen den ländergierigen Fremdlingen entgegen.

Die Feindseligkeiten wurden (1653) von den Schweden mit der Wegnahme des, der Stadt gehörigen Fleckens Lehe begonnen. Einige Wochen später besetzte der Gouverneur des Herzogthums, Graf Hans Christoph von Königsmark, den Flecken Vegesack. Um das Hafenhaus wurde eine Schanze aufgeworfen, von welcher aus die vorüberfahrenden Schiffe zur Entrichtung eines Geschenkes gezwungen wurden, während man durch eine, zu demselben Zwecke oberhalb der Stadt, am Zusammenflusse der Aller und der Weser errichteten Befestigung der Stadt alle Zufuhr abschneiden sollte.

Im folgenden Jahre wurden die Feindseligkeiten mit gleicher Strenge fortgesetzt (1654). Am 11. März machte Königsmark einen Anschlag auf die Burg; der Rath kam ihm aber zuvor und ließ zu mehrer Sicherheit eine Schanze um das Zollhaus legen. Am 31. März erschien indessen Königsmark wieder mit seinen Soldaten und Bauern und zwang die Schanze (2. April) zur Uebergabe.

Dadurch gewannen die Sachen ein gefährliches Aussehen. Man mußte eine Belagerung der Stadt erwarten, und es wurde (1. April) der Gröpelinger Deich durchgestochen, und (11. April) die Ziegelhütten und Steinbuden außer dem Stephanithore abgebrochen. Zugleich ließ die Stadt allenthalben Werbungen veranstalten und nahm mehrere tausend Reisige und Fußknechte in Sold.

Der Kaiser Ferdinand III. erließ zwar an die Stände des Herzogthums Bremen ein Mandat, sich aller Theilnahme an den Feindseligkeiten gegen die Stadt zu enthalten; schwedischerseits wurde aber der Ritterschaft und den Ständen die Annahme und Folgeleistung des kaiserlichen Mandats strenge untersagt.

Jetzt besetzten die Schweden auch die Schlösser Blumenthal und Bederkesa; auch wurde die Burgschanze von ihnen sehr verstärkt. Die Bewohner der vier Gohen und des Amts Blumenthal hatten in dieser schweren Zeit unendlich zu leiden an Contributionen, Kriegerfuhren, Frohn- und Schanzarbeiten.

Um diese Zeit wurde in der Stadt ein verrätherischer Briefwechsel entdeckt, welcher dem Gemeinwesen zu großem Schaden hätte gereichen können. Burchhard Lösekanne nämlich, ein Aeltermann, wurde (12. Mai) überführt, dem Feinde regelmäßigen Bericht über die städtischen Verhältnisse zugeschickt zu haben. Da sich die Abschriften dieser Briefe in seinem Copiebuche fanden, so konnte er sein Vergehen nicht läugnen. Doch wurde er nicht nach der Strenge des altherkömmlichen Gesetzes, welches den Feuertod in solchen Fällen vorschreibt, behandelt, sondern, nachdem ihm die beiden Vorderfinger der rechten Hand, die sogenannten Schwörfinger, abgehauen waren, auf dem Markt enthauptet und von des Scharfrichters Knecht auf dem Michaeliskirchhof außer dem Anscharithore, unter dem Fußwege beerdigt, der über den Kirchhof führt.

Am 15. Juni nahmen die Bremer unter Anführung des Obersten Gerhard auf dem Keller die Schanze zur Burg mit stürmender Hand wieder ein und erbeuteten große Vorräthe. Vegesack fiel am 26. Juni den Bremern wieder in die Hände, ohne daß sie auch nur einen Mann dabei eingebüßt hätten. Verden ward (6. Juli) von ihnen in Contribution gesetzt und Thedinghausen (22. Juli) weggenommen. Doch wurde die Besatzung des letztern Schlosses, die sich, des Raths Befehlen zuwider, zu lange aufgehalten hatte, (28. Juli) von den Schweden im Boller Holze zusammengehauen.

Am 13. Aug. zeigte sich Königsmark wieder auf den Moorloser Bergen und nahm eine drohende Stellung gegen die Burg ein; sie fiel aber erst später (27. Sept.) in seine Hände.

Jetzt war wieder die Aussicht auf eine Belagerung der Stadt vorhanden, und die Gesandten von Brandenburg, Lüneburg, Münster, Lübeck und Hamburg beeilten sich, vorläufig einen zweimonatlichen Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Partheien zu vermitteln.

In Folge der weiteren Unterhandlungen kam dann zu Stade zwischen dem schwedischen Reichs- und Canzleirath Schering Rosenhahn und den bremischen Abgeordneten (28. Novbr.) ein Vergleich zu Stande, welcher am 23. Decbr. vom Könige Karl Gustav in Stockholm ratificirt wurde, demgemäß den Schweden Bederkesa, sowie Flecken und Gericht Lehe eingeräumt und die Territorialhoheit über die Aemter Blumenthal und Neuenkirchen zugesprochen, die Streitsache

aber über die Reichsunmittelbarkeit der Stadt ferneren Unterhandlungen anheim gegeben wurde. Darauf empfing der schwedische Bevollmächtigte Rosenhahn die Huldigung der Stadt (6. Decbr.) in derselben Weise, wie dieselbe ihrem letzten Erzbischof gehuldigt hatte.

Erneuerung der Feindseligkeiten.

So hatte die Stadt den ersten Sturm, der ihre Unmittelbarkeit bedrohte, glücklich bestanden. Bei der beiderseitigen Gereiztheit der Gemüther bedurfte es indessen nur eines geringen Anlasses, um die Brandfackel des Kriegs wieder heraufzubeschwören. Die Schweden verschanzten gegen den Vergleich die Burg (1655), rissen die Kirche nieder und verlegten den Zoll nach dem Burgdamm, erhöhten denselben eigenmächtig und erhoben ihn auch von Bremer Bürgern, die doch mit ihren Gütern frei waren. Solche Gewaltthätigkeiten waren nicht geeignet, die Bremer den schwedischen Ansprüchen gegenüber zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Die Uebergriffe des allgewaltigen Nachbarn aber zu verhindern, dazu war die vom Kaiser und den Fürsten so schmählich verlassene Stadt zu ohnmächtig.

Die Stadt liefert eine Compagnie Reiterei zum Türkenkriege.

Zu dem damaligen Reichskriege wider die Türken stellte Bremen eine Compagnie Reiterei, welche unter dem Befehl des Majors Hollitsch am 12. Mai 1664

nach Ungarn aufbrach. Ueber die Thaten und das Schicksal dieses kleinen Haufens möchte wohl nichts Näheres aufbewahrt sein. Der Graf Anton Günther von Oldenburg hatte zu diesem Kriege 33 Mann Fußvolk zu stellen, wofür er in die Kriegskasse zahlte. Statt der 74 Reiter aber, die er stellen mußte, schickte er ebenfalls eine ganze Compagnie und zwar lauter auserlesene und versuchte Leute, unter der Führung des Grafen Otto von Sain und Wittgenstein. In der Standarte war ein gekrönter Löwe mit der Ueberschrift in lateinischer Sprache: „Es siegte der Löwe vom Stamm Juda.“ Von dieser Compagnie ist es bekannt, daß sie den Sieg der Christen bei St. Gotthard am Raabflusse hat erkämpfen helfen, bei welcher Gelegenheit dieselbe 4 Mann und 24 Pferde verlor.

Erneuerung des Kampfes gegen die schwedischen Ansprüche.

Im Jahre 1665 begannen die Schweden von Neuem die Feindseligkeiten. Sie stellten eine Menge Beschwerdepunkte auf, darunter besonders, daß Bremen sich eine Reichsstadt nenne. Es war vergeblich, daß Bremen darauf hinwies, daß diese Frage vor den Reichstag gehöre; ebenso wenig fruchtete es, daß die Stadt den Beweis führte, daß sie dem Stader Vergleich in allen Punkten nachgekommen sei, während derselbe von den Schweden vielfach verletzt wäre. Die Krone Schweden verharrte auf ihren Ansprüchen, und als die Stadt sich den Ueberredungen nicht fügte und

von Drohungen nicht einschüchtern ließ, brachen die schwedischen Heeresmassen, die der Feldmarschall Wrangel im Herzogthum Bremen indessen zusammengezogen hatte, zur Berennung der Stadt auf und lagerten sich (11. Decbr.) im Stadtgebiete.

Bei dieser nahen Gefahr ließ der Rath desselben Tags die ganze Bürgerschaft, Mann für Mann, compagnieweise in allen vier Kirchspielkirchen vor sich kommen und vor dem Altare bei ihrem Bürgereid fragen, ob sie im bevorstehenden schweren Kriege auch Alle fest und treu ausharren, auch, wenns erforderlich, Gut und Blut bei der Stadt aufsetzen wollten. Diese Frage wurde Haupt für Haupt einmüthig bejaht und am 21. Decbr. bezogen 3 Bürgercompagnien mit fliegenden Fahnen den Wall.

Die Bremer verharrten fest bei ihrer Weigerung, sich zu unterwerfen, und rechneten dabei auf fremde Hülfe. Sie mußten auf den Beistand von Kaiser und Reich rechnen; auf die umwohnenden Fürsten des niedersächsischen und westphälischen Kreises, weil Schweden durch die Unterwerfung Bremens eine drohende Stellung gegen beide Kreise gewinnen würde; auf die Generalstaaten und endlich auf den König von Dänemark, dem es als Lehnserben der Grafschaft Oldenburg durchaus nicht gleichgültig sein konnte, ob Bremen ein selbstständiger Staat blieb oder eine der verhaßten Krone Schweden unterworfene Landstadt würde.

Auch hatten sie sich nicht verrechnet. Das Reichsoberhaupt erließ gegen Schweden strenge Mandate,

die Feindseligkeiten einzustellen und forderte alle benachbarten Stände zu schleuniger Hülfsleistung auf. Auch beauftragte er den Churfürsten von Brandenburg und die braunschweigischen Herzöge, sich der Unterdrückten auf alle Weise anzunehmen. Auf des Kaisers dringende Aufforderung begaben sich wirklich brandenburgische, kölnische und osnabrückische Gesandte ins Hauptquartier Wrangels nach Vegesack.

Allein alle Fahrten der Unterhändler zwischen Bremen und Vegesack, dem Hauptquartier Wrangels, waren vergebens, und die Schweden eröffneten die Feindseligkeiten damit, daß sie ein von Hitland kommendes Bremer Schiff nahmen und zugleich (29. Aug.) bei Lankenau 7000 Mann stark über die Weser ins Viehland einfielen und sich des Wartthurms und Kattenthurms bemächtigten, worauf die Bremer, zur bessern Vertheidigung der Stadt, am folgenden Abend um 9 Uhr das Dorf Woltmershausen verbrannten.

Der Versuch eines Theils der Bürgerschaft, das Haus des frühern Bürgermeisters Statius Speckhahn, der in schwedische Dienste getreten war, außer St. Anscharii Thore in Brand zu stecken (31. Aug.), hatte zur Folge, daß der Rath 100 Bürger (Mieker) dazu beorderte, auf dem Walle bei den Stücken Wache zu halten, ob etwa durch die Feuerkugeln des Feindes oder durch sonstige Unglücksfälle eine Feuersbrunst in der Stadt ausbrechen möchte, um schnell zum Löschen bei der Hand zu sein. Dafür erhielt ein Jeder während der Belagerung wöchentlich 36 Grote.

Am 1. Sept. wurden von den jungen Burschen in der Stadt 3 Compagnien errichtet und eine Compagnie aus Schneidergesellen und eine andere aus Schustergesellen bestehend. Eine jede derselben zählte ungefähr 160 Mann.

Zwei Tage später (3. Sept.) ließ der Rath vor dem Kornhause bei St. Martini die unbemittelten Bürger zusammenkommen und Korn unter sie vertheilen. Wer eine volle Wacht that, erhielt vier Viertel, wer eine halbe verrichtete, zwei Viertel Roggen.

Am 11. Sept. trieben die Schweden die Kühe vom Ziegelwerder fort.

Den 14. Sept. mußten alle in der Stadt vorhandenen Pferde nach dem Domshof geführt werden, weil man die Reiterei verstärken wollte. Schon am 13. October konnte Herr Henrich Suhrbick dem Rittmeister Warhusen auf dem Domshofe das Fähnlein überliefern, worauf die neugebildete Reitercompagnie der Stadt den Eid der Treue schwor. An demselben Tage lieferte diese junge Mannschaft einen Beweis ihrer Tüchtigkeit, indem sie einen Ausfall nach dem Neuenlande machte, und, obgleich die Schweden vom Wartthurm her ein starkes Feuer unterhielten, fünfzehn Fuder Heu und Korn mit zur Stadt brachte. Ebenso mußte jedes Amt dem Rath ein Feuerrohr stellen, und wer ein Pistolenfutteral hatte, wurde aufgefordert, solches einzuliefern.

Die Schweden fingen jetzt an die Stadt zu beschießen (am 1. und 4. Oct.), ohne jedoch erheblichen Schaden dadurch zu verursachen. Beschwerlicher als

die Kugeln des Feindes war der überhandnehmende Mangel an Lebensmitteln in der Stadt. Doch ließ Johann Schmitten (8. Nov.) 10 Last Roggen und 100 Thaler unter die Nothleidenden vertheilen, während auch der Rath wiederum vom Stephani-Kornhause den Bürgern, welche eine volle Wacht thaten, vier Viertel Roggen verabreichen ließ; wer eine halbe Wacht verrichtete, erhielt zwei Viertel.

Inzwischen ruhten die Gesandten der Churfürsten von Köln und Brandenburg, der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg, sowie des Landgrafen von Hessen-Kassel nicht, den Frieden zwischen der Stadt und den Schweden zu vermitteln. Die Bemühungen derselben wären indessen vermuthlich fruchtlos gewesen, wenn nicht die braunschweigischen Herzöge eine drohende Stellung angenommen, mit Dänemark, Brandenburg und den Generalstaaten eine Defensivallianz geschlossen und ein starkes Truppencorps zusammengezogen hätten. Dadurch gab es den Unterhandlungen größern Nachdruck, es kam ein Waffenstillstand und bald darauf (15. Nov.) im Hauptquartier des feindlichen Feldherrn, im Dorfe Habenhausen, ein neuer Vertrag zu Stande, demzufolge Bremen erklärte, daß sie ihrer königlichen Majestät zu unterthänigstem Respect und Ehren nach Endigung des gegenwärtigen Reichstags sich des Sitzes und der Stimme auf dem Reichstage bis zum Jahre 1700 enthalten, nach Verlauf dieser Zeit aber, sofern unterdeß nicht ein Anderes verglichen oder zu Recht erkannt worden, wieder ermächtigt sein wolle zu stimmen. Bis auf Weiteres verzichtete die

Stadt auch auf das Prädicat einer kaiserlich freien Reichsstadt gegen Schweden und machte sich anheischig, einige Festungswerke zu demoliren. Im Uebrigen wurde der Stader Vergleich bestätigt, welchem gemäß auch die Huldigung von Neuem geschehen sollte.

Die Zugeständnisse, welche die Stadt dem Feinde gemacht hatte, waren, genauer besehen, durchaus nicht von Belang. Durch den Muth und die Ausdauer des Raths und der Bürgerschaft war aber der Stadt die Reichsunmittelbarkeit gerettet, zu einer Zeit, wo den ansehnlichsten deutschen Reichsstädten dieselbe für immer verloren ging.

Am Tage, wo der Vergleich zu Stande kam, bewirthete General Wrangel die Gesandten in seinem Hauptquartier. Am folgenden Tage (16. Nov.) gab ihnen der Rath ein köstliches Gastmahl auf dem Rathhause; während der Dauer desselben, von 3 Uhr Nachmittags bis 9 Uhr Abends, wurde 180 Mal aus 6 groben Feldstücken, die auf dem Domshof aufgefahren waren, geschossen und vom Rathhause herunter aufs Trefflichste musicirt. Bei ihrem Abzuge aus der Stadt (18. Nov.) stand die ganze Bürgerschaft nebst fünf Compagnien junger Leute und alle Stadtsoldaten mit fliegenden Fahnen unter Gewehr.

Am 20. Novbr. endlich wurde die Belagerung der Stadt förmlich aufgehoben. Alle schwedischen Regimenter, 89 Compagnien stark, brachen auf aus ihren Quartieren und wandten sich ins Herzogthum Bremen und nach dem Lande Kehdingen. Die bremischen Völker besetzten die Außenposten, zum Kattenesch und

Wartthurm, und die fünf Compagnien junger Leute wurden wieder aufgelöst.

Die Belagerung mit ihren Schrecknissen und Entbehrungen war nun vorüber, und jetzt gedachten viele unter den Bürgern wieder ihres frühern Bürgermeisters Speckhahn, dem sie noch immer einen großen Theil dieser Drangsale zuschrieben. An der Person des Abwesenden konnten sie keine Rache nehmen, die Aufgeregten warfen sich also auf sein Haus, das schon einmal der Schauplatz ihrer Wuth gewesen, plünderten dasselbe und machten es dem Erdboden gleich. Dies geschah am 27. Novbr. 8 Uhr Abends. Doch mußte am folgenden Tage alles geraubte Gut bei Leibes- und Lebensstrafe wieder eingeliefert werden.

Im Jahre 1667, am 8. Juli, hielt der schwedische Reichsfeldherr Wrangel seinen feierlichen Einzug in die Stadt mit einem großen und glänzenden Gefolge, wohnte am folgenden Tage (9. Juli) dem Gottesdienst in der Domkirche bei, wo der schwedische Superintendent Lüdemann die Huldigungspredigt hielt, und fuhr von da nach dem Rathhause, um dort von den beiden im Eide sitzenden Camerarien den Huldigungseid für die Krone Schweden zu empfangen, wogegen dem Rath die königl. schwedischen Reversalen eingehändigt wurden.

Daß es bei diesen Feierlichkeiten nicht an großen Gelagen gefehlt habe, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Den 13. Juli, Morgens 9 Uhr, verließ der Graf Wrangel wieder die Stadt. Er nahm seinen Weg zum Osterthor hinaus, und 7 Compagnien von

der Bürgerschaft, sowie sämmtliche Stadtsoldaten standen ihm zu Ehren in Waffen; auf dem Osterthorswalle wurden alle groben Geschütze gelöst. Die Gemahlin des Feldherrn nahm ihren Weg aus dem Anschariithor, des Nachmittags 3 Uhr; drei berittene Compagnien von jungen Bürgern begleiteten sie, unter Anführung des Syndicus Johann Wachmann und des Rittmeisters Warhusen, bis Gramke.

Jetzt war auch die letzte Mahnung an die überstandene Noth und Gefahr beseitigt, und es wurde in allen Kirchen in und außerhalb der Stadt ein außerordentliches Buß-, Bet-, Dank- und Freudenfest wegen der endlichen Rückkehr des Friedens angeordnet.

Vergeblicher Versuch, den Weserzoll abzuschaffen.

Nach dem Aussterben des oldenburgischen Grafenhauses mit Anton Günther (1667) waren die Grafschaften an Dänemark gefallen. Da der Zoll dem Grafen nur für seine Person und seine Nachkommen, nicht aber für seine Lehnserben verliehen war, so beeilten sich die Bremer, dieses Hemmniß der Weserschifffahrt zu beseitigen, fanden auch am schwedischen und kölnischen Hofe und einigen Mitgliedern des Reichshofraths mit ihren Protestationen ein geneigtes Gehör. Der König Christian V. hat auch nie die kaiserliche Belehnung erlangt. Die Stadt setzte Alles in Bewegung, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, und wußte selbst den Churfürsten von Mainz gegen den

Weserzoll zu stimmen. Dem Kaiser wurden große Geldsummen geboten, dem König Friedrich IV. von Dänemark ein Abkaufspreis von drei bis vier Tonnen Goldes oder jährliche 10,000 Thaler. Der König blieb aber unbeugsam und wußte sich endlich die seinem Vorgänger und ihm bis dahin versagte Belehnung vom Kaiser Joseph I. (1707) zu verschaffen.

In Folge dieser Mißhelligkeiten sah sich die Stadt (25. April 1683), um sich vor einem Ueberfall der Dänen sicher zu stellen, genöthigt, vier cellische Compagnien als niedersächsische Kreistruppen bei sich aufzunehmen, denen bald hernach noch zwei hannöversche Compagnien folgten. Nachdem diese Truppen vorher dem Rath zugeschworen hatten, verrichteten sie den Dienst mit den Stadtsoldaten gemeinschaftlich. Erst Anfang Octobers verließen diese Truppen wieder die Stadt, deren Verpflegung in demselben Jahre der Stadt 10,000 Thaler gekostet hatte.

Neue Unterhandlungen mit Schweden wegen der Reichsunmittelbarkeit. Die Schweden werden aus den Herzogthümern vertrieben. Anerkennung der Unmittelbarkeit durch Georg II.

Einem Vergleich zufolge, der zwischen den bremischen und schwedischen Bevollmächtigten (11. Novbr. 1683) abgeschlossen war, wollte endlich die Krone Schweden gegen eine in fünf Jahren zu entrichtende Summe Geldes von 100,000 Thalern die unbedingte



Unabhängigkeit der Stadt anerkennen, ihren Sitz und Stimme auf den Reichstagen nicht länger anfechten, ihr Territorialrecht in den 4 Gohen und den Besitz von der Burg und Borgfeld nicht bestreiten und endlich auf die Huldigung Verzicht leisten. Die Sache zerschlug sich aber als die Stadt die Auszahlung einer ihr ferner zugemutheten Summe von 150,000 Speciesthalern nicht ermöglichen konnte.

Eine günstigere Wendung nahm diese Angelegenheit für Bremen, als die Herzogthümer den Schweden gänzlich entrissen wurden und an das Chur-Haus Braunschweig-Lüneburg kamen. Der König Friedrich IV. von Dänemark benutzte nämlich die stete Abwesenheit seines Feindes, des Schwedenkönigs Carl XII., der in weit entlegenen Landen in Krieg verwickelt war, setzte (1712) über die Elbe und brachte nach der Einnahme von Stade die Herzogthümer in seine Gewalt; drei Jahre später (1715) trat er sie für sechs Tonnen Goldes dem König von England und Churfürsten von Hannover ab, der später (1717) auch die Zustimmung der schwedischen Königinn Ulrike Eleonore gegen eine Entschädigungssumme von 1,000,000 Thalern erlangte.

Hannover war ein weniger zudringlicher Nachbar, als der Schwede, und schon nach Verlauf weniger Jahre (1730) erließ Georg II. eine Erklärung, worin der Stadt die Reichsunmittelbarkeit, Sitz und Stimme auf Reichs- und Kreistagen, der unmittelbare Beitrag ihres Contingents zu den Reichs- und Kriegssteuern und das reichsstädtische Prädicat zugestanden wurde. So war endlich der vieljährige Streit wegen der

Reichsunmittelbarkeit beigelegt und die Bürgerschaft, welche mehr als einmal Blut und Leben an diese Angelegenheiten gewagt hatte, bezahlte mit Freuden die 25,000 Thaler Kosten der langjährigen Unterhandlungen. Diese Erklärung Georgs II. war aber doch theuer erkauft, wie aus dem Schlußvergleich hervorgeht (1741), demzufolge das Amt Blumenthal und das Gericht Neuenkirchen, die Dörfer Mittelsbühren, Niederbühren, Gramke, Moor, Oslebshausen, Wasserhorst, Wummensiehl, Niederblockland und Vahr mit aller Landeshoheit vor der Hand abgetreten wurde. Doch behielt die Stadt das Eigenthum des Hafens Vegesack, die niedere Gerichtsbarkeit über den Flecken Vegesack und die genannten Dörfer und das Patronatrecht über die Schulen und Kirchen in jenen Dörfern, in Blumenthal und Neuenkirchen. Die Landeshoheit in den vier Gohen und der Besitz von Lesmersbrock, Gröpelingen und Walle wurden der Stadt ebenfalls eingeräumt und in dem Vergleich die Anerkennung der Reichsunmittelbarkeit Bremens aufs Bündigste wiederholt.

Die Abtretung der städtischen Landestheile an Hannover geschah auf dem Amte zu Blumenthal (30. Sept. 1741) und die Huldigung der vier Gohen nahmen die Abgeordneten des Raths am 29. und 30. Decbr. entgegen.

Der siebenjährige Krieg.

Beinahe ein ganzes Jahrhundert war verflossen, ohne daß der Krieg mit seinen Schrecknissen die Stadt und die Umgegend derselben heimgesucht hätte. Da entspann sich jener Kampf, der das wunderbare Schauspiel darbot, wie ein einzelner, keineswegs übermächtiger, Fürst den Hauptmächten Europa's den kräftigsten Widerstand leistete und ihnen nicht selten blutige Niederlagen beibrachte, so daß er in sieben Feldzügen sich einen ruhmvollen Frieden erfocht. Während dieses siebenjährigen Kampfes hatte Bremen, als der einzige Uebergangspunkt an der Unterweser, von den kriegführenden Partheien außerordentlich viel zu leiden, indem man die Neutralität der Stadt nicht anerkennen wollte. Franzosen, Preußen und Hannoveraner setzten sich abwechselnd darin fest und ängstigten die Stadt durch Kriegssteuern und Einquartirungen. Gegen das starke französische Heer, welches beim Ausbruch des Kriegs vom Rhein heranrückte, zog Herzog Wilhelm August von Cumberland ein Beobachtungscorps zusammen, das besonders aus hannoverschen, braunschweigischen und hessischen Truppen bestand. Die Stadt, dem Kriegsschauplatz so benachbart, konnte ihr Heil nur in der strengsten Neutralität suchen und ließ, um der Durchmärsche überhoben zu sein, oberhalb der Stadt eine Brücke schlagen; die Hannoveraner verstärkten die Burg. Als nach der Niederlage bei Hastenbeck ein hannoverscher Heerhaufen Einlaß ins Steinthor zum Durchmarsch nach der Burg begehrte, wurde ihm derselbe, da die Papiere des Anführers mangelhaft

waren, verweigert und die Hannoveraner setzten durch die Hempstraße über Walle ihren Zug fort. Die geschlagene alliirte Armee, welche 40,000 Mann stark gewesen war, zog sich bis Bremervörde zurück.

Am 29. Aug. (1757) traf vom französischen Hauptheere der Marquis d'Armentier vor Bremen ein und lagerte sich mit 8000 Mann im schwachhauser und hastedter Felde. Er verlangte die Besitznahme des hannoverschen Eigenthums in der Stadt, und es wurde ihm zu diesem Behuf das Stein- und Osterthor, sowie das Stadthaus, wo er sein Hauptquartier aufschlug, eingeräumt, zu deren Besetzung er eine Grenadier-Compagnie verwandte. Die übrigen Truppen, 4 Regimenter Infanterie und 2 Kürassier-Regimenter, lagerten unter Zelten. Ihre Artillerie bestand aus 20 schweren Geschützen. Als (2. Sept.) das Lager nach Walle und Gröpelingen verlegt wurde, räumte die Besatzung das Stein- und Osterthor und besetzte das Stephanithor.

Indessen kam zu Kloster Zeven zwischen den Franzosen und Alliirten eine Convention zu Stande, demzufolge die hannoverschen, hessischen und braunschweigschen Truppen aller Theilnahme am Kriege entsagen mußten. Am 12. Sept. wurde die Burg den Franzosen eingeräumt und an demselben Tage hielt der Obergeneral, der Herzog von Richelieu, unter dem Donner der Geschütze seinen feierlichen Einzug in Bremen. Er ward am Osterthor von einer Senatsdeputation empfangen und von dem Marquis d'Armentier auf der Börse aufs Herrlichste bewirthet, worauf

die ganze Generalität in den angesehensten Häusern der Neustadt einquartirt wurde. Zu ihrer Bedeckung lagerten zwei Regimenter Kürassiere unter Zelten auf dem Neustadtswall. Am 13. wurde der Herzog vom Senat bewirthet, und am folgenden Tage brach er mit seinem ganzen Gefolge und den ihn begleitenden Truppen wieder auf. Diese letztern schlossen sich der in Thüringen stehenden Reichsexecutionsarmee an.

Die Wachen auf dem Walle waren am 19. Aug. zum ersten Mal von den Bürgern besetzt; am 17. Sept. wurde dieser persönliche Wachtdienst von der Bürgerschaft zum letzten Mal verrichtet.

Am 14. October wurde auf dem Bürgerconvent eine Anleihe von 60,000 Thalern zur Bestreitung der außerordentlichen, durch den Krieg veranlaßten, Ausgaben beschlossen, die durch Zahlung einer jährlichen Rente von 8 Thalern in 20 Jahren getilgt sein sollte. Zur Deckung dieser Jahresrente wurde eine zwanzigjährige Vermögenssteuer unter der Benennung Don-gratuit genehmigt und mit der Hebung derselben eine Deputation von 4 Rathsherren, 4 Aelterleuten, 4 Kaufleuten und 4 Amtsmeistern beauftragt.

In den hiesigen Landen waren die Franzosen dem Herzog von Cumberland gegenüber siegreich gewesen. Die Sache nahm aber eine ganz andere Wendung, als sie dem gewaltigen Kriegsfürsten, Friedrich dem Großen, selbst entgegen traten. Am 5. Novbr. 1757 erlitten sie, in Verbindung mit der Reichsarmee, die schmählichste Niederlage, in Folge deren auch die Zevener Convention (26. Nov.) aufgehoben wurde, worauf

der Herzog Ferdinand von Braunschweig den Oberbefehl der Alliirten übernahm. Die Lage der Stadt wurde bei der Annäherung der beiden feindlichen Armeen höchst kritisch, und es wurden deshalb alle Außenposten am Steinthor und Siehl, bei der Schleifmühle, beim Gröpelinger und Waller Baum durch Stadtsoldaten verstärkt, während alle Thore der Altstadt, mit Ausnahme des Doven- und Osterthors geschlossen und das Anerbieten der Franzosen, die Stadt zu vertheidigen, abgelehnt wurde.

Dennoch gaben die Franzosen ihren Plan nicht auf und suchten die Stadt zu überrumpeln. Am 11. Jan. 1758 zog der Herzog von Broglio seine Truppen, welche jenseit der Burg standen, zurück und verlegte sein Hauptquartier nach Hastedt. Um 3 Uhr Nachmittags erschien ganz unerwartet ein französischer Officier mit 45 Mann vor dem Doventhor, und ohne die Geistesgegenwart des wachthabenden Fähndrichs Köhnen, der das Thor in Eile verschließen ließ, wäre es ihm sicher gelungen, sich des Thores zu bemächtigen. Nach diesem Versuch wurden auch die übrigen Stadtthore gesperrt und die Wachen verstärkt.

Die Franzosen zogen sich mit Anbruch der Nacht zurück, besetzten aber einige Tage später (15. Jan.) alle Zugänge der Stadt, verlangten im Namen des Herzogs von Richelieu Einlaß, um den Alliirten in der Besetzung derselben zuvorzukommen, und gingen, während Rath und Bürgerschaft auf dem Rathhause sich noch über eine Antwort beriethen und die Abgeordneten von dem Herzog von Broglio unverrichteter

Sache zurückkehrten, über den gefrornen Stadtgraben, worauf sie bis zum Wall gelangten. Sie kehrten aber wieder in die Vorstadt zurück, als sie vernahmen, daß bereits Unterhandlungen mit dem Herzog angeknüpft seien. Diese wurden mit Eifer betrieben, um die Franzosen von ferneren Gewaltstreichen abzuhalten. Noch um 1 Uhr in der Nacht mußte ihnen das Osterthor eingeräumt werden, das mit einer Compagnie Grenadiere besetzt wurde. Die allgemeine Stimmung in Deutschland war jener Zeit für den Heldenkönig Friedrich. Diese Vorliebe für Preußen äußerte sich am folgenden Tage, als der Herzog unter einer starken Cavalleriebedeckung in die Stadt kam und auf dem Rathhause die Capitulation unterzeichnete, auch hier auf eine Weise, die von den ernsthaftesten Folgen hätte sein können. Zuerst wurde die Bedeckung des Herzogs, welche beim Rathhause hielt, angefallen, und als einige Klingenhiebe der Reiter die Angreifer auseinander getrieben hatten, widersetzte sich ein starker mit Aexten und Knitteln versehener Haufe einem französischen Detaschement, welches im Begriff war, das Palatium zu besetzen, und räumte erst den Platz, nachdem durch ein commandirtes scharfes Gewehrfeuer drei Männer und eine Frau erschossen und viele verwundet waren. Darauf rückten noch drei Regimenter Infanterie in die Stadt, die bei den Bürgern, und zwei Schwadronen Cavallerie, die in den Vorstädten einquartirt wurden. Auch der Herzog, an dessen Stelle (14. Febr.) der Graf Saint-Germain den Oberbefehl übernahm, verlegte sein Hauptquartier in die Stadt. Am 18. trafen

noch zwei Regimenter Infanterie ein, so daß die französische Besatzung sich auf 6000 Mann belief, die am 9. Febr. noch durch 1700 Mann vermehrt wurde, welche aus Mangel an Raum in Privathäusern, im Gymnasium, in der Domschule, auf der Börse, im Armenhause und andern öffentlichen Gebäuden untergebracht werden mußten.

Indessen rückte auch der Herzog Ferdinand von Braunschweig der Stadt näher. Eine ihm entgegengeschickte Deputation mußte bis auf Weiteres in Osterholz bleiben.

Gegen die eingegangene Convention erbrachen jetzt (23. Febr.) die Franzosen das Zeughaus und führten eine Menge Kanonen auf den Altstadtswall; auf die Nachricht aber, daß der Erbprinz von Braunschweig die Franzosen aus Hoya vertrieben und 1500 Mann zu Gefangenen gemacht habe, verließen sie schon am folgenden Tage (24. Febr.) die Stadt, um nicht von der Hauptarmee abgeschnitten zu werden, und begaben sich auf den Weg nach Wildeshausen, nachdem sie alle Thore der Altstadt verschlossen und vom Rath das Versprechen erpreßt hatten, dieselbe erst 24 Stunden nach ihrem Ausmarsch den Hannoveranern zu öffnen.

Am 25., Nachmittags 2 Uhr, capitulirte die Stadt und der General von Diepenbrock rückte mit 4000 Mann ein. Das Fußvolk wurde in der Stadt, die Reiterei in der Vorstadt einquartirt. Jetzt verlangte der Herzog (1. März), Bremen solle binnen 3 Tagen eine Lieferung an das Magazin in Hoya machen von 200,000 Portionen Brod à 2 Pfund, 200,000 Rationen

Hafer und eben soviel Heu. Ferner solle sie einen ihrer Bürgermeister, einen Rathmann und zwei Kaufleute als Geiseln nach Stade schicken und endlich eine genaue Angabe von allem französischen Getraide und Eigenthum einreichen, wie auch von allem in den Stadtkornhäusern und in Privatwohnungen lagerndem Korn. Eine Ermäßigung dieser harten Zumuthung zu erwirken, begab sich eine Rathsdeputation zum Herzog, deren Bemühungen indessen fruchtlos blieben. Als die Bürgerschaft bei ihrer auf dem Bürgerconvente gegebenen abschlägigen Erklärung beharrte, erschien (4. März) ein Commissair aus dem Hauptquartier mit der Weisung des Herzogs, daß die erste Requisition noch auf folgende Weise vergrößert werden müsse: 200,000 Rationen Hafer à $^1/_2$ Himpten; 200,000 Rationen Heu à 10 Pfund; 200,000 Portionen Brod à 2 Pfund; 200,000 Portionen Butter à $^1/_4$ Pfund; 200,000 Portionen Käse à $^1/_4$ Pfund; 200,000 Portionen Fleisch à $^1/_2$ Pfund; 200,000 Portioneh Reiß à $^1/_4$ Pfund und endlich 200,000 Häringe.

Diese ganze Lieferung solle, wegen des, den Franzosen bewilligten, den Hannoveranern aber abgeschlagenen Durchmarsches einzig und allein dem Rath zur Last fallen, ohne irgend eine Theilnahme von Seiten der Bürgerschaft, welche Letztere der Herzog seines besondern Schutzes versichern ließ.

So höchst ungerecht diese einseitige Lieferung auch war, sah sich doch der Rath genöthigt, der Uebermacht nachzugeben, und als die Bürgerschaft bei ihrer Weigerung beharrte, wurde (12. März) der Anfang mit

der Lieferung gemacht. Da dieselbe den Hannoveranern aber nicht rasch genug ging, erschien (12. März) der hannoversche General von Hardenberg, welcher auf Beschleunigung des Geschäfts drang und die Rathmänner Isaac von Meinertshagen und Johann Nonnen, sowie den Altermann Peter Wichelhausen unter starker Cavalleriebedeckung als Geiseln nach Stade abführen ließ, die erst am 3. Mai zurückkehrten.

So wie das Franzosenheer zurückwich, und die Hannoveraner ihm folgten, wurde auch diese Gegend allmählich wieder von Truppen entblößt. Schon am 2. März hatten 3 Infanterieregimenter mit der gesammten hannoverschen Cavallerie die Stadt verlassen, und es war nur eine Besatzung von zwei Regimentern zurückgeblieben. Diese marschirten am 9. April ab und ließen nur 200 Mann zurück, als Bedeckung des von den Franzosen in Bremen im Stich gelassenen Lazareths.

Jetzt hatte die ganze französische Armee die hannoverschen Lande verlassen, und am 16. April wurde dieserhalb im Dom ein Dankfest gefeiert. Auch der Ausmarsch der letzten hannoverschen Truppen in Bremen wurde bald darauf bewirkt.

Der Rath zeigte nämlich (6. Juli) der Bürgerschaft an, daß die Stadt endlich von allen kriegführenden Mächten die Anerkennung ihrer Neutralität erlangt habe, und auch Hannover sich zur Zurückziehung seiner geringen Besatzung bereit erkläre, wofern man einen Revers ausfertigen wolle mit der Verpflichtung, ohne Wissen und Willen Hannovers keinerlei

Truppen aufzunehmen, den hannoverschen Truppen indeß jeder Zeit die Thore zu öffnen.

Die Bürgerschaft verweigerte die Annahme eines solchen Reverses bis zum 17. Juli, wo sie sich zur Annahme desselben mit folgender Aenderung bereit erklärte: die Stadt Bremen verpflichtet sich, während dieses Krieges mit ihrem guten Willen keine Völker von irgend einer Macht einzunehmen, wenn Hannover sich dagegen verpflichten will, die noch in Bremen liegende Besatzung herauszuziehen. — Die deshalb nach Hannover geschickte Deputation mußte zugleich die Erklärung beifügen: Ein Mehres könne und würde man, wegen der dem Reiche als Reichsstadt schuldigen Pflicht nicht eingehen. — Diese Erklärung genügte der hannoverschen Regierung, und am 23. Juli wurden die letzten Reste der hannoverschen Garnison aus der Stadt gezogen.

Dieser Revers wurde aber im Laufe des Kriegs gar wenig beachtet, und Durchmärsche der verschiedensten Truppengattungen, Einquartierungen, Contributionen, Errichtung von Lazarethen gingen bis zur Beendigung desselben in ununterbrochener Folge vor sich.

Von welchem Nutzen in so gefährlicher Zeit auch des Einzelnen Muth und Geistesgegenwart dem Gemeinwesen sein kann, mag das Folgende darthun. Der Senator Diedericus Smidt galt zur Zeit des siebenjährigen Kriegs für einen der ersten Staatsmänner Bremens. Besonders groß war seine Geschicklichkeit in Unterhandlungen, und als die Franzosen (vielleicht 1758) eine Kriegssteuer von 40,000 Thalern verlang=

ten, ward er beauftragt, die Zahlung auf irgend eine Weise zu hintertreiben, weil man das Geld den fremden Räubern nicht gönnte und womöglich der Stadt erhalten wollte. Obgleich die Sache ihre großen Schwierigkeiten haben mochte, so wußte Smidt doch von Tag zu Tag, von Woche zu Woche die Zahlung bis zu dem Tage zu verzögern, wo, wie er aus geheimer Botschaft wußte, der Herzog von Braunschweig mit seinen Preußen vor Bremen eintreffen mußte. Da endlich zeigte er im Namen der geheimen Finanzdeputation, deren Mitglied er war, der französischen Generalität an, daß die Auszahlung der verlangten Contribution Nachmittags, und zwar im Stadtweinkeller vor sich gehen könne. Sowohl die Deputation, als auch die zur Empfangnahme des Geldes commandirten Officiere fanden sich ein. Smidt ließ das Geld langsam auf einen großen Tisch zählen und störte das Geschäft durch Zwischenfragen u. s. w., bloß um Zeit zu gewinnen. Denn draußen war und blieb es ruhig, und fast mußte er besorgen, daß die Preußen an diesem Tage nicht mehr eintreffen würden und also alle Vorkehrungen vergeblich getroffen seien. Doch machte er noch einen letzten verzweifelten Versuch, indem er mit erkünstelter Ungeschicklichkeit den Tisch umwarf; das Geld mußte wieder aufgesammelt und von Neuem aufgezählt werden. Da plötzlich Trommelwirbel in der Ferne. Der französische Generalmarsch rasselt über den Markt und durch die Straßen und ruft Alles zu den Waffen auf den Allarmplatz. „Die Preußen sind vor dem Thore!“ rief es laut auf

der Straße, und hastig eilen die Officiere aus dem Keller, um mit ihren Truppen, mit welchen sie den von Roßbach her noch siegestrunkenen Preußen nicht zu widerstehen wagten, die Stadt zu verlassen.

Wahrscheinlich war es kurz vor diesem Einmarsch der Preußen, als der Herzog von Braunschweig, der mit seinen Truppen in Lilienthal stand, die Stadt mit einem Bombardement bedrohte. Schon waren mehre Abgeordnete von seinen Vorposten zurückgewiesen, als es Smidt dennoch durch eine List gelang, der Bremer Vorstellungen vor den Herzog zu bringen. Er fuhr nämlich nach seinem Landgut zu Sebaldsbrück, von wo aus er in Bauernkleidung und in Begleitung seines alten Hofmeisters den preußischen Linien zuwanderte, welche ihn auch als schlichten Landmann ungehindert durchließen. Bei dem ersten Officier, den er traf, gab er sich nun als Abgeordneter der Stadt zu erkennen und ward zum Herzog geführt, den er ohne große Mühe für die Wünsche der Bremer zu stimmen wußte.

Endlich kam (15. Febr. 1763) der Hubertsburger Friede zu Stande, in Folge dessen (8. Juni) in allen Kirchen der Stadt ein allgemeines Dankfest angeordnet wurde. Was Bremen in diesen Kriegsjahren gelitten, möge die einfache Thatsache zeigen, daß der Rath nach Ablauf der schweren Zeit (1766) der Bürgerschaft anzeigte, daß die Staatsschuld sich auf 432,355 Thaler belaufe, zu deren Tilgung denn auch die nöthigen Anstalten getroffen wurden.

Ermäßigung des Elsflether Zolls.

Schon in den Jahren 1686 und 1725 war es der Stadt gelungen, einige Zugeständnisse in Bezug auf den Weserzoll von der dänischen Regierung, welcher damals die Grafschaften unterthan waren, zu erwirken. Der bewilligte Nachlaß beschränkte sich indeß immer nur auf eine Reihe von 6 Jahren, nach deren Ablauf um Erneuerung dieser Begünstigung nachgesucht werden mußte. Diesem ungewissen Zustande der Dinge wurde bei dem Austausch der Grafschaften an das Haus Holstein-Gottorp (1773. Sept. 7.) für immer ein Ende gemacht, indem der Herzog sich zu einer fortdauernden Zollermäßigung verstand.

Schifffahrtsangelegenheiten. Der Seekrieg. Embargo auf die Bremer Schiffe in Frankreich. Quarantaine. Kaper.

Frankreich hatte die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche sich des englischen Jochs entledigt, anerkannt (1778) und daraus entwickelte sich ein Kampf, an welchem die mächtigsten seefahrenden Nationen Theil nahmen, indem auch Spanien und die Niederlande hineingezogen wurden. Der hanseatischen Flagge war von den kriegführenden Seemächten volle Neutralität zugestanden, wodurch der bremische Handel einen ungeheuren Aufschwung erhielt. Bisher hatte sich derselbe fast ausschließlich auf die europäischen Gewässer beschränkt; seitdem aber der direkte Weg nach den Colonien geöffnet war, er-

hob sich der Verkehr der Stadt zum Welthandel. Im Jahre 1782 wurden auch Versuche gemacht, mit Ostindien Verbindungen anzuknüpfen; aber weder das erste, unter preußischer Flagge fahrende Schiff Präsident, noch das zweite, Triton, machten einträgliche Geschäfte, und dies Feld, dessen Benutzung einer spätern Generation aufbehalten war, mußte einstweilen wieder aufgegeben werden. Vorläufig war es der americanische Handel, der mit Glück und Geschick ausgebeutet wurde, und welchen Einfluß derselbe auf Bremens Schifffahrt hatte, mag der Umstand beweisen, daß die Zahl der einlaufenden Schiffe, welche 1786 nur 478 betrug, in den Jahren von 1796 bis 1799 auf 4000 stieg.

Im Jahre 1792 eröffnete Oesterreich in Verbindung mit Preußen den Krieg gegen Frankreich, der im folgenden Jahre zum Reichskriege erklärt wurde. Dies war dem Handel der Stadt von großem Nachtheil, indem alsbald in den französischen Häfen ein allgemeines Embargo auf die hansischen Schiffe gelegt, welches indeß wieder aufgehoben wurde, als sich die Hansestädte zur strengsten Neutralität im Laufe des Kriegs verpflichteten. Bremischerseits wurde dieselbe auch dann beobachtet, als die Stadt ihr Contingent zum Reichskriege zu schicken aufgefordert wurde, indem sie sich mit Hannover vereinbarte, welches die Naturalstellung des Contingents übernahm.

Ein anderes Hinderniß für den bremischen Handel war die lange Quarantaine der von Amerika kommenden Schiffe, wegen des dort herrschenden gelben Fiebers

(1793). Wesentlicher indeß wurde die Schifffahrt durch die Kaper der kriegführenden Nationen beeinträchtigt. Da es indeß den englischen Kriegsschiffen gewöhnlich gelang, den französischen Kapern ihre Beute wieder abzujagen, so wurde (1794) mit England ein Vergleich geschlossen, demzufolge solche Prisen gegen Vergütung des achten Theils vom Werthe wieder freigegeben wurden.

Fremde Truppen besetzen die Stadt. — Wesersperre. Demolirung der Festungswerke.

Die Siege der Franzosen hatten indessen die Verbündeten aus Holland nach dem nördlichen Deutschland zurückgedrängt. Von hannöverscher Seite sollte angeblich der Cordon an der Niederems verstärkt werden, zu welchem Behuf der Durchmarsch und ein Rasttag für einige Regimenter von der Stadt verlangt wurde; die Truppen rückten ein, nachdem der General du Plat einen Revers wegen der demnächstigen Räumung ausgefertigt hatte (7. März 1795). Wenige Stunden nachher erklärte du Plat indeß den Revers für ungültig, da ein, erst in Bremen zu eröffnender versiegelter Befehl des Feldmarschalls von Freytag ihm die dauernde Besetzung der Stadt zur Pflicht mache. Alle Gegenvorstellungen waren fruchtlos und man sah sich noch dazu genöthigt, auf der Stephani-Contrescarpe eilig ein Lazareth aufzuführen, weil die Gewalthaber drohten, im Weigerungsfall den schon

unterwegs befindlichen Krankentransport bei den Bürgern unterzubringen. Bis zum Herbst seufzte die Stadt unter schwerer Einquartirung, indem schon am 27. März 3000 Mann englische Fußgarden einrückten; im Stadtgebiet hausten die Emigranten, bis der Separatfriede zwischen England und Preußen das nördliche Deutschland von der Furcht vor einem feindlichen Einfall befreite. Am 30. Nov. zogen die letzten Hannoveraner aus der Stadt.

Preußen glaubte seine Schifffahrt durch das Verfahren der Engländer beeinträchtigt und besetzte (1801), um eine wirksame Seesperre gegen England anzuordnen, das Churfürstenthum Hannover. Auch Bremen wurde von den Preußen besetzt, die indeß schon während der Friedensunterhandlungen zwischen England und Preußen (4. Juli) wieder abmarschirten, worauf auch die Sperrung der Weser wieder aufgehoben wurde.

Einige Jahre hernach (1807) wurden auch die Festungswerke, welche bei den jetzigen Zeitläuften der Stadt weit eher zum Schaden, als Vortheil gereichen konnten, abgetragen und zur Anlegung öffentlicher Spaziergänge benutzt.

Wiederholte Anerkennung der Unabhängigkeit Bremens. Aufhebung des Elsflether Zolls.

Eine Occupation der Stadt wie durch die Hannoveraner mußte für jeden wahren Patrioten im höch-

sten Grade beunruhigend sein. Denn wer bürgte dafür, daß der übermächtige Nachbar nicht für alle Zeiten seinen Wohnsitz darin aufzuschlagen gedenke. Deshalb wurde auch keine Gelegenheit versäumt, um die Anerkennung der Unmittelbarkeit zu erlangen.

Als im Jahr 1796 wegen Sicherung der zwischen Preußen und Frankreich verabredeten Demarcationslinie die Aufstellung eines Truppencordons beschlossen war und auf einem niedersächsischen Kreistage in Hildesheim die Kosten repartirt wurden, hatte Bremen, nach Anerkennung seiner Unmittelbarkeit, zum ersten Male Sitz und Stimme auf demselben. Auch zum Friedenscongreß in Rastadt (1797) schickte die Stadt ihren Abgeordneten und der französische Gesandte stellte hier die ausdrückliche Forderung von der Fortdauer der politischen Existenz Frankfurts a. M. und der Hansestädte, wie auch die Aufhebung des Weserzolls. Von größerer Wichtigkeit für Bremens fernere Unabhängigkeit war aber der Reichsdeputations-Hauptschluß, worin der Stadt sowohl die volle Landeshoheit im Gebiet, als auch die Theilnahme an den Secularisationen der geistlichen Güter zugesichert wurde.

Demzufolge erhielt Bremen von Hannover die ehemaligen erzbischöflichen, dann schwedischen, zuletzt Hannöverschen Besitzungen, als die Domkirche und das lutherische Waisenhaus, das lutherische Wittwenhaus, das Palatium, 151 Häuser mit einer jährlichen Miethe von 8825 Thalern mit der Gerichtsbarkeit und Territorialhoheit, auch Meierzins und Pflugschatz über viele Ländereien im Stadtgebiet. Fer-

ner den Flecken Vegesack, den Barkhof, die hemelinger Mühle, Schwachhausen, Hastedt, Vahr und alle Besitzungen zwischen den Flüssen Weser, Wumme und Lessum, den Gränzen des bisherigen Stadtgebiets und einer von Seebaldsbrück durch die hemelinger Mühle bis an das linke Weserufer gezogenen Grenzlinie, nebst allen, bisher dem Churfürsten von Braunschweig-Lüneburg in der Stadt und im Gebiet zustehenden Rechten. Die Uebernahme der städtischen Besitzungen erfolgte am 25. Januar 1803.

Von Oldenburg sollte der Stadt das Grolland und die endliche Verzichtleistung auf den Elsflether Zoll zu Theil werden. Auch ließ sich der Herzog durch Frankreichs, Rußlands und Preußens Vermittlung zu dem Letztern bewegen (6. April 1803), jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß die Hebung noch 10 Jahre fortdauern und erst mit dem 1. Jan. 1813 aufhören solle. Doch bedurfte es noch mannigfaltiger, durch unsere bekannten Staatsmänner und Bürgermeister G. v. Gröning und Joh. Smidt, geleiteter Verhandlungen, bevor der Zoll (1. Mai 1820) wirklich einging.

Blokade der Weser.

Die hannöverschen Truppen hatten sich, in Folge der Suhlinger Convention, ins Lauenburgische zurückgezogen (1803) und den Franzosen den Besitz des übrigen Churfürstenthums überlassen. Als aber Georg III.

diese Convention verwarf, nahmen die Franzosen das hannoversche Corps gefangen und besetzten Ritzebittel und Cuxhaven, mutheten auch der Stadt Bremen eine gleiche Handelssperre zu, worauf die Engländer die Weser und Elbe blokirten. Auf kurze Zeit wurde zwar das Land von den gegen Oesterreich marschirenden Franzosen verlassen, später aber von den Preußen besetzt (1806) und die Häfen und Flüsse der Nordsee für gesperrt erklärt, worauf England von Neuem die Ems, Weser und Elbe, so wie in Verbindung mit Schweden die Häfen der Ostsee blokirte.

Diese Maßregel war dem bremischen Handel zu gefährlich, als daß von Seiten der Stadt nicht Alles hätte aufgeboten werden sollen, um das Ungewitter wieder zu zerstreuen. Die Abgeordneten des Senats erlangten endlich auch vom Berliner Cabinet (2. Juni) das Versprechen, die preußischen Truppen, welche die Stadt seit Februar besetzt hielten, zurückzuziehen, sowie (21. Juni) die Aufhebung der Wesersperre. Die erfreuliche Folge davon war die Aufhebung der Weserblokade und des Embargo's der Bremer Schiffe in England.

Auflösung des deutschen Reichs. — Clement. Dumonceau. Bondet. Gracien. Leerer Schreck. — Der Herzog von Braunschweig-Oels.

Inzwischen gewannen die Dinge in Deutschland ein immer gefährlicheres Ansehen, bis Napoleon, der

jetzt den französischen Kaiserthron bestiegen, einen großen Theil der Länder des südlichen und mittleren Deutschlands zu einem unter seinem Schutz stehenden Bündnisse, zu dem sogenannten Rheinbunde vereinigte, worauf das Oberhaupt des gänzlich zersplitterten deutschen Reiches der geschändeten deutschen Kaiserkrone entsagte. So war jeder Reichsstand sich selbst überlassen und der minder Mächtige mußte sich beeilen, durch den Beitritt zum Rheinbunde seine Existenz zu retten oder mit Zagen erwarten, was der kommende Tag bringen würde (1806).

Die Abgeordneten von Bremen, Hamburg und Lübeck, jetzt die freien Hansestädte genannt, kamen in Lübeck zur Berathung solcher Maaßregeln zusammen, welche geeignet scheinen möchten, die durch die bisherige Reichsverfassung bedingten und nun so plötzlich zerstörten, Einrichtungen vorläufig zu ersetzen und die Freiheit der Städte zu sichern. Doch wurden diese Verhandlungen nicht lange hernach auf gräßliche Weise unterbrochen, da die Sieger von Jena schon am 5. Nov.. mit Plünderung und Mord in Lübeck eindrangen. Am 19. wurde Hamburg besetzt und am 20. rückte der Oberst Clement in Bremen ein, das, obgleich mit Frankreich in Frieden, von ihm als eine eroberte Stadt behandelt und aller Kassen und Waffen beraubt ward. Diesem Räuber folgte am 27. Nov. Dumonceau, der sich von einzelnen Kaufleuten die ertheilten Licenzen mit Gold aufwägen ließ. Die Stadt selbst wurde mit Einquartirungen, Kriegsfuhren und derartigen Leistungen so ungeheuer belastet, daß sie,

wiewohl vergeblich, sich um Milderung an den Kaiser selbst wandte.

Im Febr. 1807 wurden die hiesigen Kaufleute unter Androhung der Todesstrafe zu einer genauen Angabe ihrer englischen Commissions- und Consignationsgüter und des Werthes derselben aufgefordert. Da eine allgemeine Confiscation dieser Waaren in Aussicht stand, so sahen sich die Kaufleute genöthigt, zur Rettung derselben ein bedeutendes Lösegeld von mehrern hundert tausend Thalern aufzubringen, das theils von der Kaufmannschaft selbst, theils auf den Credit des Staats herbeigeschafft wurde.

Am 26. Oct. wurde des Kaisers Verbot aller Weserschifffahrt bekannt gemacht und zugleich eine Matrosenwerbung für den französischen Dienst auf Kosten der Stadt eingeleitet.

Im Mai des folgenden Jahres (1809) gerieth die schwache Besatzung (die Divisionen Bondet und die Holländer und Gracien waren bereits weiter gezogen) bei der Vermuthung, daß der aus Berlin entwichene Major Schill seinen Marsch auf Bremen richten dürfte, in nicht geringe Bestürzung. Der Oberst von Ranke ließ die Außenposten durch die Stadtsoldaten besetzen, die Bürger ins Gewehr treten und Kanonen an den Thoren auffahren. Schill wandte sich bekanntlich nach Stralsund, wo er den Tod eines Helden starb.

Das war ein blinder Schrecken gewesen, aber die Vorbedeutung eines ernsteren Spiels. Denn der Herzog von Braunschweig-Oels war im Juni mit seinem

Freicorps von 1500 Mann aus Böhmen hervorgebrochen, und zog durch Feindesland und den unausgesetzten Angriffen der Uebermacht blosgegeben, der Stadt Bremen zu, wo seine 400 schwarzen Husaren am 5. August einrückten. Der westphälische General Reubel war dem Herzog mit 4000 Mann auf den Fersen; auch kam es noch ganz in der Nähe von Bremen, bei Huchtingen zu einem heftigen Scharmützel. Doch überwand der Herzog alle diese Mühseligkeiten mit Klugheit und Geschick und langte wohlbehalten in Elsfleth an, wo er die vorgefundenen Schiffe in der Nacht vom 6—7. Aug. bestieg und sich vorläufig nach Helgoland wandte. Von dort ging er nach England, wo er mit dem größten Jubel empfangen wurde. Daß Bremen sich dem Einrücken der Braunschweiger nicht mannhafter entgegengestellt, wurde ihm von dem General Reubel, der am 7. Aug. ankam, zum harten Vorwurf gemacht und diente zugleich zum Vorwurf der grausamsten Erpressungen.

Die französische Occupation. Fürst Eckmühl. Graf Arberg.

Die englischen Waaren, das erste Mal durch eine ungeheure Lösesumme der Vernichtung entzogen, waren nicht zu retten, als jeder Eigenthümer von Colonial- und englischen Waaren unter Androhung der schwersten Strafen zur Auslieferung derselben genöthigt wurde. Am 6. Dec. wurden dieselben auf der Bürgerweide öffentlich den Flammen übergeben.

Aber alle bisherigen Gewaltstreiche, welche sich die französischen Machthaber bisher gegen die wehrlose Stadt erlaubt hatten, waren gering im Vergleich mit dem Thun ihres gewaltigen Meisters. Er hatte gegen das Ende des Jahres 1809 den Hansestädten die Theilnahme am Rheinbund vorgeschlagen; sie sollten kaiserliche Städte sein und in Flaggen und Fahnen das Bild des französischen Adlers aufnehmen; im Senat sollte ein kaiserlicher Syndicus seinen Platz finden und die Polizei durch kaiserliche Beamte verwaltet werden. Es war gefährlich, das kaiserliche Anerbieten zurückzuweisen; dennoch verweigerten die Städte ihren Beitritt und es schien, nach den günstigen Aeußerungen Napoleons gegen den Syndicus Gröning (1. Jan. 1810) zu urtheilen, daß alle Gefahr für die Städte beseitigt sei. Als es aber der gewaltige Mann für zweckmäßig hielt, die Schelde-, Maas-, Rhein-, Ems-, Weser- und Elbmündungen mit dem französischen Reiche zu vereinigen, damit sich Frankreichs rechte Seite an die Ostsee lehne, so verloren Holland, die Hansestädte, das Lauenburgische und die südlicher gelegenen Lande mit einem einzigen Federzuge ihre Freiheit.

Ein halbes Jahrtausend hindurch hatte Bremen in zwar oft bestrittener, aber immer mit Glück vertheidigter Freiheit gelebt. Selbst seit der Anwesenheit der übermüthigen Franzosen war doch, trotz der ungeheuren Leistungen der Stadt, der Civilbesitz derselben nicht gefährdet, und als der unbändige Element denselben angetastet hatte, eilte der Gouverneur der

Hansestädte, Michault, diesen Mißgriff schleunigst wieder gut zu machen. Die Bestürzung über Napoleons Verfahren, das am 18. Dec. in Bremen bekannt wurde, war allgemein, und manchem Bremer mag das Herz bei der officiellen Ankündigung durch den französischen Consul Lagau geblutet haben (20.). Aber die Zahl derer, welche trotz der Glanzhöhe des Gewalthabers dennoch einen Wandel der Dinge und eine Wiederherstellung der alten Ordnung nicht für unmöglich hielten, ja, den Tagesereignissen zum Trotz, mit Zuversicht entgegensahen, war nicht geringe, und dieser zuversichtliche Glaube an eine politische Wiedergeburt hat unstreitig in dem Wort, womit (22.) der Senat den letzten Convent schloß und von der Bürgerschaft Abschied nahm, seinen schönsten Ausdruck gefunden: „Daß nämlich der Senat daselbst nicht zum letzten Mal über das Wöhl des Gemeinwesens mit der geliebten Bürgerschaft Rath zu pflegen hoffe."

Dem Fürsten Eckmühl wurde das General-Gouvernement im nördlichen Deutschland übertragen, einem Manne, der sich durch seine rücksichtslose Grausamkeit in hohem Grade auszeichnete. Das Ungewohnte und Beschwerliche der französischen Verwaltung war für Bremen in hohem Grade fühlbar, da Handel und Schifffahrt stockten, worunter der Wohlstand der Stadt zusammenschmolz, Douanen und Censur drückten, und eine furchtbare geheime Polizei das Leben und die Freiheit des Einzelnen jeden Augenblick zu bedrohen schien.

Am 22. Dec. war die officielle Erklärung der französischen Besitznahme erfolgt und schon am 27. trat

die Organisations-Commission in Kraft und die Senatoren Gondela, Smidt, Vollmers und Horn gingen als Deputirte der Stadt nach Hamburg. Am 1. Febr. 1811 erfolgte die Aufforderung zur provisorischen Einrichtung und der Senat hielt am 15. die letzte Sitzung in Regierungssachen. Am folgenden Tage wurde ein Municipalrath, eine Mairie, ein Obergericht und eine Hypothekenbewahrung eingesetzt. Die höhere Administration übernahm Graf Arberg als Präfect, der gewesene Bürgermeister Dr. Klugkist ward Maire, der Dr. Wichelhausen Maire adjoint.

Aus den neugewonnenen Landschaften glaubte Napoleon eine Menge Seeleute, deren er für seine Flotte so sehr bedurfte, gewinnen zu können; daher auch der Befehl (April), eine große Anzahl Matrosen aus dem Departement der Wesermündungen für die französischen Häfen zu stellen. Allein da die Seeleute bei dem gänzlichen Stocken der Weserschifffahrt sich meistentheils ins Ausland begaben, so waren dieselben nicht aufzutreiben. Aber Eckmühl wußte Rath, indem er es bei der Aushebung für Nebensache hielt, ob der Geworbene zur See gefahren oder nicht. Ihm genügte es, wenn der neue Matrose nur überhaupt Schiffer war und so mußten eine Menge Moorleute, die bisher mit ihren kleinen Fahrzeugen den Torf nach der Stadt gefahren, die unfreiwillige Reise nach einem französischen Seehafen antreten.

Nicht minder strenge wurde bei der Conscription für die Landarmee verfahren. Napoleon zog die große gegen Rußland bestimmte Armee zusammen und das

aus den Conscribirten des Departements errichtete 128. Regiment erhielt die Weisung, sich derselben unverzüglich anzuschließen.

Am 4. Juli erschien das Organisations-Decret für die Departements der drei Hansestädte, und nachdem (12. Aug.) die definitive Einführung der französischen Gesetze, des Tribunals erster Instanz, der Friedensgerichte und die Einführung der sämmtlichen Regierungsbehörden statt gefunden, legte Dr. Klugkist seine Stelle als Maire nieder, welche dem bisherigen Maire adjoint Dr. Wichelhausen übertragen wurde, der dieser Stelle mit möglichster Schonung und Umsicht während der übrigen Dauer der französischen Herrschaft vorstand und sich in dieser schweren Zeit manches Verdienst um die Stadt erwarb.

Der russische Feldzug. Das neunundzwanzigste Bulletin. — Die Ehrengarde.

Schwer lastete indeß der Druck der französischen Herrschaft auf dem gesammten Vaterlande und mit ängstlicher Spannung waren Aller Blicke nach dem Osten hingerichtet, wo die Frage zur Entscheidung vorlag, ob Europa wirklich in Ketten und Banden geschlagen werden und die Freiheit von dem Erdkreise für lange Zeiten entweichen solle. Denn Napoleon war mit einem Heere, wie sie nur die Fabeln des Alterthums schildern, nach Rußland gezogen, um den letzten, aber auch mächtigsten Gegner des Festlandes

zu demüthigen. Wo er auftrat, mußten die Russen weichen, und die Nachricht von der Einnahme der alten Hauptstadt des Landes, Moskau, erfüllte unerwartet früh das erstaunte Abendland mit Schrecken und Verzweiflung.

Der Kaiser der Franzosen stand jetzt auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ruhms, ein Weltherrscher, wie keiner vor ihm. Man hatte nur die günstigsten Nachrichten vom Franzosenheere, die Siegsberichte drängten sich in rascher Folge, und die französischen Behörden beeilten sich, ihnen eine weite und schnelle Verbreitung zu geben. Aber gerade diese Absichtlichkeit machte die Schärferblickenden aufmerksam, und es verbreiteten sich bald im Gegensatz zu den officiellen Bekanntmachungen dunkle Gerüchte von Widerwärtigkeiten und Mißgeschick, die mit Begierde vom Volk aufgenommen wurden, bis der vollkommene Rückzug der Franzosen und ihre ungeheuren Verluste nicht mehr zu verheimlichen waren. Alles war von Hoffnung und geheimer Freude erfüllt.

Das 29. Bulletin vom 2. Dec. wurde in Bremen mit der größten Begierde gelesen und durch vermehrte Abdrücke eiligst vervielfältigt. Doch wurde diese unüberlegte Eilfertigkeit höhern Orts gar übel ausgelegt und die nächste Folge war, daß (12. Jan. 1813) die sämmtlichen Clubs geschlossen und die Polizei verschärft ward. Auch bestimmte der Präfect bald darauf dreißig angesehene Personen als Geiseln, welche für die Ruhe der Stadt und den Gehorsam gegen die kaiserlichen Befehle haften sollten. Des Kaisers Aeuße-

rungen gegen die Deputirten der Stadt: „Meine gute Stadt Bremen ist unter allen Städten meines Reichs am schlechtesten gesinnt", beweist hinlänglich, was Napoleon sich von ihr versprach, und man mußte eilen, den Zorn des Imperatoren durch das Anerbieten von 500 wohlgerüsteten Reitern zu beschwören.

Die Conscription lieferte dem Kaiser die Krieger, deren er bedurfte. Aber die französische Politik ging weiter, indem sie von den neu einverleibten Landestheilen, deren Treue am Wenigsten verbürgt schien, die Errichtung berittener Ehrengarden verlangte. Da dieselben sich auf eigene Kosten, und zwar mit ungleich größerem Aufwande, als das gewöhnliche Militair, zu equipiren hatten, so konnten dieselben natürlich nur aus den Söhnen begüterter Eltern bestehen, und indem die Regierung dieselben in das Innere von Frankreich schickte, hatte sie eine Menge Geiseln aus den ersten Familien der Provinzen, deren Widersetzlichkeit sie am Meisten fürchtete.

Vandamme's gewaltsame Maaßregeln. Von Vinkh und von Berger. — Tettenborn. Die hanseatische Legion.

Indessen trieben die Russen und Preußen das geschlagene Franzosenheer immer weiter zurück und der General Graf Wittgenstein schickte von Berlin aus ein kleines Corps von 1400 Reitern, meist Kosaken, mit 2 Kanonen unter Tettenborn nach der Niederelbe,

um auch hier die Feinde zu verjagen und neue Streitkräfte an sich zu ziehen.

Der General Carra St. Cyr verließ mit seinen Truppen und den sämmtlichen französischen Behörden auf diese Nachricht Hamburg (12. März) und begab sich nach Bremen, wo er, in Verbindung mit dem General Vandamme sich zum Widerstand rüstete.

Die freudige Botschaft von der Nähe der Russen rief hin und wieder sehr lebhafte Aeußerungen der franzosenfeindlichen Volksstimmung hervor, so daß Vandamme es für nöthig hielt, dieselbe durch Gewaltmaaßregeln einzuschüchtern. Zu diesem Behufe ließ er die beiden vormaligen oldenburgischen Staatsdiener von Finkh und von Berger einziehen, vor eine Militaircommission stellen, trotz ihrer Schuldlosigkeit verurtheilen und ungeachtet der wärmsten Fürbitten, beim Hochgericht zu Walle erschießen (10. April). Ebenso wurde Lilienthal unter dem Vorwande, als hätten die Einwohner auf französisches Militair gefeuert, niedergebrannt (20.—21. April), nicht minder die Bauernhöfe in Holsdorf bei St. Magnus. Sämmtliche Gewehre und Munition mußte von der Bürgerschaft bei Todesstrafe ausgeliefert werden, alle in der Stadt befindlichen Pferde wurden weggenommen und alle Stadtthore, so wie einzelne Theile des Walles befestigt. Durch solche kriegerische und Gewaltmaaßregeln hoffte man die Stimmung des Volkes niederzudrücken, um dasselbe abzuhalten, dem Beispiele Hamburgs, welches (17. März) die Russen mit offenen Armen empfangen und zahlreiche Streiter ins Feld gestellt hatte, zu

folgen. Denn außer der 6000 Mann starken Bürgergarde hatte sich auch noch in Hamburg und Lübeck eine hanseatische Legion gebildet, etwa 1000 Reiter und 2000 Mann Fußvolk stark.

Drei Schwadronen dieser hanseatischen Cavallerie gingen in Verbindung mit einem Haufen Kosaken über die Elbe gegen Bremen vor, mußten sich aber bei der Annäherung Vandammes mit 3000 Mann Infanterie, einiger Cavallerie und einer Batterie von 6 Kanonen (22. April) wieder zurückziehen. Aber die neuerrichtete hanseatische Cavallerie brannte vor Begierde, sich mit dem Feinde zu messen, und griff ihn, obgleich sie durchaus keine Infanterie zur Unterstützung hatte, bei Rothenburg mit solchem Ungestüm an, daß er zur Rückkehr gezwungen wurde und einige hundert Gefangene verlor. Dieser Angriff wurde von der 1. und 3. Schwadron ausgeführt, und jeder suchte den andern an Bravour zu übertreffen. Die Patrouillen der Hanseaten streiften bis vor Nienburg, wo sie einen Adjutanten Davousts gefangen nahmen und an der andern Seite bis in die Nähe von Bremen. Davoust, von diesen Vorgängen benachrichtigt, rückte nun mit 1300 Mann vor, erlitt aber doch noch einige Verluste von der weichenden Cavallerie (27. April).

Hamburg selbst gerieth aber jetzt in die größte Gefahr. Von allen Seiten zogen französische Truppen gegen die Stadt, und Tettenborn sah sich endlich bei der Schwäche seines Corps genöthigt, Ende Mai's dieselbe zu verlassen. Die hanseatische Legion blieb nicht zurück und zeigte in zahlreichen Gefechten, daß der Geist,

welcher einen Heerhaufen beseelt, in den meisten Fällen eine langjährige Dienstzeit aufwiegt.

Das traurige Schicksal Hamburgs, das nach dem Abzuge der Russen durch Davoust besetzt wurde, der durch seine kriegerische Härte bei der spätern langwierigen Belagerung der Stadt, dieselbe an den Rand des Verderbens brachte, ist bekannt.

Während der Belagerung hatte Davoust manche Einbuße erlitten, und da er nach dem Verlust der Division Pecheur in der Schlacht bei der Görde keine Lust mehr hatte, das linke Elbufer zu beunruhigen, so konnte Tettenborn es wagen, einen Versuch zur Ueberrumpelung der Stadt Bremen zu machen. Mit einem aus Kosaken, schwarzen Husaren, Lützow'schen Fußjägern und einer Abtheilung des reicheschen Jägercorps zusammengesetzten Heerhaufen und der Artillerie der hanseatischen Legion unter der Anführung des Majors Spooreman brach er am 10. Oct. auf und wählte, damit seine Ankunft nicht vor der Zeit bekannt werden möchte, die einsamsten Abwege, was besonders für die Artillerie höchst beschwerlich war. Er würde ganz unerwartet vor der Stadt, welche nur von 1200 Schweizern unter dem Befehl des Obersten Thuillier besetzt gehalten wurde, angelangt sein, wenn nicht der Maire von Arbergen am 13. Oct. Morgens 6 Uhr hereingesprengt wäre und dem Kommandanten die Anzeige von der Nähe der Kosaken gemacht hätte. Der unzeitige Eifer dieses Mannes fand bald darauf durch die Anwendung des Kantschu auf dem Verdener Markt die verdiente Bestrafung.

Befreiung der Stadt vom französischen Joche.

Der Oberst Thuillier ließ des Morgens um 10 Uhr 300 Schweizer zur Deckung der Osterthorsvorstadt hinausrücken, die aber von der Tettenborn'schen Reiterei, welche bereits eingetroffen war, zusammengehauen wurden, und nur die aufgezogene Brücke am Osterthor, so wie die daselbst errichtete Batterie hinderte die Sieger am Vordringen in die Stadt. Doch wurde diese Batterie durch das Feuer der vom Major Spooreman, welcher auf einem Nebenwege bis dicht ans Thor gerückt war, kommandirten Artillerie bald demontirt. Ebenso zwang derselbe die Douaniers, welche von einer der Windmühlen ein heftiges Feuer unterhielten, dadurch, daß er dieselbe in Brand schoß, zum schleunigen Abzug. Auch wurden einige Haubitzgranaten in die Stadt geworfen, nicht, um derselben irgend Schaden zuzufügen, sondern die Bürger zum Aufstande zu ermuntern. Doch wurde ein solcher dadurch verhindert, daß die Gensdarmerie Befehl erhielt, auf jeden in den Straßen zusammentretenden Haufen zu zu schießen.

Am folgenden Tage gewahrte ein reiche'scher Jäger von der Contrescarpe aus den Commandanten, wie er, um zu recognosciren die Brustwehr am Osterthor bestieg. Er legte an und schoß ihn in den Unterleib, an welcher Wunde er nach wenigen Stunden verschied. Tettenborn ließ das Schießen einstellen und forderte am nächsten Tage (15. Oct.) die Besatzung ernstlich auf, die Stadt zu übergeben. Der Major Devaillant, welchem nach des Obersten Thuillier Tode

das Commando zugefallen war, sah die Unmöglichkeit eines ferneren Widerstandes ein und übergab die Stadt, indem er der Besatzung einen freien Abzug bedang.

Unter dem Jubel der Einwohner hielt Tettenborn in dessen Gefolge sich auch der Rittmeister Backhaus, gewesener Maire von Hastede, der aber bereits länger im russischen Heere an der Elbe gedient, befand, seinen Einzug. Von der Schweizerischen Besatzung traten viele zu den Verbündeten über. Vierzehn Kanonen und 2 Mörser, alle Kriegsvorräthe und Munition, Kassen und Waarenlager fielen den Russen in die Hände. Denn der Capitulation zufolge mußten die Franzosen alle ihre in der Altstadt befindlichen Kanonen dem General Tettenborn überliefern. Indeß erfuhr der Major Spooreman, daß der wortbrüchige Feind 3 metallene Stücke laffetirt und mitgenommen habe und suchte um die Erlaubniß nach, diese 3 Stücke aus der Neustadt sich holen zu dürfen. Tettenborn sah zwar keine Möglichkeit, dem Feinde seinen Raub wieder abzujagen, verweigerte indeß dem Major die Erlaubniß nicht. Dieser ging, von der Dunkelheit der Nacht begünstigt mit seinen Leuten über die kleine Weserbrücke und war wirklich so glücklich, das Gesuchte aufzufinden. In größter Eile und so stille wie möglich ließ er anspannen. Kaum setzte sich aber der Zug in Bewegung, als die feindlichen Posten erwachten und ihn anriefen. Entschlossen rief er **transport militaire français** und erreichte glücklich mit seiner Beute und der dazu gehörigen Munition die

Altstadt. Tettenborn war über diesen kühnen Handstreich höchlich erfreut und schenkte die Geschütze der hanseatischen Legion.

Am Morgen des 16. Oct. verließ der Präfect, Graf Arberg mit seinem französischen Anhange die Stadt, und am folgenden Tage wurde der Lieutenant Schimmelpennig mit einem Kosakenhaufen nach Oldenburg zur Vertreibung der Franzosen geschickt und Bremens Jugend vermittelst einer Proclamation Tettenborns zu den Waffen gerufen. Indessen war Tettenborns Stellung noch immer nicht ganz sicher, und als der General Lauberdiere sich mit einem überlegenen Corps der Stadt näherte, sah er sich genöthigt, die Stadt wieder zu verlassen (21. Oct.). Aber die Nachricht von der großen Niederlage, welche Napoleon bei Leipzig erlitten, drang frühzeitig nach Bremen; schon in der Nacht des 25. Oct. traf Lauberdiere alle Anstalten zum Abmarsch, und um 2 Uhr des folgenden Tages war kein Franzose mehr in der Stadt.

Die Nachricht von dem Leipziger Siege traf am 24. Morgens im Hauptquartier zu Verden ein. Von Elking, der mit den Alliirten die Stadt verlassen hatte, begab sich mit dem Rittmeister Backhaus auf den Weg nach Bremen, um seinen Mitbürgern die fröhliche Botschaft zu verkünden; unvorhergesehene Widerwärtigkeiten hielten sie aber auf halbem Wege zurück. Doch gelang es ihnen, durch den Schullehrer Barmann, der auf dem Wege nach Verden war, um sich in die Reihen der Kämpfer zu stellen, mündliche und

schriftliche Berichte über den Ausgang der großen Völkerschlacht nach Bremen zu befördern.

Als von Elking und Backhaus am folgenden Tage in Begleitung einiger Kosaken ins Osterthor kamen, hatten die Feinde die Stadt bereits vor einer Stunde verlassen. Unbeschreiblich war der Jubel über die Bestätigung des großen Sieges. Backhaus blieb in der Stadt zurück, von Elking brachte die Nachricht von der Räumung Bremens ins Hauptquartier, worauf Tettenborn bei Verden eine Abtheilung Kosaken und Lützower Cavallerie zur Verfolgung der Franzosen über die Weser setzen ließ.

Bremen's Bürger hatten nach der Räumung die Thore besetzt und waren entschlossen, dieselben zu vertheidigen, als sich am folgenden Morgen eine versprengte feindliche Cavallerie-Abtheilung der Stadt näherte, die aber eilig einen andern Weg einschlug. Jetzt bewährte sich auch jenes bekannte Prophetenwort, womit der Senat die Bürgerschaft entlassen, als Napoleon die Stadt seinem Reiche einverleibt hatte, daß er nämlich hoffe, nicht zum letztenmale an dieser Stätte mit den geliebten Mitbürgern des Gemeinwesens Wohl zu berathen, aufs Glänzendste, indem am 6. Novbr. Morgens 10 Uhr der Bürgerconvent wieder auf dem Rathhaus zusammentrat, den der Syndicus Schöne in feierlicher Weise eröffnete, und nach dessen Beendigung eine von Rath und Bürgerschaft ernannte Deputation zum General Tettenborn fuhr, wo der Senator Smidt die wiederhergestellte Republik dem allerhöchsten Wohlwollen Sr. Kaiserl. Russischen Majestät, wie

auch den geneigten wohlwollenden Gesinnungen seiner Excellenz empfahl. Dieser feierliche Tag wurde mit einer allgemeinen Erleuchtung der Stadt und Vorstädte beschlossen.

An demselben Tage wurden unter Kosackenbedeckung 14 Wagen mit Gensdarmen und Douanen, die in Westerstede in Gefangenschaft gerathen waren, eingebracht, nicht minder der Unterpräfect und Polizeicommissair von Oldenburg und viele Andere zu Fuß.

Schon am zweiten Tage erließ von Eelking einen Aufruf zur Bildung einer Schwadron und eines Bataillons als Contingent zur hanseatischen Legion. Die Reiterei war schon in 14 Tagen vollzählig; zu beiden Waffengattungen drängten sich, die gewohnten Lebensgenüsse mit fröhlichem Muth aufgebend, die Söhne der ersten Familien.

Unter den Bürgern, welche der guten Sache bedeutende Opfer brachten, zeichnete sich besonders Hinrich Böse aus. Schon früher hatte er den Plan einer geheimen Bewaffnung der Bürger entworfen, und dahin gestrebt, die Deutschen, mit Frankreich verbündeten Truppen, welche im Märzmonat die Besatzung bildeten, für das deutsche Interesse zu gewinnen. Die Verhältnisse waren indeß zu ungünstig.

Jetzt war der Feind vertrieben und der edelmüthige Patriot konnte ungehindert seine glühende Vaterlandsliebe bethätigen. Er stellte hundert von ihm ausgerüstete und besoldete Büchsenschützen ins Feld, eine Schaar der auserlesensten Jünglinge, und übernahm selbst die Führung derselben.

Das Commando und die Ausbildung des Infanterie-Bataillons übernahm ein ausgezeichneter hannöverscher Officier, von Weddig, der durch die sorgfältige Wahl verschiedener ehemaliger Waffengenossen ein tüchtiges Officiercorps zu schaffen wußte. Durch den Eifer der Officiere waren in kurzer Zeit 800 Mann Fußvolk, 100 Jäger und 150 Reiter zum Kampf bereit, von denen viele ihre Ausrüstung selbst besorgten, viele durch die Freigebigkeit einzelner Bürger unterstützt wurden, was den öffentlichen Kassen sehr zu Statten kam. Das schwächere Geschlecht, das nicht für die Waffen geboren, bildete einen Verein zur Förderung der guten Sache und zur Unterstützung der bremischen Krieger, und dieser Frauen-Verein, der noch heutigen Tages, freilich andere Zwecke verfolgend, besteht, war unendlich segensreich in seinen Wirkungen.

Außer diesem in Bremen errichteten Streithaufen befanden sich aber auch bremische Jünglinge bei fremden Corps, besonders beim Lützow'schen Freicorps, die auf eigene Kosten zum Reiter- oder Fußdienst gerüstet, ungeduldig dahingeeilt waren und schon die Mühseligkeiten des holsteinischen Winterfeldzugs erduldet hatten und später der Belagerung Jülichs mit beiwohnten. Daß wenig daran fehlte, daß dies Corps bald darauf in den Ardennen von bewaffneten Bauern, welche die Päſſe besetzt hatten, gänzlich aufgerieben wäre, ist bekannt.

Von dem bremischen Corps wurde ein Haufen gegen das von den Franzosen besetzte feste Rothenburg

gesandt, ein anderer ging zu den russischen Vorposten ab. Die junge Mannschaft brannte, in den Krieg geführt zu werden, doch bewirkte erst von Eelkings Sendung an den Kronprinzen von Schweden den Befehl zum Aufbruch.

Fahnenweihe.

Am 25. Jan. 1814 fand die feierliche Einweihung der Fahne und Standarte Statt. Von 11—12 Uhr wurde mit allen Glocken der Stadt geläutet, und um 12 Uhr begab sich der Senat und die Deputirten der Bürgerschaft vom Rathhause in die Domkirche, wo der russische Generallieutenant, Graf Woronzow mit mehreren Generälen und seinem Stabe, sowie die Geistlichkeit der Stadt sich ebenfalls eingefunden hatten. Nachdem der Senat und die Deputation der Bürgerschaft ihre Sitze auf dem Chor eingenommen und das Contingent das Schiff der Kirche besetzt hatte, wurde die von mehreren hiesigen angesehenen Frauen und Jungfrauen gestickte Fahne und Standarte durch zwei Senatoren aus der Sacristei geholt, und durch den Syndicus Gröning mit einer passenden Anrede den beiden Chefs, Major von Weddig und Major von Eelking übergeben. Nachdem hierauf der Pastor Franke die Fahne feierlich geweiht, leisteten die beiden Chefs auf dieselbe dem Senat und der Stadt Bremen den Eid der Treue für sich und ihre Waffengefährten und hielten Jeder an die Seinen eine besondere An-

rede. Nachdem den Fahnenträgern die Fahnen eingehändigt waren, marschirte das Bataillon und die Schwadron unter kriegerischer Musik auf den Domshof, von wo die Fahne und Standarte im feierlichen Zuge nach den Wohnungen der Chefs gebracht wurden.

Erster Ausmarsch der Freiwilligen.

Major von Weddig und Hauptmann Böse brachen mit der Infanterie und den Jägern am 1. Febr. auf. Der Major von Eelking folgte am 3. Febr. mit den Reitern, und schon am 17. war der thatenlustige Streithaufe am Rhein angelangt.

Die Führer desselben waren

bei der Cavallerie:

Major und Chef Max v. Eelking.
Rittmeister J. Chr. v. Gravalowsky.
Oberlieutenant C. Ferd. v. Zwehl.
Lieutenant Fr. Burchard.
— Joh. Runge.
— Franz Thorbeke.

bei den Jägern:

Hauptmann H. Böse.
Oberlieutenant Fr. Meinke.
— Burchard Tidemann.
Lieutenant Diedrich Bornemann.
— Fr. Knoof.
— Ernst Fr. Koch.
— Fr. Stock.

bei der Infanterie:

Staab:

Christ. Aug. v. Weddig, Major und Commandeur.
Ludw. Sommer, ältester Lieutenant und Adjutant.
Chr. Aug. Lackemann, Quartiermeister.
Fr. Schellhaß, Lieutenant der Bürgergarde.
Dr. H. G. Olbers, General-Auditeur mit der Charge eines Stabs-Hauptmanns der Jäger-Comp.

Hauptleute:

J. Diedr. Freudenthal.
Wilh. Philippsborn.
Fr. Ruperti.
Adolph Steffens.
Ernst Ludw. Wermuth.

Oberlieutenants:

W. Cäsar.
W. Fritze.
G. Iken.
Engelbert Kohl.
Heinr. Reuter.
Burchard Tidemann.

Lieutenants:

H. Bornemann.
Fr. Burchard.
C. Aug. Burmester.
J. Alb. Dinkgreve.
Jac. Herm. Duntze.
Carl Aug. Gabain.
Mart. Gildemeister.

Anton Gloystein.
Herm. Hagedorn.
Fr. Huchting.
Bern. Kooke.
Joh. Thode.
Heinr. Treviranus.
Joh. Wülbern.

In Cöln wurden die Truppen vom Kronprinzen von Schweden gemustert, der sich sehr rühmend über ihre Ausbildung äußerte. In Lüttich rasteten sie einige Zeit und bezogen dann Cantonnirungen auf dem Wege nach Brüssel. Erst als der französische General Maison Belgien anzugreifen drohte, schien für die Bremer die Stunde des feurig ersehnten Kampfes zu schlagen und die bremische Reiterei, gefolgt von dem Bataillon bildete den äußersten Vortrab der schwedischen Armee, die sich zur Deckung der Belagerung von Antwerpen in Bewegung setzte. Aber die Erwartung der Bremer wurde getäuscht. In Brüssel hörten sie, daß Maison von den Sachsen zurückgetrieben und bald darauf, daß Paris genommen und der Frieden geschlossen sei.

Bildung der Bürgerwehr.

Während der Abwesenheit des Contingents hatte man auch dem Princip einer allgemeinen Landesbewaffnung zu Schutz und Trutz gehuldigt und aus allen Bürgern vom 20. bis 50. Lebensjahre eine 4000 Mann

starke Schaar errichtet, die durch die unermüdlichen Anstrengungen der Majors Wolf, Oelrichs und der Gebrüder Gröning in kurzer Zeit wohl eingeübt waren. Der Nutzen dieser Bürgerwehr zeigte sich besonders, wenn die innere Ruhe der Stadt durch den Uebermuth fremder durchziehender Truppen bedroht war, ganz vorzüglich aber beim Durchmarsch der bezwungenen französischen Besatzung Hamburgs.

Diese Bürgerwehr empfing das (16. Juni) rückkehrende Contingent unter den Waffen. Viele Tausend eilten demselben entgegen, eine Deputation des Senats und der Stabe der in Bremen cantonnirenden hanseatischen Legion empfing dasselbe an der Gränze und unter freudigem Jubel zogen die bremischen Krieger nach fünfmonatlicher Abwesenheit wieder in ihre Vaterstadt ein.

Zweiter Ausmarsch.

Bei der Nachricht von Napoleons Flucht von Elba sammelte sich auch in Bremen wieder die kriegslustige Jugend. Wiederum ward ein Bataillon Infanterie errichtet und von Böse in Verbindung mit dem Senat eine Schützencompagnie von 150 Mann, deren Führung er seinem Schwager, Hauptmann Thorbecke übertrug. Groß war die Ungeduld der Jugend, an dem Kampfe Theil zu nehmen und viele, die es möglich machen konnten, suchten die willkommene Gelegenheit zu benutzen, welche ihnen der Eintritt ins Lützow'sche Freicorps darbot. Sechzig Männer und

Jünglinge folgten dem Beispiele des Lützowers J. T. Kulenkampf und stießen unter Führung des Majors von Eelking wohlgerüstet zu der genannten Schaar. Ihr Abmarsch war am 30. April.

Die junge Mannschaft, welche diesmal im Verein mit den Hamburgern und Lübeckern unter Wellington zu streiten bestimmt war, sah der Ankunft ihrer Kampfgenossen mit Ungeduld entgegen. Endlich erhielt sie Befehl zum Aufbruch. Es war am 14. Juni. Der Bataillonschef der Bürgergarde, Major Oelrichs übernahm die Commandantur der Stadt. Doch fand einige Tage vor dem Ausmarsch (9. Juni) nach einer gehaltreichen Abschiedsrede des Syndicus Schöne noch die feierliche Vertheilung eines ehrenden Erinnerungszeichens an diejenigen Freiwilligen Statt, welche schon dem ersten Feldzuge beigewohnt hatten. Es war dies eine Denkmünze, welche die drei Hansestädte zu diesem Behufe hatten schlagen lassen. Auf der einen Seite lehnen die Wappenschilder der drei Städte an eine Eiche mit der Umschrift: „Gott war mit uns." Auf der andern Seite, oben: „Hanseatische Legion," in der Mitte: „dem vaterländischen Kampfe 1813 und 1814 zum Andenken;" unten: „Lübeck, Bremen, Hamburg." Sie wird an einem halb rothen, halb weißen gewässerten Bande getragen."

In den nächsten Tagen folgte das Lübecker Bataillon mit der Jäger-Compagnie unter dem Major von Winterfeld, zwei Hamburger Bataillone mit den Jägern unter dem Oberstlieutenant von Delius, eine

200 Mann starke Reiterschwadron unter dem Major Stein und unter dem Befehl des Hauptmanns Werthheim eine Batterie von 6 Kanonen und 2 Haubitzen. Der Marsch aller hanseatischen Steitkräfte war nach Belgien gerüstet. Doch war der Hauptschlag schon wieder gefallen (18. Juni bei Waterloo) ehe sie hingelangten.

Am 4. Juli erreichten sie Antwerpen, in dessen Umgegend sie Cantonnirungen beziehen mußten und sich vergeblich nach Thaten umschauten, bis ihnen am 20. der Befehl zukam, nach St. Denis aufzubrechen; in Mons übernahm Neel Campbell den Oberbefehl der ganzen Brigade und diese ging am 26. über die französische Gränze. In Nesle im Seinedepartement mußte sie, in Folge eines neuen Waffenstillstandes, unwillkommene Cantonnirungen beziehen. Die Unannehmlichkeiten derselben wurden noch durch die willkührlichen Launen des fremden Befehlshabers in hohem Grade vermehrt, in Folge deren der Oberstlieutenant von Delius seine Stelle aufgab, der Major von Winterfeld aber sein Blut im Zweikampf versprützte. Die deutschen Truppen wurden zu allerstrengster Disciplin angehalten, während die heimtückischen Eingeborenen ihnen nur das Allernothdürftigste reichten, ja dem Einzelnen selbst im blinden Fanatismus nach dem Leben trachteten, wovon des Jägers Carl Heeren von der Compagnie des Hauptmanns Thorbecke schreckliche Ermordung in der Gegend des Dorfes Falvy ein trauriges Beispiel liefert. Der muthmaßliche Mörder wurde bald darauf unter lautem

Jubel des Volkes von dem Assisen-Gericht in Amiens freigesprochen.

Erst am 20. Oct. verließ die Brigade ihre bisherigen Cantonnirungen und rückte in die Gegend von Arras vor. Zu Lafontaine unweit Peronne trennten sich die Jäger von ihnen, um über Chateau Cambresis, Mons, Brüssel, Mecheln, Turnhout, Herzogenbusch, Nimwegen, Deventer, Lingen, Cloppenburg und Wildeshausen in die Heimath zurückzukehren, wo sie am 26. Nov. eintrafen.

Die Bremer, welche sich an Lützow angeschlossen, fanden ein größeres Feld ihrer Thätigkeit. Schon am 28. Mai langten sie beim Ziethenschen Armeecorps an, das am 15. Juni bei Charleroi angegriffen, außerordentlich litt. Abends 10 Uhr lagerten sich drei vereinigte Armeecorps bei Fleurus.

Dies Corps eröffete den Kampf des 16. Juni. Obgleich die Bremer an allen Unternehmungen der Lützow'schen Reiterei, deren Führer heute in Gefangenschaft gerieth, Theil nahm, hatten sie merkwürdiger Weise keinen Todten und nur 3 Pferde wurden erschossen.

Doch zwischen Ligny und St. Amand, auf dem rechten Flügel des preußischen Heeres, wo die Lützower Fußgänger einen ungleichen Kampf fochten, fiel an diesem verhängnißvollen Tage Hermann von Kapff, ein edler bremischer Jüngling, dem seine Waffengefährten bei der Rückkehr in Oberneuland ein steinernes Denkmal, den Hermannstein, errichteten.

Unsere junge Mannschaft war natürlich bei allen Gefechten der Lützower, sie war mit bei der Verfolgung nach der Schlacht von Waterloo. Noch diesen Augenblick sieht man davon ein eben so seltenes als rühmliches Zeugniß rüstiger Theilnahme im Bibliothekfaale der Union. Es besteht dasselbe in einem Bande aus Napoleons Handbibliothek, welcher von dem Lützower Johannes Rösing, unserem wackeren Landsmann, als eine beachtenswerthe Trophäe in dem Wagen des Weltbezwingers erbeutet wurde. Nach der Schlacht bei Montreul rückten sie der Hauptstadt näher, wohnten der Schlacht bei Issy nahe vor den Barrieren der Faubourg St. Germain bei und zogen am 7. Juli als Genossen des ersten Corps in Paris ein.

Bei Bapeaume, wo die bremische Abtheilung der Brigade nachher cantonnirte, erhielt sie im Vorüberziehen einen Besuch ihrer beim ersten preuß. Armeecorps befindlichen Waffenbrüder, deren Loos, unter ihrem deutschen Heerführer, im Vergleich mit dem ihrigen beneidenswerth war. Am 22. Juli hatte das erste Armeecorps und mit ihm unsere jungen Landsleute Paris verlassen, um in die Normandie einzurücken und unweit Rouen begannen (24. Sept.) die ersten Bewegungen, welche auf eine Heimkehr deuteten. Ehrenvoll für die Bremer war ihre Entlassung (22. Nov.) in die Heimath. Der Oberst Lützow, umgeben von seinen Offizieren, entließ sie mit den anerkennendsten Zeugnissen und den heißesten Segenswünschen. Von der eigenen Brust reichte er dem Major von Eelking, dem Lieutenant Kaiser von eines

andern Helden aus seiner Umgebung Brust das eiserne Kreuz, welches die Wahl ihrer Waffengefährten in der Schlacht bei Ligny ihnen zuerkannt. Dann trennte sich die bremische Abtheilung von ihren Waffenbrüdern, um über Maubeuge und Fleurus ihren Rückmarsch anzutreten. Auf dem Schlachtfelde von Ligny angekommen, huldigten sie dem Andenken ihres gefallenen Waffenbruders von Kapff. Ihr fernerer Marsch ging über Lüttich, Aachen, Düsseldorf, Elberfeld, Münster und Osnabrück und ihre Ankunft in Bremen erfolgte am 17. Dec. Hauptmann Thorbecke mit der schon aufgelösten Schützencompagnie, so wie eine freiwillige Abtheilung der Bürgerwehr und große Volkshaufen hatten sich zum Empfange eingefunden.

Endlich schlug auch für die übrigen noch Abwesenden die Stunde der Heimkehr. Am 6. Dec. verließ die Brigade ihre Cantonnirungen und marschirte nach Brüssel, wo der Oberst Campbell den Oberbefehl niederlegte. Major von Stein übernahm die Führung der Brigade. Der Marsch ging von Löwen bis Geldern, wo vielfach zusammentreffende Truppenzüge zu einem vierzehntägigen Aufenthalte nöthigten. Große Beschwerden erlitt die Brigade durch die bedeutenden Ueberschwemmungen in der Gegend von Osnabrück, welche zu allerlei Umwegen nöthigten, bis endlich am 16. Januar 1816 die Thürme Bremens sichtbar wurden. Verwandte der Heimkehrenden, theilnehmende, fröhliche Freunde, Haufen von Schaulustigen und die gesammte Bürgerwehr bewillkommten die theuern An-

kömmlinge. An der Spitze der Brigade marschirte das bremische Bataillon.

Am folgenden Tag vereinte der Senat die Bataillons- und Compagniechefs der ganzen Brigade zu einem fröhlichen Gastmahl und erst am 20. Jan. verließen die Abtheilungen der Schwesterstädte Bremen und die Umgegend, wo namentlich die Reiterei ihr Quartier gehabt hatte.

Bald nach der Rückkehr des Bataillons erfolgte auch die Reduction desselben. Nur ein geringer Theil desselben wurde als Kern und Stamm im Dienste behalten.

Schluß.

Das war die letzte Kriegsfahrt der Bremer. Sie wurde unternommen zu einer Zeit der Noth, wo der Zustand der Staatskasse keineswegs der Art war, um mit Glanz aufzutreten. Hier aber bewährte sich wieder der bremische Patriotismus, indem der Freiwillige eine Ehre darin suchte, seine Rüstung auf eigene Kosten zu besorgen, ja ein einzelner Bürger ein ganzes Jägercorps errichtete, wodurch dem Staate die Ausrüstung der stattlichen Kriegshaufen, welche 1814 und 1815 ins Feld rückten, unendlich erleichtert wurde.

Dreißig Jahre sind seit jener Zeit verflossen, dreißig Friedensjahre mit ihren Segnungen, und möge dieser Zustand noch von langer, langer Dauer sein! Als das Fest der 25jährigen Befreiung der Stadt gefeiert wurde, bei welcher Gelegenheit auch die Freiwilligen aus den Befreiungskriegen mit aufzogen, da war schon manche

Lücke in der Schaar zu bemerken; und nach weitern 25 Jahren werden sich nur noch Wenige um das alte Banner schaaren; die Meisten werden zu ihren Vätern versammelt sein. Jener Sinn aber, der sie beim ersten Schimmer der erwachenden Freiheit trieb, freiwillig das Schwert zu des Vaterlandes Wohl zu ergreifen, wird nicht mit ihnen ersterben; er sei das ewige Erbtheil der bremischen Jugend, und sobald des Landes Noth es erheischt, möge sie sich des altangestammten Waffenruhmes nimmer unwürdig zeigen.

